Die auswanderer

Grete von Urbanitzky

Digitized by Google

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION



Digitized by Google

Digitized by Google

Grete v. Urbanitzky

Die Auswanderer

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Auswanderer

Roman

von

Grete v. Urbanitzky

1921

Wiener Literarische Anstalt

Wien Gesellschaft m. b. H. Berlin

Digitized by Google

Alle Rechte, besonders das
der Übersetzung, vorbehalten

Copyright 1921 by Wiener
Literarische Anstalt, Gesell-
schaft m. b. H., Vienna

Druck der Gesellschaft für
graphische Industrie, Wien

Verlags-Nr. 83

Digitized by Google

I.

Die Schritte der drei Menschen klangen hart und fremd auf dem Pflaster der morgenvereinsamten Hafenstadt. Zwingender Wille schien drei Leben aneinander zu ballen, daß sie eine einzige Masse waren in dem Nebel, der auf grauen Häusern und Straßen lag.

Heinz zog den Arm seiner jungen Frau tiefer in den seinen. Sie fröstelte im feuchtkalten Morgenwind. Franz sah fragend zu seinem Herrn auf. Dieser nickte ihm zu und blieb jäh vor einer Schenke stehen, die noch mit nachtgewohnten, bunten Lichtern grell in den Morgen stach.

„Ich weiß hier ein Zimmer, in dem wir ungestört bleiben werden. Es ist nicht Zeit genug, um noch einmal in das Hotel zurückzukehren. In den Straßen ist es zu kalt für dich. – Komm!" sagte Heinz und öffnete die Türe.

Maria blieb einen Augenblick zögernd stehen, dann folgte sie dem vorausschreitenden Gatten durch die rauchigen Räume, in denen Matrosen und Hafenarbeiter zechten und lärmten, bis in das kleine Zimmer, das der Wirt, mit einem Blick auf Heinz sich verbeugend, öffnete.

3494
.152
.313
(RECAP)
551544
Digitized by Google

Franz sah erwartend von seinem Herrn auf die junge Frau, stellte einen schwarzen Soldatenkoffer auf den Boden und zog sich dann, immer mit den Blicken an seinem Herrn hängend, an den Tisch in die Ecke zurück. Heinz sah ihn rasch an und rief: „Komm nur zu uns, Franz, — heute mußt du bei uns sitzen!"

Der Wirt trat ein, fragte mit neuerlichem Bückling, während sein Blick mit erstauntem, kaum verborgenen Lächeln Franz streifte: — „Herr Rittmeister, befehlen?"

Heinz bestellte und wandte sich dann an seine junge Frau, die sich erstaunt in der kleinen, gemütlich eingerichteten Weinstube umsah: „Hier war ich während der letzten großen Flottenmanöver Stammgast — seither war ich nimmer hier!" Er sah umher. „Aha — die Bilder haben sich hier ja gründlich verändert — aber sonst ist es ganz wie damals. Hier habe ich manchen Abend in anregender Gesellschaft verbracht!"

Maria schwieg während der Wirt Speisen und Rotspon auftrug. Dann faßte sie nach der Hand ihres Gatten. „Nun ist mir doch sehr bange!" sagte sie leise und barg sich fröstelnd tiefer in ihren Mantel. „Und gestern war ich noch so stark, als wir von meinem Vater Abschied nahmen!"

Heinz hielt ihr das gefüllte Glas entgegen. „Das macht der Nebel, Maria!" erwiderte er. „Du kanntest ihn noch nicht. Er schminkt hier alles in lastende Bangnis.

Digitized by Google

Warte nur, bis die Sonne kommt! Dann leuchten die Häuser und Straßen auf — das Meer und die Ferne! Die Ferne — du! Das Wort allein ist schon berauschend! —"

In Marias Wangen stieg schüchternes Rot. Lächelnd sah sie auf ihren Mann und führte das Glas an die Lippen. „Es ist ja unser Wunsch!" sagte sie. „Nur für Augenblicke scheint es mir schwer — — all das Unbekannte, das uns erwartet!"

Heinz wandte sich an seinen Diener. „Franz, überlege dir alles noch einmal genau! Drüben wird alles ganz anders sein. Wir fahren ja nicht in das Ungewisse, — aber doch in ein ganz anderes Leben. — Wir haben manches miteinander mitgemacht, Franz. Diese vier Jahre draußen, — es war vieles schwerer, als wir uns heute erinnern. — Aber du hast keinen Grund mitzugehen! Du fändest auch hier Arbeit, Verdienst und so auch die Ruhe, die du dir ehrlich verdient hast. Für dich hat Deutschland noch offene Arme! —"

„Nein, Herr Rittmeister!" entgegnete Franz. „Für mich ist es nichts mehr hier. Ich mag nicht dableiben! Im Betrieb halte ich es nicht aus, — ich kann doch nicht mehr zu meinen Maschinen wie ich will. Und mit diesen Menschen kann ich nicht leben, — ich kann nicht!

Und heim kann ich ja auch nicht! Ja, wenn meine Eltern nicht das Anwesen verkauft hätten! Aber so!

Digitized by Google

Das Wirtsgeschäft, das sie jetzt haben, freut mich nicht, — seit der Xaver mitzureden hat, schon gar nicht! Der hat sich gut in die Wolle gesetzt, während ich an der Front war! Jetzt wuchert er die Leute aus, handelt mit Lebensmitteln und verhetzt uns mit seinen Ideen die paar anständigen Leute, die wir noch im Dorfe haben!"

„Aber gerade da könntest du arbeiten, — bessern, Franz! Überlege es dir noch — noch kannst du zurück!" mahnte Heinz.

„Nein, Herr Rittmeister!" entgegnete Franz fest. „Für die Zeit, wie sie jetzt ist, bin ich nicht zu brauchen. Ja, wie es früher war! Da haben meine Eltern für unsere Butter, für unser Getreide oft mehr bekommen als die anderen, — weil es Vater und Mutter verstanden, weil unsere Produkte besser waren. Aber so! Ware verstecken und warten, bis der Hunger sie teuer macht! — Und mit der Arbeit im Betrieb ist es dasselbe. — Die Leute erpressen sich gegenseitig. — Und dann überhaupt! Ich halt's in dem Land nimmer aus. Mir ist alles verwirrt! — Da — beim Herrn Rittmeister — da bin ich daheim! Da weiß ich, wohin ich gehör'! — — Wir waren vier Jahre zusammen draußen — ich laß den Herrn Rittmeister nicht allein!"

Wortlos griff Heinz nach der Hand des Treuen.

„Das ist nun unsere letzte Stunde in Deutschland!"

Digitized by Google

sprach Maria langsam und ihre Blicke suchten durch die angelaufenen Scheiben der Weinstube hinaus.

„Ja, Maria!" nickte Heinz und schenkte die Gläser voll. „Es ist ganz seltsam, daß wir sie gerade hier verbringen! Das ist noch ein ganz eigener Abschied. Ich habe hier manchen Abend verlebt. Damals – als junger Leutnant. Besonders einer ist mir unvergeßlich. Der lange Ottwitz war dabei, den du kennst, noch einige Herren vom Regiment – und dann Marineoffiziere. Flottenmanöver! Es lag damals schon so etwas in der Luft – eine ganz seltsame Spannung. Über den einzelnen Abschnitten des Manövers, hinter den klirrenden Worten der Vorgesetzten, hinter den stolzen Reden der jungen Offiziere lag unausgesprochen immer der Name jenes einen Landes, jener einen Macht. Aber vielleicht bilde ich mir das nur ein – diese Menschen waren ja alle nur dazu erzogen, für den Ernstfall zu leben, für die große Kraftprobe. Und diese hieß – eingestanden oder nicht – England. Und damals schon! – Es war ein kleiner Leutnant unter uns – ich habe seinen Namen vergessen. Einer von denen, die von der Welt etwas gesehen haben. Der meinte plötzlich in all die begeisterten Reden über die Einzelheiten des Manövers hinein: Und doch, Kinder – ich kann euch nicht helfen. Wenn man erst einmal in England war: Respekt, grenzenlosen Respekt bekommt man! Und dann fällt

Digitized by Google

einem immer wieder der Gedanke an: Ist diese von allen Seiten genährte heimliche Rivalität und Feindschaft nicht ein Unding? England und wir — das wäre der Weg!

Es kam damals fast zu einem Zusammenstoß nach diesen Worten. Ein ranghöherer Offizier sprach etwas von Politik — verboten für Offiziere — und so weiter. — Als ob die Manöver und die an ihnen hängenden klirrenden Reden nicht Politik gewesen wären! — Ich selbst war damals aber auch empört und schloß mich den Rufen: Seine Majestät wisse schon selbst, — Deutschland könne allein bestehen — der Dreibund sei Gewähr genug — und anderes, an. — — Ja, Maria, es war ein Gerede, wie manches andere, wir waren jung, begeistert und es gab viel Wein! — Was wußte ich damals von der Macht der Handelspolitik? Ich sah wie alle in den Waffen den wichtigsten Schutz Deutschlands. — — Nun fällt mir das alles heute ein und erscheint mir — —"

„Laß die Politik!" warf Maria müde und mit einem Seitenblick auf den andächtig lauschenden Franz ein. „Was hat dies alles noch für einen Sinn? Ich weiß, wir sind nun einmal so: — noch im letzten Augenblick Politik, Reden, Meinungen — — verzeih', Heinz, aber ich bin dieser Dinge so müde!"

Heinz faßte nach ihrer Hand. „Ich kam mir nur aus, Liebes! Wir haben sicherlich Wichtigeres zu

Digitized by Google

bedenken. Es fiel mir nur ein. – Denn als ich das letzte Mal hier saß, war alles noch ganz anders. Und jene Worte des kleinen Leutnants, die mir eben so stark einfielen, haben nun plötzlich eine ganz andere Bedeutung. – Vielleicht war er klüger als wir alle? – – Aber du hast Recht, es ist müßig, diesen Dingen nachzusinnen. Wir dürfen nur mehr an uns und unser neues Leben denken! – Ich bin ja so voll Zuversicht, Maria! Es gibt mir eine ganz neue Beschwingtheit, daß nun alles einzig auf mich und auf uns ankommen wird. Ist das nicht das Schönste, das es gibt – du?"

Heinz faßte nach der Hand Marias und schob Franz das gefüllte Glas zu. „Das letzte Glas – Franz, stoße doch mit uns an! – Das neue Leben – unsere neue Heimat!"

Drei Gläser klangen ineinander.

Digitized by Google

II.

Heinz und Maria verschlangen ihre Hände schmerzhaft fest ineinander als die Küste mehr und mehr ihren Blicken entschwand. Sie erlebten es tief, daß ihre Hände noch nie so ineinander gelegen als in dieser Stunde. Das empfanden sie in all der dumpfen Trauer wie eine fremde, starke Freudigkeit.

Heinz sann tief in sich hinein: Was hatte er bisher von dem jungen Weibe gewußt, das sein eigen geworden? Fünf Jahre waren sie nun miteinander vermählt und doch — war ihr Einandergehören jene Ehe im tiefen, beglückenden Menschensinne gewesen? Fremd, unerkannt lag ihr Geheimstes vor einander.

Heinz sann zurück, wie er als junger Leutnant um Maria geworben, wie sie während der ersten Urlaubstage im Kriege seine Frau geworden. O, mit aufjubelndem Blute hatte er damals Maria erlebt, ihre junge Schöne, die herbstolze Eigenart ihres Wesens. Aber die steile Pflicht seines Berufes, in der er immer eine Berufung zum Stolzesten gesehen, riß ihn nach kurzen Tagen von ihrer Seite. Und so war er während des Krieges immer nur kurzer Gast in seinem Heime

Digitized by Google

gewesen. Ja, Gast! Heinz bedachte erschreckend dieses Wort. Festlich wie einem Gaste war ihm immer sein Weib begegnet und festlich begegneten ihm auch die ihm noch nicht vertraut gewordenen Dinge seines Heimes. Festlich und fremd. Aufjubelndes Blut stand da immer zwischen Maria und ihm und wehrte ihrem innerlichen Nahekommen. Aufjubelndes Blut, bedrängt von der Härte langen Einsamseins, emporgeküßt von dem schwersten Gedanken: vielleicht das letzte Mal! So hatte die Liebe ihnen Leidenschaft und Bangen gegeben, ihnen die Trunkenheit am Abgrund Tanzender geschenkt, aber nie die Sicherheit des Besitzes, aus der die Wege innersten letzten Sichsuchens und -findens emporstrahlen. Und vielleicht war es für ihn jetzt gar nicht mehr so leicht, wieder auf die Stimme seiner frühesten Sehnsucht zu hören, sich restlos mitzuteilen, sich finden zu lassen? Denn da lagen Jahre zwischen ihm und dieser Sehnsucht, Jahre, die ihn umgewandelt, die ihn schweigen gelehrt und Verborgenes tragen. Jahre, immer nahe dem letzten Tore gelebt, in einem schwersten Bereitsein. Jahre des härtesten Einsamseins, des härtesten, weil er doch nicht allein, sondern nur einsam gewesen, verhüllt und unerkannt unter Menschen, deren stete Nähe er angesichts der letzten Dinge oft qualvoll bedrängend empfunden. So viel Neues, Ungeahntes, sein Letztes Wandelndes war ihm zugewachsen in diesen vier harten

Digitized by Google

Jahren, ein Reicher- und Ärmerwerden, von dem man in kurzen Urlaubstagen auch dem liebsten Menschen nicht künden konnte. Und vielleicht gerade deshalb nicht, weil dieser liebste Mensch ihm die liebste Frau, sein junges Weib war, dem seine bangenden Sinne zublühten in den kurzen Tagen des Beisammenseins.

Maria! Heinz empfand es jäh und fast erschreckend, daß diese Fahrt in ein neues Leben auch die Fahrt zu dem letzten Erfüllen ihrer Liebe, zu ihrem wirklichen Erleben, – zu ihrer letzten und lebensbestimmenden Prüfung war.

Forschend sah Heinz in das Antlitz seiner Frau. Ihr Blick ließ die Ferne und ging in den seinen. „Nun ist plötzlich alles von mir abgefallen," sagte sie leise, „was noch Bangen war. Du bist bei mir! Ist es nicht Seligkeit, daß wir die Tore hinter unserem vergangenen Leben zuschließen durften und nun in neues Leben, in einen unerhörten, neuen Beginn hineinfahren? Schon erscheint mir alles Vergangene fast ausgelöscht. Ich fühle nur: Wir fahren – immer weiter – und du bist bei mir!"

Heinz küßte schweigend Marias Hände. Das junge, warme Leben, das sich so gläubig an ihn schmiegte, durchpulste ihn mit glücklichem Stolze.

„Ich bin so froh," fuhr Maria fort, „daß dieses letzte Jahr hinter uns liegt. Es hat so viel Häßliches für dich gebracht, so viele Demütigungen!"

Digitized by Google

„Ja!" nickte Heinz und sah starr in jene Richtung, wo der letzte Streifen deutschen Landes ihren Blicken entschwunden war. „Deutschland hat uns den Abschied nicht schwer gemacht! Dieses letzte Jahr war bitterer als alles, was ich in bösesten Stunden im Felde erlebte. Viel, viel bitterer! Nur zu lebendig steht noch alles vor mir. Die Heimkunft damals! Als uns der Mob an den Bahnhöfen und in den Straßen die Achselstücke herabriß, als uns die Straßenjungen beschimpfende Worte nachriefen! Ja, die Heimat empfing uns wie Aussätzige — uns, die wir vier Jahre um sie erduldet und gekämpft! Ich darf gar nicht mehr daran denken!" Sein Antlitz war jäh härter geworden und seine Hände fingerten erregt.

„Und doch war ich auch glücklich damals!" sagte Maria. „Daß dies zu Ende war, dieses zehrende Warten Tag für Tag, Stunde um Stunde — dieses Bangen von einer Post zur anderen, Hinaushorchen in jede Nacht. Erschrecken über jeden Sieg und über jede Niederlage. — Heinz, vier Jahre habe ich jede Nacht in gehetzten Träumen jenes Furchtbarste ahnen und erleben müssen! — Und so wie ich — tausende und tausende Frauen — bei uns und bei den anderen. Du darfst nicht klein von uns Frauen denken, Heinz, — aber für uns, für mich, war das Ende, so schlimm es war, zuerst nur der eine erlösende Gedanke: Nun ist es keinem mehr Pflicht, zu töten!"

Digitized by Google

Heinz strich Maria mit weicher Hand die Haare aus der Stirne. „Das liegt nun weit, Maria! Wir müssen vergessen lernen! Denn nur dann gibt es für uns eine Zukunft. Das Erleben draußen vergesse ich nicht, das war trotz allem berauschend und von strahlender Härte. Ich meine das ganz von mir aus, — denn ich erlebte mich da draußen und drang in mancher Stunde über vermeintliche Grenzen hinaus. Aber vergessen muß und will ich das letzte Jahr. Dieses demütigende Suchen nach Arbeit, dieses Mißtrauen der jetzt Herrschenden, dieser spöttische Unglaube an meinen Arbeitswillen nur — weil ich Offizier war."

„Und diese Menschen um uns!" rief Maria erregt. „Daß wir ihnen entflohen sind, ist mir schon ein Erlösen! Ich hätte es nicht länger ertragen, ich wäre irre geworden, an allem, allem!"

„Mein Glaube brach schon zusammen!" sagte Heinz mit schwerer Stimme. „Hätte ich noch glauben können — ich wäre nicht fort. Aber ich glaube nicht mehr. Ich sehe keinen Ausweg aus der Herrschaft der Schieber und politischen Abenteurer. Die Gemeinheit hat sich so tief in unser ganzes Leben gefressen, sie hat alles, alles vergiftet. Die Menschen sind ganz untertan der raffenden Gebärde, dem tollwütigen Tanz um das Heute. Es ist keiner, der an das Morgen denkt, der an das Morgen glaubt. Nur an das Heute glauben sie inbrünstig und

Digitized by Google

verzweifelt. Und hinter ihnen stehen die Treiber, die Nervenmenschen mit vergiftender Tinte und fälschender Druckerschwärze. Die peitschen den Selbstvernichtungs-sabbat zum roten Bacchanal und irrsinnige Nerven jubeln ihnen folgend: Selbstvernichtung ist der Sieg!"

Maria schwieg. Sie nahm den Hut vom Kopfe und ließ ihr Haar dem Winde. Und schon schien ihr dies neue Freiheit, daß sich Wind in ihrem Haar verfing und ihre Wangen koste, — fröhlicher, junger Wind! Ihre Wangen blickten heller, sicher und gläubig lag ihre Hand in der ihres Mannes.

Und Heinz sprach weiter in ihr Schweigen: „Wir müssen das letzte Jahr und das ganze Geschehen in Europa von uns wegschieben. Ja, das müssen wir, Maria! Uns selbst müssen wir zu einer Insel schaffen! Wir müßten es nicht, wenn wir ganz anders, ganz frei von alledem wären, das uns von außen feindlich gegen-überstand. Aber ich selbst — ich würde lügen, sagte ich: Ich bin frei! Das alles ist nicht spurlos an mir vor-übergegangen, es hat mich doch irgendwie verändert!"

„Ich empfinde das nicht!" entgegnete Maria ver-wundert. „Ich wußte mich immer im Gegensatz. Du weißt doch, wie ich niemanden mehr sehen wollte, wie es mich verstörte, daß jeder, einer nach dem andern, sich nach dieser Richtung hin veränderte, seine Meinungen

Digitized by Google

wechselte, anders empfand, anders handelte. Und sagte ich mir auch, daß es bei manchem die Not — —".

„Nein!" widersprach Heinz trübe und nachdenklich. „Es war nicht dies allein. Die geistige Luft veränderte die Menschen, nicht nur der Zwang ihrer Lebensverhältnisse. Es ist jetzt üble Luft in Europa. Die verdirbt auch die beste geistige und sittliche Gesundheit.

Ach, Maria, es wäre alles so furchtbar einfach, wenn man den politisierten Menschen glauben könnte. Dann wäre eine Partei böse, die andere edel, so wie in ganz alten Geschichten. Und wenn die böse Partei zur Herrschaft gelangt, dann ist sie an allem schuld, dann ist es ja ganz natürlich, daß alles häßlich und gemein werden muß.

So einfach ist es aber nicht. Europa hat eine furchtbare Schuld auf sich geladen und krankt nun am bösen Gewissen. Wir europäischen Menschen glauben nicht mehr an uns, ob wir uns nun verzweifelt brutal verteidigen und als ausgleichende Gerechtigkeit übende Sieger fühlen oder als Unterlegene unsere Erniedrigung die gerechte Strafe nennen und uns selbst beschuldigen. Es ist alles dasselbe. Uns hat das böse Gewissen. Das ist eine Krankheit, die den Geist vergiftet und unser Blut böse und krank macht! — Keiner blieb frei. Auch ich nicht — Maria! Ich habe es dir nie so richtig sagen können, weil es mir selbst nie so ganz tief bewußt

Digitized by Google

wurde — aber dunkel habe ich es all die Monate her empfunden. Ich kam nur nie so ganz zu mir in der Hast des letzten Jahres, in dem Suchen nach neuem Erwerb, in der Anteilnahme an politischen Ereignissen. Und jedes Atemholen war doch nur Flucht in irgend eine unwahre Lustigkeit hinein."

„Darum ist es für mich das Schönste, daß wir nun in die Stille reisen!" sagte Maria und sah Heinz voll an. „So viel Kampf dir das neue Leben auch bringen mag und so viel schmerzhaft neues Gewöhnen für mich — — wir werden doch endlich zu uns kommen können!"

„Fühlst du das auch?" fragte rasch und forschend Heinz.

„Ich weiß es so recht eigentlich erst," antwortete Maria, „seit wir auf dem Meere sind. Schon, daß ich über das, was hinter uns liegt, wie über Fernes, Vergangenes sprechen kann, daß ich überhaupt darüber sprechen kann, ist Befreiung und klärt."

„Ist es nicht, als wären wir schon anders geworden?" fragte lächelnd Heinz. „Schon ist ein Stillesein über mich gekommen. Und du — auch ich denke weniger an alle die äußerlichen Veränderungen, die uns nun erwarten, als daran, daß wir nun ganz für uns leben werden, daß ich ganz anders bei dir sein werde, als in Deutschland."

Maria schwieg und beide sahen auf die unendlichen Wasser.

Digitized by Google

III.

In Rotterdam empfing sie das reiche Leben der Hafenstadt. Arm in Arm wanderten sie durch die Straßen und nahmen jedes kleinste Erlebnis wie ein Geschenk, das ihnen, gerade ihnen zugedacht war. Und war es nicht auch so, daß jedes geringste Erleben den Ring um sie enger schloß, durch sie zu neuem Sinn erblühte?

Franz schlenderte allein durch die Straßen. Sehr stolz schritt er aus und war sich mit jedem Herzschlage bewußt, daß er auszog, ein neues Leben zu erobern. Seine Schultern schoben sich breit und sicher durch die Menge. Fremdartiges, namentlich die Kleidung holländischer Schiffer, fremdrassiger Arbeiter und übertrieben vornehm gekleideter Reisender, betrachtete er mit spöttischer Neugierde. Seine ganze Anteilnahme aber nahm der Hafen gefangen. Stundenlang blieb er dort und wurde ganz Schauen. Packhäuser, Werften, Lagerhallen verschmolzen ihm zu einer wirren Einheit und staunend bewunderte er die geschäftigen Männer, die diese Einheit sicher beherrschten. Hier waren die holländischen Schiffer Herren — Könige! Hier verlernte er das Lächeln

Digitized by Google

über ihre bronzenen, blondbestoppelten Gesichter, denen die Ohrringe so seltsam standen. Erschreckt sah er zu den derben Dirnen, die da und dort aus grobkarierten Betten von einem Bootsdeck lachten. All dieses Leben erschütterte ihn durch seine Fremdartigkeit. Es gab keine Brücke von ihm zu dem nacktarmigen Manne, der, die Beine gespreizt, seelenruhig am Steuerrad eines Schleppdampfers stand. Es gab keine Brücke, denn er verstand nicht des Fremden Sprache, verstand nicht einmal seine Arbeit.

Das auf ihn zudrängende Fremde erfüllte Franz aber nicht lange mit Verlassenheit. Er stemmte allem Neuen die verankerte Sicherheit seines Seins entgegen und nahm alles Erleben langsam und bedächtig in sich auf. Sein Stück Welt rammte sich in das Leben um sich als Einzelnes ein, als wäre es schon immer hier gewesen.

Als Heinz und Maria sich mit ihrem Diener vor der Abfahrt des großen holländischen Ozeandampfers trafen, lächelten sie einander zu und Maria wußte dieses leise Lächeln eines unbewußten Einverständnisses nicht zu deuten. Nur Heinz ahnte dunkel, daß ihnen ein Neues zugewachsen war, in dem sichere Abwehr und fröhliche Bereitschaft lag.

Und dann schob sich alles wie ein Traum in ihr Bewußtsein. Ein fremder, bunter Traum, aus dessen

jagenden Bildern sie erst erwachten, als sie auf das Deck kamen und die holländische Küste schon ihren Blicken verloren war. Da umfühlten sie schon mit Sicherheit dieses neue Leben, das nun länger als einen Monat das ihre sein sollte. Das Schlafgemach auf der schwimmenden Insel, die vielen fremden Menschen und Schicksale, die sie umgaben, die Weite des Meeres um sie und der unendliche Himmel. Immer enger schlossen sie sich aneinander und suchten in tastenden Gesprächen und jähen Bekenntnissen ein Nahesein ihres Lebens zu schaffen, das ein neues, starkes Heimatgefühl schenkte. Und schon ahnten sie den Weg, jenen Weg, der sie hieß, je fremder und ferner die Außenwelt ihnen war, umso heißer den begonnenen Wegen zueinander nachzuspüren, um ihrem Leben neue Heimat zu schaffen.

Heinz und Maria vergaßen Franz über dem starken Erleben zueinander drängender Liebe. Tief in ihre eigenste Wesenheit versenkt, die zwingend und heimlich neue Wege zu dem geliebtesten Menschen suchte, waren andere Menschen für sie fremder als sonst und bedeutungslos. Die Mitreisenden erlebten sie wie irgend einen bunten Bestandteil ihrer Reise, sahen sie nur als farbige Masse und sannen kaum über das viele fremde Schicksal nach, das mit ihnen über die unendlichen Wasser fuhr.

Und doch schraken sie beide aus beglückendem Sichgehören, als sie Franz mit einem Knaben trafen, dessen

Digitized by Google

Hand zutraulich und fest in der seinen lag. Maria trat einen Schritt zurück, als sie der Blick des Knaben traf, ein tiefernster, dunkelblauer Blick. Heinz aber beugte sich sofort zu dem Jungen, fuhr ihm mit einer raschen und fröhlichen Bewegung über das blonde Haar und fragte ihn nach seinem Namen.

„Friedl!" antwortete der Knabe und sah forschend zu dem fremden Manne auf.

Nun trat auch Maria hinzu und sah fragend auf Franz. Franz kam ehrerbietig näher und erzählte, während Heinz mit dem Knaben ein Gespräch über das Meer und seine Bewohner begann, über seinen jungen Freund: „Seine Mutter ist krank. Sie reisen Zwischendeck. Aber der Steward ist dem Knaben gut, auch der Kapitän. Da darf er überall hin, weil ihm das Schiff so viel Spaß macht. Es sind Auswanderer, gnädige Frau. Der Mann fuhr nach dem Zusammenbruch in Deutschland nach Niederländisch-Indien und hat dort im Bergbau gearbeitet. Heuer kam er zurück und wurde schwer krank. Er hat es der Frau immer wieder auf die Seele gebunden, — sie soll hinüber mit dem Buben, auch wenn er nicht mehr ist. Denn er hat drüben Freunde gefunden. Sie wollen beide auf den Plantagen in Java arbeiten. Als es dem Mann schon sehr schlecht ging, hat er hinüber geschrieben. Und jetzt, nach seinem Tode, ist die Antwort gekommen und Hilfe für die Reise. Da

Digitized by Google

hat es die Frau, sie heißt Bösbauer, nimmer in Deutschland gelitten, sie hat sich halt auch in all das Neue nicht finden können. – Sie schläft jetzt, die Mutter. – Der Friedl wird nicht viel Halt haben an ihr. – Der Steward sagt, sie hat es auf der Lunge!"

Ernst lauschte Maria den Worten. Das fremde Schicksal riß sie aus der Versunkenheit in ihr Glück, wie erwachend sah sie die Reisenden an, die in losen Gruppen auf dem Deck standen. Dann trat sie zu ihrem Manne und dem Knaben. Heinz nickte ihr lächelnd zu. „Friedl frägt mehr, als ein Mensch beantworten kann!" sagte er mit demselben fröhlichen Lächeln. „Aber wir vertragen uns schon sehr gut!"

„Wo bist du daheim?" fragte Maria.

„In Kattowitz," antwortet der Knabe. „Vater arbeitete dort im Tagbau. Aber es hat sich alles so schrecklich geändert. Wir waren nicht mehr frei. Die Organisation bestimmte alles, man durfte nicht mehr arbeiten. Da ging Vater fort. Mutter wusch in den Familien der Ingenieure. Aber sie hat es nie recht vertragen. Und darüber ist sie immer kränker geworden. – Aber jetzt –" des Knaben Stimme wurde hell und froh, „nun wird ja alles anders werden! Vater hat immer gesagt, daß es drüben das Richtige für Mutter wäre – die viele Sonne!" Er sah mit sehnenden Blicken über die Wasser in eine Ferne hinein.

Digitized by Google

Maria schwieg. Es tastete leise und erregend an ihr Empfinden, daß auch dieser Knabe von drüben das Heil erwartete, ein neues, glücklicheres Leben. Wieder flog ihr Blick zu den Reisenden hinüber. Aber sie alle hatten glatte beherrschte Gesichter, aus denen Maria nichts erkennen konnte.

Heinz schien ihre Gedanken zu erraten. „Wir hätten auch Zwischendeck reisen sollen," sagte er neckend zu Maria. „Da hättest du manches erlebt! Die Menschen hier sind langweilig, weil sie sich nicht erraten lassen!"

„Ich will gar nichts wissen!" antwortet Maria leicht verletzt. „Ich will ja von den Menschen fort." Sie verstand sich selbst nicht, warum sie die Frage ihres Mannes so seltsam auffaßte. Aber ihre Gedanken liefen weiter. Er langweilt sich schon mit mir allein, weil er in mir Begierde nach Fremden vermutet, sann sie und folgte widerstandslos ihren Gedanken, die sie in eine dumpfe Trauer hüllten.

Heinz erriet nicht, was in Maria vorging und sprach weiter mit dem Knaben und Franz. Franz hatte den Knaben bei der Hand erfaßt, er wollte auch äußerlich zeigen, daß Friedl mehr zu ihm gehöre, als zu seinem Herrn. Friedl fühlte das auch sofort und legte in seine Worte dem vornehmen Herrn gegenüber mehr Entfernung und Achtung.

Maria fand langsam in das Gespräch wieder zurück und fügte ihre Worte herzlicher, als sie schon empfinden

Digitized by Google

konnte. Heinz sollte nicht merken, daß sie seine Anteilnahme für fremdes Schicksal irgendwie merklich verletzte. So ward das Sprechen der drei Erwachsenen ein unbewußtes Werben um die Freundschaft des Knaben. Nur Heinz sprach frei und unbekümmert. In ihm schwang kein Untergefühl und Untergedanke.

Der Knabe kam jeden Tag auf kurze Zeit zu Heinz und Maria herüber. Und unmerklich verwuchsen die drei Auswanderer mit seinem Schicksal. Das Befinden Frau Bösbauers wechselte. Heinz und Maria erwarteten täglich mit Spannung den Knaben und Franz und lasen schon von weitem von Friedls Antlitz, ob es seiner Mutter besser oder schlechter ginge. Auch der Schiffsarzt kam täglich und berichtete. Und so ging es wechselnd tagelang.

Im Mittelländischen Meer und Suezkanal wurde Friedls Antlitz mit jedem Tage sonniger und froher. Nur der Schiffsarzt schüttelte den Kopf. „Gerade diese plötzliche Besserung gefällt mir nicht!" meinte er. „Es handelt sich vor allem darum, ob Frau Bösbauers Herz aushalten wird denn es wird noch mancher Sturm für sie kommen."

Heinz und Maria saßen nun lange Abende am Deck. Aber sie sprachen nicht mehr. Sie sahen stundenlang schweigend in die blaugraue Mondnacht hinaus. Und sie sahen gefangen in einem erschütterten Schauen die

Digitized by Google

blaue Wüste am Horizont, und einen silberdurchflammten Himmel über sich, vor dessen Größe sie erschraken. Sie verschwangen mit der unendlichen blaugrauen Leere um sie und zitterten mit der Wüste nach einem erlösenden Sturme, nach des Wüstengottes Eingriff in die unsagbare Stille. Sie erschraken vor der Menschenkühnheit, die die Wüste zu durchschneiden wagte, der Kühnheit jener Priester des Menschengottes Mathematik.

Diese Stille, die ihnen anfangs den Atem niederdrückte und die Schläfen preßte, wurde ihnen mählich Freund. Sie bargen sich in die blauen Falten seines Mantels. Schwere entfloh, Denken zerbrach, Schauen und Fühlen strahlte in ihr Sein wie der schwindelnd hohe Himmel über ihnen.

Ergreifendes Erleben ward ihnen, daß das Schauen den Schlag ihres Blutes in den gleichen Takt zwang und ihre Atemzüge ruhig und tief ineinandergingen. Da schien es jäh groß und Schicksal, daß ihre Hände ineinanderruhten. Ineinander ruhten sie auch in dem fremden und aus schauendem Erleben aufblühenden Wunsche, Bestimmtheit und Persönliches abzustreifen. O Flucht vor Grenzen, Sinken des Ichseligen und Verschwingen im Unendlichen!

Heinz und Maria entbrachen der wortgeborenen Bestimmtheit ihres Seins, ihr Nennen und Deuten schwieg, Schranken zwischen Landschaft und ihnen fielen im

Digitized by Google

Strome eines Einsfühlens mit allem Leben, Persönliches zerflatterte, strömendes Fühlen schuf sie zu schlichten, verklingenden Liedern, die versanken in einer Melodie, die das All erfüllte.

Diese Nächte wurden das Geheimste von Maria und Heinz. Sie selbst rührten am Tage mit keinem Worte daran in einem scheuen Einverständnis. Ihre Tage aber spielten in bereiter Fröhlichkeit mit den Stunden. Namen und Vergleichen kam wieder und gab ihnen jene Sicherheit, die sich in leiser Scham ungern des schrankenlosen Verlierens des Persönlichen erinnerte.

„Nun sind wir im Roten Meere!" rief Friedl seinen neuen Freunden zu. Heinz nickte und freute sich mit ihm der Farben und Tiere. Maria blieb immer mehr abseits. Sie sah hinaus auf die Wasser, alten Sagen nachsinnend und dem Schicksal eines tragischen Volkes, das sein Gott durch diese Wasser geführt.

Sie verstand Heinz in seiner jähen Freundschaft zu dem Knaben nicht ganz. Das Kind in Heinz war ihr immer fremd geblieben. So vermochte sie nicht an die Echtheit seiner Anteilnahme für Geschichten von weißen Mäusen und gezähmten Eichhörnchen zu glauben. — So meinte sie immer stärker, in seinen tollwirbelnden Gesprächen mit Friedl den Versuch einer Flucht vor dem ausschließlichen Alleinsein mit ihr zu erkennen. Sie lauschte dem fröhlichen Lachen der beiden mit leiser Eifersucht.

Digitized by Google

Deshalb war Maria froh, daß Friedl bei seiner Mutter blieb und sie mit Heinz allein durch Aden wandern durfte. Auch Franz stieg an Land, aber er erbat sich die Erlaubnis, allein „schauen gehen" zu dürfen.

Und wieder umfing Heinz und Maria eine Farbigkeit, die sie ihnen selbst entführte. Die schönen Gestalten der Neger, die fesselnden Köpfe der Araber, welche auf herrlichen Pferden durch die Gassen sprengten, die harte Landschaft — verschmolz ihnen zu einem Bilde von wilder Schönheit. In ihr Schauen und Erleben schwang das befreiende Wissen, völlig ungebunden und ferne der Enge ihres bisherigen Lebens zu sein, unerreichbar für all das Häßliche, was sie ein Jahr lang bestürmt. Das Gefühl jenseits, ganz jenseits zu sein, ergriff sie mit Macht. War es nicht, als wäre die Zeit ausgelöscht, als wäre das alles gar nicht gewesen — was hinter ihnen lag? Oder — sie waren längst gestorben und erwachten auf einem anderen Stern. In neuem Sein.

Als Aden hinter ihnen lag und ihr Dampfer durch die weichen Farben des Indischen Ozeans fuhr, wurde Friedl mit jedem Tag stiller. Er sah kaum mehr die Herden rosenroter Quallen, die fröhlichen Delphine, auf die ihn Heinz aufmerksam machte. Seiner Mutter ging es wieder viel schlechter, erzählte er betrübt. Und das Schlimmste sei, sie werde immer schwächer.

Digitized by Google

Franz besuchte Frau Bösbauer öfters. Er brachte ihr Rotwein und andere kleine Geschenke von Heinz und Maria und erzählte der kranken Frau von den neuen Freunden, die ihr Sohn auf dem Schiffe gefunden habe.

Immer länger blieb Franz bei der kranken Frau. Und niemand wußte, was er an ihrem Krankenbette flüsternd mit ihr besprach. Frau Bösbauer wurde ruhiger nach diesen Aussprachen und Franz faßte des Knaben Hand fester als sonst und sah ihn mit einem neuen Ernste an.

Franz war auch derjenige, der mit Friedl die letzten Augenblicke seiner Mutter teilte. Und als Friedl nun einen Tag lang nicht zu Heinz und Maria kam, nickten sie einander zu, „Franz ist bei ihm!"

Nun ward das ein wehes Schauen auf die grauen Wasser! Einem waren sie das Grab für sein Liebstes geworden. Ein Grab.

Und dann gab es eine ernste Aussprache zwischen Franz und seinem Herrn. Sie sprachen lange miteinander und dann gingen sie beide auf Maria zu, die eben Friedl leise und mütterlich über die Haare strich, wie er mit tränenlosen dunkelblauen Blicken in die Wasser sah!

Und da ward es beschlossen, daß Friedl Bösbauer eine neue Heimat erhalten sollte bei denen, die selbst ausgezogen, sie zu finden.

Digitized by Google

IV.

Franz und sein junger Freund Friedl Bösbauer fanden verschiedene Wege in ihr neues Leben. Friedls Weg war einfacher und kürzer. Seine unbefangene Neugierde sprang den neuen Dingen, Verhältnissen und Menschen entgegen, Vergangenes, früher Gelebtes versank mit rasender Schnelle. Franz nahm alles mit der bedächtigen Ruhe, die ihm eigen war, doch fand auch er aus den Anforderungen des Alltags zu den neuen Menschen, nur blieb er ihnen doch aus dem Verankertsein seines ganzen Wesens innerlich ferne. Seine Sicherheit, die vielleicht Hochmut war, brach aus dem Gefühl. Und da war es, wo Friedl anders empfand. Seine Neugierde war unbefangen, aber sie war ehrfürchtig.

Franz nahm Friedl sehr gerne mit, wenn er in den Straßen Makassars zu tun hatte. Friedl hatte in den zwei Monaten, die sie nun auf Celebes weilten, schon so viel des Holländischen und einige malaiische Brocken sich angeeignet, daß er sich mit den Einheimischen verständigen konnte. Franz lernte schwer und so sehr er sich auch aus Gründen der Nützlichkeit mühte, ein innerster,

Digitized by Google

ihm selbst unbewußter Widerstand lag zwischen ihm und seinem Wollen. Zähe verglich er immer wieder das Daheim mit dem Hier und kam dadurch immer wieder zu einer lächelnden Überlegenheit.

„Wenn man an ein bayrisches Bauernhaus denkt!" sagte er immer wieder kopfschüttelnd und betrachtete mißtrauisch die einstöckigen, dicht nebeneinanderstehenden Häuser des Chinesenviertels. Die offenen Abzugskanäle längs der Häuserreihen erregte seine entschiedenste Verachtung. Friedl aber drängte immer wieder an den sauber getünchten Häusern des Chinesenquartiers vorüber zu den Kampongs der Eingeborenen. Mit klopfenden Schläfen stand er vor den auf hohen Pfahlgerüsten ruhenden Hütten, vor den Staketen, die den Unterräumen entlang liefen. – „Sieh nur Franz, diese Schnitzereien, sieh die Bilder!"

Aber Franz meinte nur verächtlich: „Es sind Wilde, Friedl! Oder kann man diese Bugisen Menschen nennen? Schon das dumme Pfeifen kann ich nicht vertragen!"

„Ach, die Kutscher!" rief Friedl begeistert. „Weißt du, gerade die finde ich so fein! Dafür gibt es hier keine dummen Elektrischen und Eisenbahnen. Ich finde es herrlich, wie die buginesischen Kutscher plötzlich an den Ecken der engen Straßen auftauchen und ihre Trillerpfeifen stören mich gar nicht!"

„Mich schon!" brummte Franz. Ihn zog es zu dem

Digitized by Google

Geschäftsviertel am Hafen, er verstand Friedls Vorliebe für die dunkelhäutigen Pfahlbauern nicht. Aber dort, wo die europäischen Großkaufleute und die Chinesen ihre Speicher und Kontore hatten, oder in den schönen, baumbesäumten Straßen des Koningplans wuchs seine Achtung vor Makassar. Stundenlang konnte er am Hafen stehen und den braungebrannten Makassaren zusehen, die Waren verluden. Staunend sah er auf Paradiesvogelbälge, Schildpatt und Perlmuttervorräte, auf die in Bastgeflechten eingeschnürten Schweine, die der Verladung harrten. Seine Lippen mühten sich, einzelne Worte, die er aus dem Schreien der Träger klar vernahm, nachzubilden und ihren Sinn zu erfassen. Hier bekamen die fremden Worte für ihn zum ersten Male lebenden Sinn, hier erfaßte er bald, für welche Dinge die fremden Laute die Bezeichnung waren. Hier wollte er ungehemmt zu dem Neuen, das sich seinen Sinnen in bunten Farben, wirren Lauten und dunkel geahnten Zusammenhängen bot. Vor Jahren verschlungene Geschichten von Menschen, die in fremden Landen reich geworden, stiegen aus seinem Erinnern und peitschten ein jäh emporzuckendes Verlangen, das ihn durch seine Farbigkeit verwirrte. Scheu betrachtete er einen Holländer, der, mit gespreizten Beinen stehend, dem Verladen seiner Waren zusah. Friedl hatte sich mit einem seiner Träger zu verständigen vermocht und erklärte:

„Er war einer der Ersten, die Dammarharze im Großen ausführten. Er ist sehr reich!"

Franz sah starr den Sonnenstrahlen zu, welche auf den grauen Säcken des Holländers lagen und das Wasser um sein Schiff silbergolden färbten. Schien sich nicht die Ware vor seinen Blicken in Gold zu verwandeln?

Eine neue, ihm bisher fremde Erregung zerrte an seinen Gedanken. Dunkle Wünsche entstiegen seinem Blut.

Friedl schlich immer schließlich davon, wenn sich Franz vom Hafen nicht trennen konnte. Ihn langweilte die Geschäftigkeit der Menschen.

Digitized by Google

V.

Heinz und Maria gaben sich freudig an den Takt der Tage. Die Wohnung, welche ihnen der Gouverneur in Makassar zur Verfügung gestellt hatte, gewann durch Marias geschickte Hände immer mehr Persönliches und Vertrautes. Wenn sie sich abends nach dem einfachen Mahle gegenüber saßen und den einheimischen Kaffee schlürften, war schon ein neues, beglückendes Daheimsein über sie und den Raum gebreitet. Maria lauschte mit immer neuer Erregung den Erzählungen ihres Mannes über seine Arbeit und seine Pläne.

„Und doch wäre ich schon froh, wenn wir Makassar verlassen könnten!" sagte Maria. „Ich fühle mich noch immer auf der Reise, – und ich freue mich doch schon so auf die Arbeit, die mich dort erwartet, auf das Heim, das wir uns selbst schaffen werden! Ich habe hier manches von der Frau des deutschen Arztes erfahren und gelernt. – Du wirst staunen, wie vieles ich schon weiß!"

Heinz nickte ihr lächelnd zu. „Ja, Maria, das Warten ist schwer. Aber du mußt noch ein wenig Geduld haben.

Digitized by Google

Die Maschinen sind ja schon hier. Es ist aber nicht so einfach, die ganzen Anlagen in das Innere des Landes zu bringen. Der Gouverneur kommt mir außerordentlich entgegen. Es ist ja natürlich, daß die holländische Regierung ein großes Interesse an meinen Versuchen hat. Und daß jetzt, kurz nach dem verlorenen Kriege ein deutsches Unternehmen den Mut hat, Kapital und Arbeit an eine neue Industrie in fremden Landen zu wenden, erhöht die Achtung. Meine Empfehlungsschreiben von der holländischen Regierung haben bei dem Gouverneur das übrige getan, sieht er doch aus ihnen, daß die Regierung weitestgehende Unterstützung meiner Arbeiten wünscht, ja, daß sie uns selbst mit Kapital unterstützen will. Die Gründung einer großen Holzverwertungsindustrie nach dem Gelingen meiner Versuche würde ja für Holland eine großartige Gewinnsteigerung aus seinen Kolonien bedeuten.

Der Gouverneur bezeichnete mir selbst den geeigneten Platz für unsere Arbeiten. Es ist günstig, daß erst im Oktober die Regenzeit beginnt, da können wir alle Anlagen unter Dach bekommen bis dahin. Schwieriger ist die Arbeiterfrage!"

„Aber es gibt doch auch genug Weiße hier!" warf Maria ein. „Unter ihnen sind sicherlich gelernte Maschinenmeister!"

„Gewiß!" sagte Heinz lächelnd. „Aber gerade diese

Digitized by Google

kann ich nicht verwenden. Es gilt die Geheimhaltung der Patente und meiner Versuchsergebnisse. Selbst den Holländern möchte ich nicht zuviel davon ahnen lassen. Nun sind aber noch andere Gefahren. Wer zuerst das Ergebnis meiner Versuche zum Patent anmeldet, wer wie unsere Gesellschaft zuerst Versuche gemacht hat, Erfahrung auf dem Gebiet der Stockrodung mit flüssiger Luft im Urwald besitzt, nur der gewinnt. Der kann überall Anlagen errichten. Deutschland könnte die Auswanderung höher organisieren, eine Auswanderung, die dem Mutterlande zugute käme, weil diese Auswanderer in den Diensten deutscher Unternehmer arbeiten würden. Ich möchte nicht, daß die Engländer vorzeitig davon erfahren! Sie wachen eifersüchtig über jede Wachstumsmöglichkeit einer deutschen Industrie. Ist erst alles in die Wege geleitet, können sie uns nicht mehr hindern."

„Deshalb willst du also keine Weißen mitnehmen, weil sie verraten könnten!" sagte Maria verstehend.

„Deshalb, Maria! Der Gouverneur gab mir eine offizielle Beglaubigung als Geometer. Es werden große Vermessungsarbeiten auf Celebes vorgenommen, wozu man gerne ausländische Ingenieure verwendet. So habe ich die Möglichkeit, ohne Schwierigkeiten mit Unterbehörden und Häuptlingen der verschiedenen Stämme zu verkehren, ohne über meine Arbeiten Aufschluß geben zu müssen. Als Arbeiter nehme ich Einheimische. Franz und

Digitized by Google

ich werden allein die Leitung haben. Die Anlagen sind einfach zu bedienen, man kann eingeborene Arbeiter dazu verwenden. Das Wichtigste ist ja Franz. Er hat seine Kenntnisse als Maschinenmeister während der langen Pause des Krieges nicht vergessen. In dem Kurse, den wir beide in der Kölner Fabrik gemacht haben, hat er schneller gelernt als ich. Die Malaien wollen wir aber so abrichten, daß jeder nur einen Teil der Maschinen bedient und versteht, so daß keiner die Versuche ganz erfassen kann. Für die Pendelsägen habe ich Leute, die schon immer bei Rodungen gearbeitet haben. Die Luftverflüssigungsanlagen kennt Franz wie sich selbst, da kann ich mich unbedingt auf ihn verlassen. So wird es gehen. Die Lokomobilen machen mir überhaupt keine Sorge. Der Platz, der für die Versuche vorgesehen ist, ist sehr gut. Übrigens gibt es auch Steinkohle dort, wenn wir später größere Pläne haben. Das Schwierigste ist, alles an Ort und Stelle zu bringen. Und darum mußt du noch Geduld haben, Liebes!

Die Aufstellung selbst wird nicht allzu schwierig sein!

In den ersten Tagen wird es wohl schwer gehen. Bis aber das erste Gebiet frei ist, können wir die Leute ansiedeln. Ich nehme Leute für die Landarbeit mit. So wird es gehen. Unser Heim will ich aber mindestens zwei Stunden von den Arbeitern entfernt haben. — Ich sehne mich nach völliger Einsamkeit mit dir!"

Digitized by Google

„Ach, Heinz, ich freue mich ja schon so auf unser Leben zu zweit!" rief Maria. „Wir wollen uns endlich wirklich gehören dürfen! Hoffentlich läßt dir die Arbeit ein wenig Zeit für uns!"

„Das werde ich zwingen, Maria! Ich bin ja kein Abenteurer, kein Geldmacher. Ich weiß es tief, daß das einzig Wesentliche, das einzige Ziel wir selber sind. Auch Celebes ist nur ein Weg — sicherlich kein Umweg — zu uns. Europa liegt hinter uns, Europa, das müde, vom Geist zerfressene. Es ist ein anderes Atmen hier, ein anderes Schreiten. Auch die Arbeit, Maria, wird nur ein Weg zu uns sein. Denn es ist mein einziger Wille, uns zu leben!"

Maria beugte den Nacken und sah auf ihre Tasse herab, aus der berauschend und fremd der Duft des Kaffees stieg. „Und wenn wir uns täuschen — Heinz? Denkst du nie daran? Wenn wir vielleicht das Neue zwischen uns und unser Sehnen, uns zu finden, legen und der berauschende Takt der Arbeit dich dir selber entführt!"

„Dann wirst du wach sein und sehend, Maria. Dann wirst du, deine Liebe, mich aus neuem Irrtum erretten! — Dann wirst du die Hüterin meiner Stille sein, jener Stille, die immer und ewig zu dir will!" antwortete Heinz und sah Maria an.

„Niemals, Heinz!" Marias Augen blitzten in die seinen. „Ich werde dich niemals halten! Ich werde

Digitized by Google

niemals um unsere Liebe kämpfen! Eher würde ich lächelnd zusehen, wie deine Wildheit, dein Tatendrang dich mir entführt! — Verzeih, Heinz, —" ihre Stimme wurde dunkler, „vielleicht ist unrecht, was ich sprach. Aber ich kenne mich, ich würde so handeln und nicht anders!"

Heinz sagte nachdenklich: „Ich weiß, daß der Stolz der Hüter jeder Liebe ist, — aber dein Stolz ist so fremd und groß, daß ich oft vor ihm erschrecke. Und manchmal sinne ich bange und irgendwie doch verletzt, ob Liebe nicht Größeres sei als Stolz?"

„Mir dünkt es verächtlich, seinen Stolz von suchender Sehnsucht niederzwingen zu lassen. Nichts ist so sehr mein Persönlichstes als mein Stolz, ich verlöre mich mit ihm. Dieser Stolz jubelt meinem Verschenken zu, aber er würde mich emporreißen, wenn mein Sehnen mich werben hieße. Nein, Heinz, — das vermag ich nicht. Das werde ich nie können!"

Heinz nahm ihre Hände zwischen die seinen. „Du wirst es nie können müssen, Maria. Du weißt ja, wie sehr ich dein bin! Es war auch ganz töricht, was wir sprachen. Wir treten doch bald die schönste Reise an, die Menschen kennen, — jene zu uns selbst. Diese Reise kennt kein Ende. Wir wandeln uns doch mit jedem Tage, mit jedem Erleben wächst uns neuer Reichtum zu und niemals werden unsere Hände leer. So wird unser Weg

Digitized by Google

ein ewiges Verschenken sein. – Ach, Maria, es war doch nur die Wirrnis des letzten Jahres, die uns nicht zu uns selbst kommen ließ. Wer kommt jetzt zu einem Besinnen in Europa! Europa lebt auf der Straße, ist durch und durch politisiert und verübt im Namen der entschlossenen Menschenliebe täglich neue Angriffe auf jene ausgesparte Stille in uns, die wir Ich oder Seele nennen. Da half auch unser Wehren nichts. Auch unsere Liebe beugte den stolzen Nacken unter der Peitsche der allgemeinen Hast und Not. Und ich vermag es nicht auszudenken, wie wir und sie geworden wären in dem Chaos, das dort die Menschen schändet!

Du mußt es nur ganz tief und fest mit mir glauben und wollen, daß wir in uns selbst neues Land gründen, neue Heimat, nein, endlich die Heimat für unser Sehnen. Du darfst vor allem deinen Nerven nicht glauben – das ist allzu europäisch. Die Nervengläubigkeit hat uns krank gemacht, hat unsere Kraft gemordet! – – – Aber ich predige, – und auch das soll man nicht. Wir müssen beide noch stiller werden! Es wird schwer sein. Noch trage ich zu viel Worte im Blut und Denken. Wir müssen vom Anfang beginnen!"

„Wie die Kinder, Heinz!" nickte Maria. „Wir wollen die Dinge entdecken, zu denen uns die Worte nicht kommen ließen. Das Außen und das Innen! Der Friedl kann es. Ihm ist alles noch unbeschwert. Er

Digitized by Google

erschafft sich die Welt mit jedem Tage neu. Und doch – ich erschrak fast, als ich sah, daß er schon lachen kann! Und doch sind es erst einige Monate, daß seine Mutter starb."

„Du tust ihm Unrecht," entgegnete Heinz. „Auch in seinem Lachen ist die Mutter bei ihm. Er vergißt sie nicht, weil er nicht klagt. Du weißt ja, wie namenlos verstört er tagelang war. Nun hat er einen neuen Weg zu ihr gefunden. Seine Liebe zu ihr ist so selbstverständlich und groß, sie bedarf nicht der Tränen und immer aufgestachelter Qual, um sich zu empfinden. Er verlor die Mutter nicht. Sie ist bei ihm in seiner Liebe."

„Und doch ist uns Trost, wenn wir denken, daß jemand leidet, sobald wir nicht mehr sind!" meinte nachdenklich Maria.

„Weil wir die Liebe nur im Krampf verstehen, Maria! Weil wir immer gewaltsam in fremdes Bewußtsein wollen und der Schmerz des anderen uns ein Beweis scheint, daß wir in seinem Bewußtsein leben."

„Wir sind arme Toren," nickte Maria. „Wir verstehen die Stille nicht, das ruhige Gleichmaß." – Sie sah schweigend vor sich hin. Heinz sah eine Trauer in ihrem Antlitz und umfing sie weich. Forschend sah er in ihre Augen. „Ich habe dich lieb," sagte er dann einfach. Maria sah ihn an und lächelte still.

Digitized by Google

VI.

Franz nahm schwer Abschied von den bunten Bildern des Hafens. Sein Trost waren die von seinem Herrn angeworbenen malaiischen Arbeiter, die er nun befehligen durfte. Ernst und wichtig überwachte er das Verladen der Kisten mit den Motoren und Patronen, die Fortführung der Lokomobilen. Als er zwischen den Kisten vor dem Dampfer stand, erinnerte er sich wieder jenes reichen Holländers, den er damals mit Friedl gesehen. War er nicht wie jener ein Eroberer? Dennoch war seine Stimmung gedrückt, als der Dampfer Makassar verließ. Irgend ein Traum, den er gar nicht bewußt zu träumen gewagt, war vorüber. Aber mit der ihm eigenen Ruhe zwang er sein Blut und blickte mit einem neuen entschlossenen Ernst auf seinen Herrn, der mit seiner Frau über die Wasser hinweg in eine Ferne sah. Hier war sein Platz! Das fühlte er nun wieder ruhig und sicher.

Heinz und Maria fanden die Fahrt unerträglich langsam. Sie fieberten ihrem neuen Ziele entgegen. Viel zu lange schien der Aufenthalt vor Bantaeng, kaum beachteten sie die Kokoshaine, in welcher die hübsche Siedlung

Digitized by Google

lag. Nur Franz sah sehnsüchtig zu den Bergen Bantaengs hinüber. Berge, — wie lange hatte er keine mehr gesehen!

Als sie vor Bantaeng auf der Insel Saleyer vor Anker gingen, erzählte Friedl, dessen aufgeweckte Art sich auf dem Schiffe neue Freunde erworben, die er unaufhörlich mit Fragen bestürmte, daß die Brautpaare der Insel in das Heiligtum des benachbarten Ortes pilgern, um Glück für ihre Ehe zu erflehen. Von tiefer Bedeutung schien diese Erzählung Friedls Zweien, deren Hände sich immer wieder fanden auf der Fahrt in neues Leben. Scheu blickte Maria in der Richtung, in der das Dorf mit der alten Opferstätte lag.

Nach kurzen Aufenthalten erreichte der Dampfer nach zweitägiger Fahrt Paloppo. Mit glücklichem Lächeln grüßte Franz die mächtigen Berge, die in greifbarer Nähe schienen. Nur die vielen, dicht mit Eingeborenen besetzten Einbäume, welche zur Ein- und Ausbootung herankamen, betrachtete er mißtrauisch.

Friedl freute sich mit Maria und Heinz des bunten Bildes. Die braunroten Inlandbewohner mit den schmalen Schamgurten mit Tabaksbeutel, andere mit kurzen Hosen bekleidet, gefielen ihm mit ihren offenen Gesichtern besser als die Buginesen Makassars.

Ganz entzückt war Friedl aber von Paloppo selbst. Schon am frühen Morgen des nächsten Tages verließ er den Pasangrahan, das Unterkunftshaus des Gouvernements für Fremde, und schlenderte durch die Residenz.

Digitized by Google

Er war glücklich, daß die Ausladung des Gepäcks, die Werbung neuer Träger und Dolmetsche, die Verhandlungen des Rittmeisters mit der Regierung einige Tage in Anspruch nahmen. So konnte er sich ungestört seinen Wanderungen hingeben, schauen, staunen und sich des bunten Lebens freuen. Er sah dem geschäftlichen Treiben zu, das sich vor den Häusern abspielte, sah wie Rohtangbündeln und Baumwolle verladen wurden und Geschäftige mit Dammar handelten. Er sah das Haus der Königin des Luwureiches mit seinen bemalten, holzgeschnitzten Ananasfrüchten, dem Adelsabzeichen des Landes. In scheuer Ehrfurcht lauschte er den Tönen eines alten Bronzegongs und seltsamen Trommelwirbeln, die aus dem Inneren des Hauses drangen. Erstaunt sah er den malayischen Soldaten nach, mischte sich verwirrt in das Gedränge des Marktplatzes, wo die Einheimischen lagerten, sah fremde Menschenrassen und Stämme, deren Namen er nicht kannte und deren Nebeneinander ihn seltsam ergriff. Er fühlte ein Fremdes, das er nicht nennen und deuten konnte, zu dem es ihn aber mit aller Macht hinzog. Alles Fremde hier war so stark und selbstverständlich und die verschiedensten Menschenantlitze spiegelten Empfindungen, die ihm wohl vertraut waren, zu deren Gründen er aber nicht finden konnte: Warum schritten die einen bedächtig und sicher wie Bauern in Deutschland, warum rannten und schrien andere, deren Antlitz Gier und

Digitized by Google

Hast verriet? Und welcher Auszeichnung entsprang das würdevolle Auftreten eines anderen Eingeborenenstammes?

Ein Gedanke fiel Friedl ein. War es daheim anders gewesen? Waren dort die Menschen, die doch alle dieselbe weiße Hautfarbe besaßen, gleiche Sitten und Kleidung hatten, einander nicht fremd und fern? — Hier trat nur sinnfälliger in Erscheinung, hier wies sich ihm, auch im Äußerlichen erkennbar, das, was er schon längst dunkel geahnt und erfühlt, das keiner vom anderen weiß.

Vor einer Tür staken umgekehrt mit Kalk bestrichene Tontöpfe auf Stangen. Friedl fragte einen vorübergehenden Holländer nach deren Sinn. Da fuhr ein Wort jäh und schwer in sein Denken. Cholera! Ein Abwehrzauber war also dieser seltsame Hausschmuck?

Verwirrt tastete sein Fühlen in grelles Denken. Auch hier gab es Sterben und Tod, das große, gemeinsame Schicksal aller Menschen! Auch hier fürchtete man ihn. Dieses Selbstverständliche hatte jäh einen neuen Sinn. Plötzlich erschienen Friedl die vorübergehenden Japaner, Chinesen, indischen Juden, Araber und Eingeborenen nicht mehr fremd und seltsam, sondern jäh geeint in einem Schicksal, das keine Unterschiede kannte. Und das Denken des Knaben lief weiter — kreuz und quer, — ihm selbst verworren und ziellos erscheinend — und führte doch unbeirrbar aus Knabenwirrnis dem größten Menschenziel entgegen — zu sich selbst.

Digitized by Google

VII.

Nach kurzen, arbeiterfüllten Tagen setzte Heinz mit den Seinen die Reise fort. Über die Grasebene von Paloppo ging es hinweg, immer weiter in das Land hinein. Heinz und Maria ritten und gingen abwechselnd mit Friedl, hinter den Führern und Franz. Hinter ihnen zogen die Kulis, die Arbeiter, die Büffeln mit dem Lokomobil, die malaiischen Soldaten, welche der Resident Heinz bereitwilligst für seine Reise mitgegeben hatte.

Heinz und Maria erlebten diese kurze Landreise mit offenen Sinnen. Das Wandern auf den trockenen Fußwegen, durch die wechselvolle Landschaft bot so viel Freude und Erlebnis! Vorüber ging es an hohen, waldlosen Bergen, durch Talgelände, aus dem Wollgras aufleuchtete, vorüber an Siedlungen, Maispflanzungen, Bananenfeldern.

Laubwald mit bunten Vögeln, von denen namentlich die kreischenden Papageien auf Franz Eindruck machten, folgten Buschkampongs mit weit auseinander liegenden Hütten, Seen und fast ausgetrocknete Flüsse mit breiten Geröllbetten. Übernachten im Fremdenhaus eines Dorfes und wieder Wandern in Gebirgsland hinein.

Bis sich gründämmernd und heiß der verwachsene Eingang zu dem Riesendome des Urwaldes öffnete. Tausendstimmig schwoll die Symphonie der Zikaden zu bebendem Lebensjubel.

Heinz und Maria erschraken vor dem Bilde trunkenen Lebensdranges und verzweifelten lautlosen Kampfes um Licht und Sonne, das ihnen aus dem Gewirr von Millionen Pflanzen entgegenstarrte. Die Führer kümmerten sich nicht um das Verstummen der Fremden, langsam aber unaufhaltsam führten sie den Weg dem schmalen Flüßchen entlang nach der kurzen Durchschneidung der Urwaldzone auf eine große Talfläche, die mit Reis und Mais bepflanzt war. In langausgedehnten Kokoshainen lag am Ende des Tales eine Siedlung.

Franz überwachte die Unterbringung der Kulis und Arbeiter, schlug die Zelte für seinen Herrn und sich auf, bestellte Wächter für das Gepäck und war einer der ersten, die müde und froh des endlich erreichten Zieles in einen tiefen, traumlosen Schlaf fielen. Auch Friedl, der mit Franz ein Zelt teilte, ergab sich ohne Wehren einer seligen Müdigkeit.

Nur Heinz und Maria standen noch lange vor ihren Zelten und lauschten beide in die Nacht. Sie sprachen nicht und wußten doch, daß sie beide an ihn dachten, von dessen Wundern sie heute nur eine Ahnung erlebt

Digitized by Google

hatten, an ihn, den sie bezwingen wollten — — an den wilden, wilden Wald.

Und dann sprang Heinz in die Tage.

Er arbeitete fieberhaft. Während sich Maria mühte, mit Hilfe ihrer malaiischen Dienerin Dschinolu und mit Friedl ihre Zelte für die erste Zeit wohnlich zu gestalten, lief Heinz von einem Arbeitsplatz zum anderen. Franz beaufsichtigte die Aufstellung der wagerecht rotierenden Bandsägen und der Motoren, durch welche sie getrieben wurden. Manche der mitgenommenen Arbeiter hatten schon in Eisenbahnbetrieben gearbeitet. Sie bauten die Rollbahnen, auf denen pendelnd aufgehängte Transportgefäße den Flüssigsauerstoff von der Anlage zu den Verwendungsstellen brachten. Sie hatten die Geleise zu den Baumstämmen zu legen, damit sie zu der Drahtseilbahn gebracht werden konnten, welche im steilen Flußbett hinab zur Küste führen sollte.

Während die Sägen rastlos arbeiteten und der Todesschrei gefällter Bäume ächzend durch den Wald drang, errichteten Heinz und sein Diener die Anlagen zur Herstellung der flüssigen Luft. Sie allein wurde unter Dach gebracht, während Lokomobile und die Motoren der Sägen frei stehen blieben.

Digitized by Google

Fröhlich klang durch das Waldtal das Sägen und Hämmern der malaüschen Zimmerleute, die das einfache Blockhäuschen für Heinz und Maria erbauten. Es sollte nur für die erste Zeit dienen. Bei fleißiger Arbeit hoffte Heinz ja bald die sanften, bisher unwegsamen Abhänge dem Flußlauf entlang so entwaldet zu haben, daß er an den Bau ihres ständigen Heims denken konnte.

Wenn er diesen Teil der Hügel entwaldet hatte, war damit ein neues Gebiet erschlossen und der kürzeste Weg zum Meere hinunter hergestellt. Schon sah er im Traume das Land, das er dem Urwalde abtrotzen wollte. Ja, abtrotzen. Er sah hinauf zu den schlanken Riesensäulen der Bäume, zu den Luftwurzeln, die sie stützten. Und immer wieder staunte er über die Mannigfaltigkeit dieser Pflanzenwelt. Gab es hier überhaupt Bäume gleicher Art, die nebeneinander wuchsen? Jeder dieser Riesen, um die sich ein Lianengewirr band, gehörten anderen Arten an. Und jedem Leben entbrach wieder neues Leben, mordete sich in der bedrängenden Nähe gleichen Lichthungers und zeugte in jedem Morde tausendfältiges Leben. Selbst in den Astgabeln der Kletterpalmen schmarotzten noch Farne und Orchideen.

In dieses Bacchanal des Lebens und Sterbens drang nun das grelle Lied der Sägen. Und immer weiter drang es, unaufhaltsam. Ihm folgte Achzen und Todesschreie sterbender Bäume.

Digitized by Google

Während sich Heinz tatbrünstig an seine neue Arbeit gab, lächelte Maria selig und erfüllt ihren neuen Tagen zu. Nur von Ferne drang das Donnern des Waldsterbens zu ihr. Sie mühte sich um die Wohnlichkeit des Blockhäuschens, das ihr für die erste Zeit zum Aufenthalt dienen sollte. Widerstandslos gab sie sich der Stille der Tallandschaft hin, die ihr Denken müde machte und nur einem tierhaft frommen Dasein Ausleben gönnte.

Digitized by Google

VIII.

Maria stand in einem lichten Kleide auf der Terrasse ihres neuen Hauses. Unter dem bunten Schirme stand zierlich gedeckt der Abendtisch, übersät mit Blumen. Aus funkelnder Karaffe sprühte Wein rote Lichter auf weißen Damast. Silber blitzte fremd und kühl. Maria ließ sich langsam in einen geflochtenen Sessel nieder und griff zu ihrer Handarbeit. Die liebste Stunde des Tages kam und umfing sie mit zärtlicher Musik. Abend. Erwarten des Geliebten. Und das heimliche Bereiten eines Festes, das seine Heimkunft immer war. Marias Augen ließen die bunten Fäden, die sich unter ihrer Hände spielerischem Mühen zu zierlichen Mustern auf bunter Decke gereiht, und sah hinaus in den Abend.

Wie sich alles verändert hatte, seit sie beide ihr Leben in diese Welt gerammt! Wo früher Waldriesen und undurchdringlicher Wald der Sonne Licht in ewiges dunkelgrünes Dämmern zwang, lag nun fruchtbares Land, lachte ihr Haus aus funkelnden Fensteraugen den Wolken zu. Nur von ferne rauschte noch dunkel und drohend der ewige Wald.

Digitized by Google

Heinz! Sein Wille, seine junge Kraft hatte sich an dieses Stück Land gegeben, es gewandelt und neu geschaffen.

Noch trug sie im Erinnern den donnernden dumpfen Laut der fallenden Baumriesen, das Arbeiten der Sägen, die bis hinüber in ihr erstes Heim hier, in den schmucklosen Rohbau drangen.

Dann lag der geschlagene Wald still, wochenlang. Bis turmhoch die Lohe emporschlug, rote Feuerfahnen die Hügel emporliefen, vom Winde gehetzt. Da blieb nichts von dem Gewirr der Äste, nur die dicken Stämme lagen umher. Glühende Asche tötete die verfilzenden unzähligen Pflanzen des Bodens.

Und dann! Dann tackte das Knattern der Sprengpatronen, welche die Stöcke aus dem Boden hoben, in die Stille. Erdfrei wurden die Stöcke gewonnen. Das umherspritzende Erdreich aber wurde zum wertvollen Beete.

Einigemale war sie doch mit Heinz zu dem Walde hinübergeritten und hatte zugesehen, wie der Wald umgelegt wurde. Oh, sie hatte sich kaum zu bezähmen vermocht. Jubelnd blühte ihr Sein dem Herrn dieser Arbeit zu, seiner Tat, seinem Werk.

Und nun lag Weideland um ihr Haus. Um die Pfahlhäusersiedlung der Arbeiter reiften Felder der ersten Frucht entgegen. Ohne Dünger gab die Erde

Digitized by Google

willig und reich. Ein Wille hatte sich in sie gegraben, ein neuer, unbezwingbarer Wille.

Und doch mußte sie in manchen Stunden immer wieder dasselbe denken. Eine ganze Welt hatte untergehen müssen, damit ihr Haus erstand und damit ihr Leben hier seinen Sinn bekam. Eine ganze eigene Welt! Aber es mußte wohl so sein, daß jedes Erschaffen ein Töten war? Es gab keine Flucht aus diesem Gesetze des grausam schönen Lebens! Es gab keine!

Maria ließ die Handarbeit sinken und strich langsam und nachdenklich über ihr faltenreiches Kleid. Nun mußte bald Heinz kommen! Wie ihr Sehnen ihm entgegenflog! Wie ihr Glück zum Himmel lohte in einer einzigen Flamme!

Heinz! Hatte sie ihn denn gekannt bisher? War das eine Ehe gewesen, die sie verbunden in den Jahren bis jetzt? Ja, gewiß eine Ehe im Sinne der meisten Menschen. Aber nicht in ihrem. Denn sie beide, sie waren so jung und so herrlich für einander geschaffen, daß ihre Ehe die erste und einzige war. Nein, ihre Ehe war kein Gewöhnen an freudlosen Alltag, war nicht jene Treue, die Untreue gegen sich selbst ist, weil sie alle Möglichkeiten des Ich mit grauen Fahnen der Gewöhnung verhängt. Ihre Ehe war ein stolzes, steiles Zueinanderschreiten, ein flammendes Fest.

Digitized by Google

Und ihr Leben hatte seinen Sinn, der hinausging über die dumpfe Lebensgier, die so viele Lebenszweck nannten. Heinz arbeitete nicht nur, um das Brot für ihr Leben zu schaffen. Seine Arbeit war ein Kämpfen für die Geltung deutscher Art. Wenn seine Arbeit gelang, wenn sich die Anlagen der Fabrik bewährten, wenn seine Arbeit und sein Denken die Maschinen verbesserte: dann war einer jungen deutschen Industrie der Weg erschlossen, dann fanden tausende deutscher Menschen Arbeit und Brot.

Sie aber durfte die Hüterin seiner Kraft, das Fest seines Tages sein, der Kamerad seines Lebens. Sie durfte Erfüllung sein seinem sehnsüchtigsten Traum nach dem Du, Weggefährtin und Hüterin der heiligen Wege zu den Festen des sich Mitteilens und eines letzten Verschenkens.

So hatte ihr Leben einen stolzen Sinn, einen blühenden Erdensinn. Blühen wollte sie, ihm zublühen und allen Wundern der Erde.

Hufschlag drang in die Versunkenheit der träumenden Frau. Jäh fuhr sie auf und schellte. Ein dunkler Kopf erschien in der Türspalte. In Marias Zügen stand leise Abwehr, als sie die fragenden Blicke der Alten auf sich gerichtet sah. Sie gab kurz die Befehle für das Abendbrot und neigte sich wieder über die Handarbeit.

Nun war er daheim! Und röter funkelte der Wein in der Karaffe, aufjubelnd brach sich scheidendes Tageslicht

Digitized by Google

in dem Kristall der Gläser, dunkler schäumte der Duft aus den wilden Blumen um das Haus und strich trunken werbend aus den schlanken Vasen am Tisch, aus den runden Blumenschalen auf der Terrasse.

Maria lächelte vor sich hin. Daß sie sich an Dschinolu noch immer nicht gewöhnen konnte! Die Alte hatte ihr doch schon so viel Beweise unbedingter Anhänglichkeit gegeben! Aber immer wieder, wenn das verrunzelte, dunkle Antlitz der Malaiin vor ihr plötzlich auftauchte, wenn sie ihre Blicke trafen, die ihr immer wieder dunkel, rund und rätselhaft wie die Lichter fremder Urwaldtiere erschienen, erschrak Maria, und ihr Lächeln erfror in einem leisen Grauen, dessen Herrin sie nicht werden konnte.

Heinz kam mit großen Schritten, umgezogen und fröhlich. Er neigte sich über Marias Hände, hielt ihre Gestalt dann mit ausgestreckten Armen vor sich hin und fragte forschend: „Wie war dein Tag, Liebes? – was machen deine Blumen?"

„Alles war schön und gut, Heinz!" antwortet Maria. „Komm, – setze dich und erzähle!"

Dschinolu trug die Speisen herein. Maria schenkte den Wein in die Gläser.

„Wir haben nun wieder ein tüchtiges Stück Arbeit hinter uns," begann Heinz. „Die Leute sehen in mir und Franz Wundermänner. Du kannst dir ja nicht

Digitized by Google

vorstellen, wie langsam sonst das Abholzen und Ausroden vor sich geht, obwohl die Eingeborenen sehr geschickt sind. Aber Gott, Maschine ist eben verhundertfachte Menschenleistung! Wir sind heute wieder dem Flußlauf entlang ein tüchtiges Stück weitergekommen. Vor Einbruch der Regenzeit sind wir jedenfalls mit dem unwegsamsten Gebiet fertig."

„Was ist mit Friedl?" fragte Maria. „Bist du mit ihm zufrieden?"

„Das mußt du eigentlich Franz fragen, Maria. Ich selbst bin selten lange an einem Ort und Friedl arbeitet mit Franz bei der Zurichtung der Patronen. Es fiel mir nur auf, daß er sich verändert; er fragt nicht mehr, aber seine großen Augen blicken nun wie eine einzige, stumme Frage."

„Auch mir fiel das schon auf," stimmte Maria zu. „Mit dem Jungen ist etwas los, Heinz!"

Ja, aber ich scheue mich, ihn zu fragen!" erwiderte Heinz. „Ich selbst erinnere mich meines vierzehnten Lebensjahres nur mit Scheu und fast ohne Verständnis für meine Wirrniß in dieser Zeit. Auch weiß ich, daß man nicht allzuviel gefragt sein will in diesen Jahren. Es kann einem doch keiner helfen, — da muß man mit allem selbst fertig werden, mit der ganzen andrängenden Welt und ihren Problemen. — — Aber eines hat man not, eines wie nie mehr später im Leben: Liebe".

Digitized by Google

„Es ist schlimm, daß er so allein ist, Heinz! —" meinte Maria. „Jetzt hätte er seine Mutter und ihr Verstehen bitter nötig!"

„Nicht ihr Verstehen," entgegnete Heinz, „nur ihre Liebe! Und die vermögen wir nicht zu ersetzen! — Weißt du, Maria, ich sinne ja oft über uns alle nach, die uns das Schicksal, — oder, wenn du willst, unser Wille, hieher verpflanzt hat. Wie mag es in Franz aussehen? Und Friedl, der ganz allein die Fremde erlebt und all das Verwirrende um sich her? Wir beide leben ineinander, Maria, das ist anders!"

„Und doch verwirrt und erschreckt auch mich manches," sagte langsam und nachdenklich Maria. „Es ist nur so schwer darüber zu sprechen!"

„Maria, — ich sah heute etwas, das mich packte! Wärest du nur mit mir gewesen! Tief im Walde liegt eine winzige Buginesensiedlung, mein Weg führte mich heute an ihr vorbei. Irgend ein Fest wurde gefeiert. Da sah ich den Badjögetanz. Ich kann es eigentlich nicht sagen, was mich so daran ergriff, irgend eine Erinnerung oder ein dunkles Erkennen. Bewegungen waren es, von einem so langsamen Rhythmus, daß dieser Tanz auf mich fast unheimlich wirkte. Und diese phantastisch aufgeputzten Tänzerinnen! Dieser Sang in den höchsten Fisteltönen! Ein paar alte Weiber schlugen auf Trommeln dazu. Es war ganz seltsam! Denn eigentlich war die

Digitized by Google

Langsamkeit des Tanzes langweilig, auch das Bild selbst und der Gesang nicht das, was man gemeinhin schön nennt. Und doch, etwas Urvertrautes, irgend etwas, das ich vielleicht aus Urzeiten im Blute trage, griff nach mir. Als ich das Fremde des ersten Eindruckes überwunden hatte, empfand ich eine Befreiung, deren Ursprung ich nicht deuten kann. – Ja, Maria, ich muß dir gestehen, daß meine anfängliche Scheu vor den Eingeborenen einem eigenartig gespannten Empfinden gewichen ist, als könnte ich in ihnen ein Stück uns verloren gegangenen Menschentumes entdecken!"

„Nein, ich werde ein geheimes Grauen nicht los!" bekannte Maria. „Ich gäbe viel darum, hätte ich mir eine weiße Dienerin mitgenommen. Dschinolu ist anhänglich, sie liest mir jeden Wunsch von den Augen ab, – aber ich kann nicht zu ihr, ich mag nicht. Es ist nicht Furcht, Heinz, ich bin nicht so töricht, aber ich werde ein leises Grauen nicht los, das mich warnt!"

„Weshalb, Maria?" fragte Heinz. „Weil ihre Hautfarbe dunkler ist? Ich fand nicht so viel Unterschiede zwischen diesen Menschen und uns, wie ich anfangs dachte. Ich fand aber viel mehr Verwandtes als ich erwartete. Mich trennt von manchen Menschen in Deutschland viel mehr – und wenn du rein äußerliche Lebensgewohnheiten meinst: genau so viel. Ich weiß um manche Gedanken in deutschen Menschen, die mir grausamer

Digitized by Google

und unverständlicher erscheinen als das Denken dieser Menschen hier. – Ich weiß ja freilich wenig von ihnen, – weiß nur so viel als wenige verstandene Worte und Gebärden erraten ließen. Und doch verbindet mich mit ihnen schon ein wärmeres Empfinden als mit vielen Menschen, die ich früher kennen lernte."

„Das macht die Arbeit, Heinz!" rief Maria. „Auch sie hat ihre Sprache!"

„Ja, Maria, sie ist eine Brücke, eine Brücke, die besser trägt als gemeinsames Laufen hinter einer Phrase, was so oft Menschen verbindet. Vielleicht sollten wir überhaupt nur Menschen beurteilen, mit denen wir arbeiten, mit denen wir um irgend etwas gerungen haben. Denke doch an die Klassenunterschiede bei uns. So sehr ich sie für nötig halte: die meisten Mißverständnisse entstehen, weil die Menschen ihre Arbeit gegenseitig nicht zu werten verstehen. Du weißt, wie ich mich immer über den Hochmut der Geistigen den Bauern gegenüber und umgekehrt über der Bauern verstockte Ablehnung der geistig Arbeitenden ärgerte. Einer des anderen Arbeit verstehen und werten lernen, – es würde viel Unglück und Not aus der Welt schaffen!"

„Mir sind und bleiben die Menschen hier fremd!" entgegnete Maria hartnäckig.

„Nein, mir sind sie es nicht mehr!" rief Heinz. „Schon erlebten wir gemeinsam die Freude am

Digitized by Google

Gelingen unserer Arbeit, an dem Wachstum unserer Felder, schon trafen wir uns in der Bewertung des Fleißes und der Geschicklichkeit verschiedener Arbeiter. Du darfst nicht sagen, daß das wenig sei, Maria. Es ist nicht so wesentlich, daß wir die Dinge anders nennen. Daß wir sie so sehr anders deuten, glaube ich nicht. Zu den Dingen selbst können wir ja alle nicht, — das ist gemeinsames Los, ob wir uns so oder so gebärden. Ist es da nicht gleichgültig, für was die Dinge uns Symbole sind?"

„Heinz, ich kann nicht so denken wie du!" bekannte Maria wieder. „Ich fühle den Unterschied. Ich kann ihn nicht nennen. Das weiß ich wohl auch, daß die äußeren Unterschiede nicht das Wesentliche sind. Aber ich fühle noch andere. Ich fühle sie, wenn Dschinolu mich ansieht, ich fühle sie, wenn ich an dem Gärtner vorübergehe, wenn ich Arbeitern begegne. Und das Empfinden dieses unnennbaren Unterschiedes erfüllt mich mit leisem Bangen, dem ich keinen Namen weiß."

„Das muß wirklich in dir selbst liegen, Maria. Sieh doch nur auf Friedl. Wie schnell fand er zu den Menschen hier, wie vertraut sind sie ihm schon! Oft treffe ich ihn im Gespräche mit den Männern. Er versteht teilweise schon ihre Sprache, er errät mit unbedingter Sicherheit immer ihre Gebärden. Es ist wie ein Wunder, denn ich mußte mir doch Dolmetsche

Digitized by Google

mitnehmen um der verschiedenen Idiome willen, die in den Bergtälern oben gesprochen werden. Weiter in den Bergen drinnen leben ja wieder ganz andere Stämme als an der Küste. Friedl verständigt sich mit allen nach kurzer Zeit. Er ist der Freieste unter uns. Er geht an alles ohne Vergleich und Nebengedanken heran. Er ist allen Dingen offen. Auch die Tiere sind anders zu ihm als zu uns. Ihn fliehen sie nicht. Es ist ein Auszeichnendes: Kind zu sein. Alles Leben sagt ihm Du und ist ihm Bruder. – – Siehst du – das ist die Brücke zu den Menschen hier. Auch sie sind in vielem wie Friedl. Trotz Aberglauben und Zauberei sind sie freier, unbekümmerter als wir. Bei uns ist alles überbaut durch Hemmungen, die wir Kultur nennen!"

„Ja, Heinz, das fühle ich auch. Auch mich erinnert Dschinolu an manches in meiner Kindheit, ich kann dir nur nicht genau sagen, an was eigentlich. Aber gerade dieses jähe Erinnern erschreckt mich. Ich weiß nicht warum. Ich kann mein Empfinden überhaupt nicht deuten, – ich kann nicht!"

„Ein sehr kluger Mensch sagte mir einmal, daß Kindheit etwas Wildes und Gefährliches sei, nur die Erwachsenen hätten Milde und Unschuld hineingelogen. Vielleicht ist es das, was du empfindest. Vielleicht fühlst du, daß das, was wir über unsere Wünsche seit Jahrhunderten gebaut haben, nicht gar so fest gefügt ist?"

Digitized by Google

„Ja," sagte Maria. „Dschinolu ist mir wie ein banger Traum. Man versteht ihn nicht, er ist zu wirr und ängstigt, obwohl in seinen Bildern nichts eigentlich Erschreckendes ist. Wenn man erwacht, ist man glücklich und freut sich der lichten Ordnung um sich her."

„Und auch der Traum war eine unverstandene Erinnerung an Dunkles und Wildes aus deiner Kinderzeit oder der unsrer ganzen Art! Maria, mir dämmern hier oft Zusammenhänge, die auch mich erschrecken und meine Sicherheit erschüttern. Da steht irgend ein Bruder aus Urzeiten in mir auf und sieht mich an. Da erschrecke ich fast: War das immer schon in mir, — und ich wußte es nicht?" — — Heinz sah starr und wie gebannt in das versinkende Licht um ihr Haus.

„Du bist bei mir!" sagte Maria leise.

„Du bist bei mir!" sagte Heinz und zog das junge Weib in seine Arme. Fast wie in Angst versanken ihre Lippen ineinander. Und fast wie in Angst war es, daß sie beide die Augen schlossen.

„Du bist bei mir!" wiederholte Maria immer wieder und barg sich tiefer in des Mannes Arme.

„Du bist bei mir!" sang der Wind und nahm das neue Lied auf seine Geige. Auffjauchzend sprang er mit ihm über die Felder, die Berge hinan, tief hinein in den dunklen, wilden Wald, wo alle Lieder nur von Liebe und Gefahr wußten.

Digitized by Google

VIII.

Nein, das ließ sich Friedl nicht nehmen! Die Arbeiter hatten ihm erzählt, daß in einer tiefer gelegenen Ortschaft des Gebirgstales heute ein pásar stattfinde.

Auch Franz hatte sich frei gemacht und wanderte nun mit Friedl den Waldweg von den Arbeitsstätten hinab, immer dem kleinen Flusse entlang. Einmal blieb Friedl stehen und zeigte Franz ein torähnliches Bambusgerüst, das sich über den Weg spannte und an den Querbalken zerfaserte Palmenblätter und Hühnerfedern trug.

„Der Wegzauber!" sagte Friedl. „Nun sind wir bald dort!"

„Abergläubisch sind diese Leute!" rief Franz. „Genau wie bei uns!"

„Siehst Du!" meinte Friedl lächelnd und sah neckend zu seinem Gefährten auf. „Nun entdeckst auch du schon, daß die Unterschiede nicht gar so groß sind!"

Franz brummte etwas Unverständliches, dann setzten sie wieder ihren Weg fort. Und nun drang schon das Lachen und Feilschen der Marktbesucher an ihr Ohr.

Auf einer großen Rasenfläche saßen Frauen, nach Warengruppen gesondert, vor den Hütten. Franz und

Digitized by Google

Friedl gingen langsam an den Bündeln der Reisverkäuferinnen und den Weibern, die Gemüse, Früchte, Geflügel und Eier feilboten, vorüber und weiter nach rückwärts, wo Verkäuferinnen vor den aufgestapelten, roh gearbeiteten Tongeschirren saßen. Sonnenhüte, Gewebe, Korbwaren und Tabakdöschen wurden zu Verkaufe geboten.

Franz schmunzelte den jungen Frauen und Mädchen zu, die ihm in ihren prall anliegenden Kattunjäckchen, mit den weiten gerundeten Hüten aus Bastgeflecht und den Röcken aus selbstgewebtem ungefärbten Stoff schon ganz reizvoll erschienen. Nur vor den älteren Weibern, die die Brust unverhüllt trugen, wandte er sich schaudernd ab und murmelte zwischen den Zähnen: „Wilde!" – Noch wagte er sich an keine der Dorfschönen ernstlich heran. In der Erinnerung an heimische Kirchweihfeste betrachtete er mißtrauisch die zwischen den Verkaufenden herumstreichenden Männer in den kurzen Bugihosen, mit den gelben, togaartig um den Leib geschlungenen Schultertüchern.

Langsam gingen Franz und Friedl durch die Reihen. Die Bevölkerung hatte sich bald von ihrem Staunen über die Fremdlinge erholt und hielt sie offenbar für Beamte des Gouvernements. Bereitwillig verkauften ihnen die Frauen ihre Waren und der beiden Rucksäcke waren bald gefüllt.

Digitized by Google

Gegen abend zerstreuten sich die Kaufenden, welche aus den entlegensten Ortschaften hieher gekommen waren. Mit hochbeladenen Rückenkörben traten die Frauen den Heimweg an.

Friedl saß müde und in sich gekehrt auf dem Rasen vor ihrem Quartiere. Franz streifte noch unternehmungslustig umher, verständigte sich da und dort mit einem Mädchen durch Gebärden, Blicke und wenige gelernte Worte.

Friedl sah teilnahmslos auf die sich zerstreuenden Marktbesucher. Die Hitze hatte ihn ermüdet. So schlief er ein. Mancher der Vorübergehenden blieb stehen und beugte sich über den schlafenden Knaben. Da warf er sich unruhig umher, schlief aber wieder weiter.

Als er erwachte, war er allein auf dem großen Rasenplatz. Schlaftrunken erhob er sich und sah sich nach Franz um. Doch von diesem war nichts zu sehen. Da ließ er sich wieder in das Gras fallen, stützte den Kopf mit beiden Händen und beschloß zu warten.

Aus einem Hause traten einige Männer. Sie schwankten und lachten laut. Eine Unruhe kam über Friedl. Dem einen der Männer war ein Bambusköcher entfallen, Friedl sprang auf und überreichte ihn dem Fremden. Da stieg ihm ein fremder, betäubender Duft in das Gesicht. – Sollte auch Franz schon die Vorliebe der Toradjamänner für den herben Palmwein

Digitized by Google

verstehen gelernt haben, weil er so lange ausblieb? Friedl sah angespannt zu den niedrigen Häusern; aus manchen scholl Lachen und Kichern.

Da kam Franz aufrecht und langsam auf ihn zu. Friedl sah auf. Franz sah ganz anders aus als sonst. Doch nein, getrunken hatte er nicht! Und doch lag in seinen Augen ein so seltsames Fieber, sie waren umrandet und seine Blicke flatterten unruhig.

„Wo warst du, Franz,“ fragte Friedl.

„Auf Entdeckungsreisen!“ lachte Franz laut. „Oder glaubst du, daß nur du allein so viel für die Eingebornen übrig hast? – Freilich!“ Franz lachte ein breites Lachen. „Für Wegzauber und Totengebräuche hab' ich wenig übrig!“

Friedl verstummte. Zwischen ihm und Franz war ein Fremdes getreten. Ein Fremdes, das er ahnte, das ihn aber erschreckte und mit leisem Abscheu erfüllte. Das waren die Erwachsenen mit ihrer eigenen Welt. Er fragte nicht mehr. Wie in Angst verkroch er sich in sich selbst. Das war anders fremd als das Neue, was das Leben im Urwald gab. Dieses Fremde schuf Angst und Scham.

Und Friedl sprach kein Wort mehr den ganzen Heimweg lang, so sehr sich Franz, der sehr aufgeräumt war, mühte, ein Gespräch in Gang zu bringen. Immer lauter und rascher sprach Franz. Friedl sah ihn scheu

Digitized by Google

von der Seite an. Er sann darüber nach, ob Franz empfinde, daß nun etwas Fremdes zwischen sie getreten sei. Aber Franz schien den Seitenblick des Knaben nicht zu bemerken. Er schlug mit hastigen Bewegungen den Pflanzen am Wege die Köpfe ab und sprach laut und viel. Aber er sah kein einzigesmal seinem jungen Begleiter in das Gesicht.

Diese Entfremdung zwischen Friedl und seinem Freunde währte lange. In der nächsten Zeit wuchs sie noch mehr, weil Franz nun öfters, wenn seine freie Zeit es erlaubte, den schmalen Waldweg zu jener Ortschaft hinabwanderte. Und so ganz unbefangen wurde ihre Freundschaft nie mehr wieder.

Ein Verachten wuchs in Friedl Bösbauer. Ein Verachten, das ihn noch mehr vereinsamte. Nun konnte er auch Franz nicht mehr von dem erzählen, was er erlebte, von den neuen Vögeln, die er entdeckt, von wilden Pflanzen und ihrem geheimnisvoll schrecklichen Daseinskampf im Walde. Er konnte nichts mehr erzählen, er konnte nicht.

Digitized by Google

IX.

Das erste Jahr auf Celebes schenkte Heinz und Maria erlösendes Erfüllen ihres Seins und ihrer Liebe. Ihr Wollen und Tun verwuchs ineinander, ihr Blut sang in gleichem Rhythmus. Alle Erlebnisse wurden zu Brücken von einem zum anderen, zu Prüfungen, in denen jeder wieder ein neues, bisher unerforschtes Gebiet seines Ichs erkannte und erwarb, das er dann jubelnd verschenken durfte. So wuchs ihnen aus jedem Tage, aus jeder Stunde neuer Reichtum, neues Verschenken.

Die Landschaft griff nach ihnen. Nicht mehr waren sie wie einst, nicht mehr kamen sie als Buhler zu dem heiligen Leib der Erde. Arbeit zwang sich den Boden zu eigen und wurde zum äußeren Zeichen für ein innerlichstes Besitzergreifen der fremden Erde. Schauen schulte sich an der Mannigfaltigkeit und fand aus entdeckten und gedeuteten Einzelheiten zu dem strömenden Liede vom Sinn der Vielheit. Still- und Heiligwerden gab sich ungehemmt den geistigen Wirkungen einer Landschaft, die Eigenart, Richtung und Willen besaß. Und von allen Dingen liefen nun geheime Wege zu

Digitized by Google

ihnen und ihrer Liebe. Schenkte das Grenzenlose der Landschaft ihnen ein Mitschwingen mit tausendfältigem Leben, so zwang ihre Einsamkeit die Liebenden auf steilste Wege des Zueinandergehens. Von der Höhe ihres Empfindens gab es keine Flucht in fröhliche Seitentäler. Es gab keine Zuschauer ihres Lebens, keine leichteren Bindungen mit Menschen. Sie hatten den ganzen Betrieb zur Flucht vor dem Alleinsein, die Geselligkeit, verlernt.

Tief und aufwühlend ergriff sie das Erleben der anderen Rasse. In Heinz zerbrach zuerst der Hochmut des Weißen. Er war es, der zuerst den Gegensatz zwischen dem reinen Tiertum der Eingeborenen mit dem durch Zivilisation verböserten Menschentum in Europa unbeeinflußt durch übernommene Wertungen erkannte. In ihm erwuchs zuerst aus der Landschaft und ihren Menschen die Demut vor allem Seienden. Hier ging Maria langsamer mit und widerstandsvoller. Ihr Empfinden verließ schwerer die gewohnten Wege. Aber auch in ihr Empfinden brach manches Erleben, das sie umlernen hieß und umdenken. Aber ihr Umlernen stieg dann aus keiner Überlegung, es wuchs langsam und tastend aus einem Empfinden, das fast unbewußt neue Wege ging.

Die Regenzeit fand Heinz und Maria noch mehr zusammen, als die heißen Tage. Nun konnte nicht

Digitized by Google

mehr viel draußen gearbeitet werden. Die Maschinen und Anlagen standen eingedeckt. Heinz aber hatte sich in dem hübschen Fachwerkbau seines Hauses ein Zimmer eingerichtet, in dem er an seinen Konstruktionen arbeitete. Es war ihm gelungen, an den Anlagen, die er von Deutschland mitgebracht, Verbesserungen anzubringen, Vereinfachungen, die den Betrieb verbilligten. Lebendige Wege liefen von der Mechanik organischen Lebens zu seinen Maschinen, in denen er in erfüllten Stunden so Lebendiges sah, daß er seinen Herzschlag in ihnen pochen zu fühlen vermeinte. Maria folgte seiner Arbeit mit starker Anteilnahme. Heinz hatte ein ganzes Projekt für die Fabrik in Köln ausgearbeitet. Sein Denken und Wollen flog weiter und weiter. In langen Briefen entwickelte er der Fabrikleitung in Köln seine Pläne. Mit Hilfe der Banken könnte man ein großzügiges Unternehmen schaffen, schrieb er. Zellulose und Kollodium, Fettöle, Essig, Benzin und Teer, und noch vieles andere könne man doch auch auf Celebes aus dem Holze gewinnen. Tüchtige Chemiker und Ingenieure müßten aus Deutschland gesandt werden, um die Wälder zu erforschen. Hauptsächlich an die für Europa so wichtige Sulfitspirituserzeugung denke er neben Zellstoffabriken. Ein breiter Strom der Auswanderer könnte da nach Holländisch-Indien geleitet werden. Und wiederum verwies er auf die Wichtigkeit des Umstandes, daß in

Digitized by Google

diesem Falle die Arbeit der Auswanderer in deutschen Unternehmungen dem deutschen Mutterlande zugute käme.

Nur wenige Nachrichten kamen von Deutschland zu ihnen. Und nur zu oft kehrten die Boten aus Paloppo mit leeren Händen zurück. Jene Nachrichten aber, die Heinz und Maria erreichten, waren meist sehr niederdrückend. Wirrnis um Wirrnis brach über Deutschland herein. Die beiden Menschen in ihrer selbstgeschaffenen Einsamkeit, fern der Heimat, fanden keine Brücken mehr zu diesem widerspruchsvollen Geschehen. Sie faßten all das nicht, was ihnen der Vater Marias schrieb. Wie sollte das auch möglich sein, daß sich die Arbeiter Deutschlands in Streiks und demagogischen Kämpfen gefielen, während Arbeit und nur Arbeit ihr Vaterland retten, nur Arbeit jene neuen Werte schaffen konnte, die Deutschland aus dem wirtschaftlichen Elend zu erheben vermochte? Wie sollte das möglich sein, daß in Deutschland einer nach dem anderen der Phrase der Straße verfiel? Heinz und Maria hatten schon manches vergessen, was sie in der Heimat gequält und beunruhigt hatte. Sie erlebten, wie ihre Arbeit ihnen hier neue Heimat schuf und neues Leben und konnten nicht anders denken, als daß auch in der Heimat sich überall fleißige Hände regten, um zu erneuern und wieder aufzubauen, was der Krieg verwüstet hatte.

Digitized by Google

Und dann kamen die ersten Bücher und Zeitschriften aus Deutschland. Das Denken, das aus ihnen stieg, war und blieb ihnen fremd. Denn das war das Seltsame, daß man hier, in wilder, freier Natur lebend, gar keine Brücke mehr fand zu dem Denken der Städte. Welch merkwürdiger Begriff war doch die Freiheit, von deren Namen alle Bücher und Zeitschriften erfüllt waren! Was war das für ein seltsames Rebellentum, das sich gegen die Urgesetze des Lebens in kindischem Trotz auflehnen wollte und den Menschen außerhalb aller Gesetze der Natur stellen wollte? Freiheit — Gleichheit! Wie hohl klangen diese Worte für jenen, der jenseits dem Ghetto der Städte lebte und das tiefe Brudertum zu Tier, Pflanze und Stein erfaßt hatte. Freiheit? — Sprachen nicht Bäume, Tiere und Steine, daß alles Leben ehernen Gesetzen unterworfen und durch außerhalb seines Seins liegende Umstände bedingt war, daß jedes Leben nur in seinen Sinn hineinwachsen konnte, tausendfach und unerrechenbar für das Erkennen des Einzelnen, von Vererbung und Umwelt abhängig war? Wo war da die Freiheit? Und konnte nur ein einziger Mensch bisher jenseits dieser Abhängigkeit gelangen? Und Gleichheit? Wo gab es diese außer in den von Menschen geschaffenen Fiktionen der Mathematik? Gab es ein Überspringen der Gesetze für die verschiedenen Arten? Sprach nicht aus allem

Digitized by Google

Leben das Recht und der Sieg des Stärkeren, Tüchtigeren? Was wollte die Masse? Es waren die klarsten Denker gewesen, die sich von dem Traume einer liebenden Gemeinschaft aller Menschen abwandten. Dieser Traum entsprang sehnsüchtigstem Größenwahn. Es konnte nur ein Veredeln des Kampfes, nimmer aber seine Aufhebung geben. Und diese beste aller Welten, welche die Schwärmer erträumten, in der Leben und Genuß jedem kampflos und von Staats wegen zufiel — — sie konnte doch nur Stillstand bedeuten, Versandung jedes Willens zum Hinauf und Weiter.

In dieser Ablehnung des doktrinären Denkens ihrer Zeit hatten sich Heinz und Maria schon früher gefunden. Nur erkannten sie jetzt sinnfälliger die falschen Voraussetzungen jener Strömungen; durch ihr Leben in freier Natur traten für sie die Gesetze alles Seins stärker in Erscheinung.

Aber ein anderes war, was ihr Verhältnis zu den Nachrichten von Deutschland langsam verändert hatte. Ihre Bewertung der von Menschen gewollten und durchgeführten Wandlungen ward anders. Ja, mit jedem Tage, in dem sie tiefer in das Leben um sich verwuchsen, maßen sie alle Nachrichten aus Europa an ihren neuen Erfahrungen und Erkenntnissen.

Sie selbst waren erstaunt, wenn sie abends auf ihrer Terrasse sitzend, oder durch die Felder wandernd, miteinander sprachen, wie eine bestimmte, ihnen selbst aber

Digitized by Google

nicht klar erkennbare Wandlung mit ihnen gleichmäßig vorging, so daß ihre Gespräche fast immer in einem erstaunten „Auch du!“ endeten.

„Wir haben uns das wohl immer erträumt,“ sagte Heinz an einer ihrer abendlichen Wanderungen, „daß wir so miteinander uns wandeln und diese Wandlungen als Wachstum empfinden. Es ist mir auch immer ein frohes Erkennen, wenn aus unseren kurzen Worten wieder ein Neues aufglüht, das jedem von uns von irgendwoher zuwuchs und uns nun gemeinsam ist. Was mich erschreckt, ist nur dieses, daß diese Wandlungen so ganz außerhalb unseres Willens liegen, sich so gar nicht in unserem Bewußtsein durch Denken und Überlegen vollziehen.“

„Unser Leben hier scheint mir oft schon fast pflanzlich,“ meinte Maria, „aber nicht in jenem bösen Sinne, wie man es in Europa mit diesem Worte bezeichnet. Ein seliges Müdesein ist oft in mir, Schauen und Stillesein scheint mir einziges Glück!“

„Auch ich fühle, daß mein Wille zum Handeln, auf den ich früher so stolz war, erlahmt,“ sagte Heinz. „Es ist aber kein Erlahmen in bösem Sinne, kein Nachlassen der Kraft. Es ist eine innerlichste Veränderung. Ich nehme mein Tun einfach nicht mehr so wichtig als früher, — selbst mein Ziel werte ich schon anders. Ich arbeite, aber es ist so, daß ich es

Digitized by Google

mir geschehen lasse, daß ich arbeite. Meine Arbeit hat ein Ziel, — aber es ist so, daß ich es geschehen lasse, daß meine Arbeit in dieses Ziel wächst. Ich leiste deshalb nicht weniger, aber ich selbst bin freier durch diese Veränderung und mehr verschenkt an einen Rhythmus, der hier in allem schwingt."

„Was mich so erstaunt," sagte Maria, „ist eigentlich dieses, daß es mir gar nicht mehr so wichtig erscheint, ich zu sein. Es gibt Stunden und Tage, da ich gar nicht mehr ich bin, sondern nur Teil des Ganzen. Und doch bin ich so lebendig wie noch nie, so überschäumend von Leben. Aber das ist alles von selbst, ohne daß ich etwas dazu tue."

„Nie noch war es mir so schwer, zu den Menschen in Europa zu finden, wie jetzt," meinte Heinz nachdenklich. „Ich habe für Hysterie als Ideal gar nichts übrig. Und ich verstehe das alles gar nicht, was in Büchern und Zeitschriften zu uns dringt. Ich kann es begreifen, wenn eine Menschenklasse, eine Partei oder Rasse, sich der zersetzenden Strömungen und Revolutionen bedient, um zur Macht zu kommen. Nun gut, — für diese ist die Verwirrung der Köpfe ein Mittel zur Macht. Sie glauben ja nicht selbst all den Unsinn, den sie lehren. Es sind Giftmischer. Einer ist immer der Stärkere, das sehen wir hier täglich. Warum soll nicht einer versuchen, dadurch der Stärkere zu werden, indem er lehrt, daß es keine Stärkeren gibt, sondern

Digitized by Google

alle Menschen gleich sind? Dadurch bekommt er die Massen in seine Hand — gut! Wieso aber Geister von Rang und alles gute Mittelmaß hinter diesem Worte herläuft und im Namen der entschlossenen Menschenliebe Deutschland zerstört, verstehe ich nicht. Wissen die Geister von Rang nicht, daß die Herrschaft der Masse der Todfeind des Persönlichen ist? Wissen sie nicht, daß der Mittelmäßige nie einen anderen als sich überlegen erkennen will, daß er jeden Höhergearteten haßt und nur einen seinesgleichen als über sich herrschend ertragen wird und demgemäß den Mittelmäßigen und höchstens den Schlauen wählt? Wissen diese Menschen, daß die Menschen nicht gleich sind und nur ihre Gleichheit die Voraussetzung für Demokratien und Republiken wäre? Ach, Maria, es lohnt sich ja gar nicht, darüber zu sprechen — — ich bin nur so traurig und entsetzt, wenn ich in dem Geschwätze deutscher Ideologen gelesen habe. Wie naturentfremdet sind sie alle!"

„Mich ergreift das alles nicht mehr so stark!" bekannte Maria. „Ich sehe in allem Leben nur eine unendliche Reihe von Wandlungen, von Ursachen und Wirkungen. Ich verstehe vor allem nicht, wie man von geänderten äußeren Verhältnissen das Heil erwarten kann . . ."

„Und gar nicht merkt, daß der Hebel wo anders angesetzt werden müßte," fiel Heinz ein. „Denn, daß alles faul und krank in Europa ist, ist nun einmal Tatsache.

Digitized by Google

Krankheiten kann man nicht besiegen, indem man den Kranken anders bettet, — obwohl es nicht gerade zuträglich ist, wenn man ihn jetzt plötzlich mit dem Kopfe nach unten legt. Zuerst müßte der Kranke erkennen, daß er krank ist, er müßte den Willen zur Gesundung haben."

„Dann müßte er vor allem Ruhe haben," sagte Maria. „Denn vielleicht ist alles das, was wir so unbegreiflich finden, nur eine grenzenlose Müdigkeit, nur eine Flucht in ein Jenseits von aller Naturgesetzlichkeit?"

Heinz schwieg. Er sprach nur selten und nicht gerne über die Nachrichten, die aus Deutschland kamen. Es war ja so zwecklos, darüber zu sprechen. Deutschland lag in Fieberkrämpfen. Wer ihm nicht Arzt sein konnte, sollte schweigen, aber mit allen guten Wünschen bei ihm sein. Und mit jenem Glauben, von dem geschrieben steht, daß er Berge versetzt.

„Ich glaube an Deutschland!" sagte Heinz plötzlich aus seinen Gedanken heraus. „Ich verstehe zu wenig von der Psychologie solchen Geschehens. Vielleicht ist wie in einzelnen Menschen auch in Deutschland das Fieber mit all seinen wüsten Erscheinungen nur das Heilmittel der Natur, sich der Krankheitskeime zu entledigen? Mein Glaube war oft schwach, ich weiß es. Aber nun glaube ich wieder, wie ich an mich glaube. Nun erscheint mir manches nicht mehr so wichtig als früher. Ich meine nicht mehr wie früher, daß die Tat

Digitized by Google

letzte Rettung sei und das Außergewöhnliche. Alles geschieht schließlich mit Notwendigkeit. Wir müssen frömmer werden!"

„So viele sind irre geworden an Deutschland!" sagte Maria. „Auch das las ich aus den Zeitschriften, die nun endlich zu uns kamen."

„Sie sind kleingläubig!" rief Heinz. „Es kann wohl geschehen, daß sich der Mensch oder jene Idee, in der wir das Ideal sahen, jäh verändert und fast unerkennbar zeigt. Man darf seinen Nerven nicht glauben, die, einmal gereizt und wach, für Veränderungen, die sie als häßlich fühlen, überempfindlich sind. Man darf nicht sofort davonlaufen. Jener Mensch, jenes Ideal muß sich nicht im tiefsten Grunde geändert haben; das, wodurch es uns alles war, kann unverändert sein, wenn auch unsere Nerven sich über seine äußerlichen Veränderungen schmerzhaft zusammenziehen. In jeder wirklichen Liebe muß es ein Trotzdem! geben. Ja, ich liebe Deutschland und glaube an seine Menschen, obwohl das Land und seine Menschen ein verändertes, kaum wiedererkennbares Antlitz tragen."

An diesem Tage sprachen Heinz und Maria nicht weiter. Aber geheim und unausgesprochen trugen sie beide durch die tropische Landschaft das Bild eines fernen Landes, — gelbe Kornfelder, stille Dörfer, Berge und ragende Dome, in deren Gotik die dunkle Melodie der Wälder des Landes gefangen war.

Digitized by Google

X.

Als die Regen nachzulassen begannen, wurden die Anlagen wieder in die Wälder hinauf gebracht. Nun klang wieder Tag und Nacht das Schwirren der Sägen, das Gestampf der Motoren. Aber die Augen des einen, der sich Herr dieses rastlosen Geschehens fühlte, glänzten noch froher als früher. Nun stak seine Arbeit, sein Wollen, sein Geist auch schon in den Anlagen selbst, nun hatte er mit dieser und jener Änderung die Maschinen ganz in sich gezwungen, nun fühlte er, daß sein Blutschlag aus dem Tacken der Motoren klang, sein Wille, aufsprühend in den Patronen, die Stöcke dem Erdreich entriß.

Und dann – das Fest seines Tages: Wenn er die Waldpfade heruntersprang und auf die schmale Straße kam, wo der Junge mit dem Pferde wartete. Der kühle Ritt durch den Wald, den der Puls seines Willens erfüllte. Und nach der letzten Biegung den Blick auf Weideplätze, Reisfelder – sein Haus, ein weißes Kleid: Maria.

Bad und Versinken in weiche Abendkleidung. Mahl auf der Terrasse oder in dem traulich getäfelten Speiseraum. Und jene Frau neben sich, die alles, was er erzählte, in kühle, schlanke Hände nahm, daß es kostbar wurde, indem es von

Digitized by Google

ihm zu ihr flutete. Wie er sie liebte! Wie er sie liebte!

Friedl kam nun immer nach dem Nachtmahl zu ihnen herüber. Er war gewachsen und breiter geworden in dem Jahre, das sie gemeinsam gelebt. Durch seine wechselnde Stimme zitterte die Unsicherheit seiner vierzehn Jahre. Er erzählte viel. Er erzählte, wie man lieben Menschen ein wenig Einblick in sein Leben gewährt, nicht mehr. Eine unsichtbare Grenze hatte er in seinen Erzählungen gezogen, er ließ keinen mehr allzu nahe heran. Das gab seinen fröhlichsten Geschichten einen frühen Ernst. Heinz und Maria fühlten das kaum in ihrer ganz ineinander blühenden Liebe. Und manchmal sah Friedl forschend und ein wenig traurig zu ihnen hinüber. Fühlten sie die Grenze nicht?

Es war ja so seltsam mit dieser Grenze, die seine Selbstbehauptung gezogen. Gewiß, er hatte sie selbst gewollt. Er hütete sein Tiefstes als stolzes Geheimnis. Andere sollten nicht über ihn lächeln dürfen. Nie noch war dieses Lächeln ihm selbst begegnet, aber er fürchtete es. Er ahnte, daß es ihm begegnen müßte, denn er empfand hellseherisch sicher die Kluft zwischen sich und den Erwachsenen. Es war dies, daß sie die Dinge leichter nahmen. Er wußte, daß sie weniger zu verbergen hatten als er, weil sie selbstverständlicher, sicherer waren. Es gab viele Stunden, da er diese Sicherheit haßte

Digitized by Google

und verachtete. So war es Stolz und Scham, die ihn die Grenze in seinen Erzählungen über sich und seine Tage ziehen ließ. Nur manchmal war diese Sehnsucht in ihm: Die anderen sollten doch merken, daß er sich verberge, sie sollten doch irgendwie das Verlangen tragen, ihm ganz nahe zu kommen. Eigentlich war dieses Sehnen ja sinnlos, sagte er sich. Denn er würde einer tiefer schürfenden Frage doch nur trotzig oder abweisend, vielleicht sogar mit jenem Lächeln begegnen, das er selbst so von anderen fürchtete.

Er verstand sich da selbst nicht ganz.

So schwang viel Unausgesprochenes zwischen ihm und den Menschen, die ihm eine neue Heimat geschaffen. Über Maria dachte er nicht viel nach. Sie war eine Frau und was konnte man schon über eine Frau Besonderes nachdenken? Erfand sie etwas, verstand sie überhaupt etwas von dem Großen, was da im Walde geschah? Friedl fand Frauen ziemlich unbegreiflich und unnütz. Dennoch freute er sich immer, wenn Maria mit ihm allein sprach. Man konnte ja nicht viel von ernsteren Dingen mit ihr sprechen, von Maschinen verstand sie nichts und in der Jagd sah sie nur das Töten. Auch fand sie seine Erzählungen von seltsamen Spinnen und Käfern schrecklich, wie die über manchen erhalten gebliebenen heidnischen Gebrauch der Eingeborenen. Nein, man konnte nicht viel mit Frauen anfangen, fand Friedl. Und doch ging von Maria etwas Eigenes aus,

Digitized by Google

das Friedl sich selbst nicht genau bestimmen konnte. Es war, wenn sie plötzlich in das Zimmer trat oder ihm die Hand gab. Besonders war es aber in ihrer Stimme. Diese Stimme zu hören, tat so eigenartig wohl.

Ganz anders war Friedls Verhältnis zu Heinz. Ihn beurteilte er mit der ganzen Strenge des Vierzehnjährigen. Er bewunderte die Arbeit und Kraft dieses Mannes, er war stolz, manchmal Mitwisser seiner Versuche sein zu dürfen. Und doch! Auch hier hielt ihn eine innerste Abwehr vor einem Näherkommen zurück. Friedl grübelte viel und so glaubte er den Grund für seine Abwehr gefunden zu haben. Heinz verstand nichts von den Tieren. Ihn, den Tatmenschen, langweilten offenbar Berichte über stundenlange Betrachtungen weidender Tiere oder ziehender Raubvögel.

Ja, es gab auch Stunden, wo Friedl Heinz fast haßte. Das war zum erstenmal, als die Arbeiter die Anlagen weiter in das Tal hinein verschoben, wo Friedl seine geheimen Plätze hatte. Da erkannte er erst, welche Veränderung, welch ungeheuren Eingriff das Umlegen des Waldes bedeutete. Und einen Tag lang versteckte er sich im Walde. Er wollte nicht dabei sein, wenn die Arbeiter immer weiter durch das unentwirrbar scheinende Dickicht drangen, die feuerroten Bromelien zerbrachen und die goldgelben Orchideen zertraten. Er lag in seinem Versteck und hielt sich die Ohren zu, um die Axtschläge und Sägen nicht zu hören. Und mußte doch mit

Digitized by Google

schmerzenden Sinnen alles erleben, was dem Walde, seinem Walde, geschah. Große grauweiße Schwalben strichen mit gellendem Pfeifen über ihn hinweg, Erddrosseln warfen reife Beeren auf ihn herab. Glänzende Libellen zogen umher, Bienen und Käfer summten durch die bewegte Luft. Friedls Augen wurden feucht, so sehr er sich wehrte, als er den seltsam geformten glühenden Schmetterlingen zusah, die wie farbige Blüten durch das grüne Dämmern schwankten. O, Friedl litt nicht, weil so viele von diesen Tieren und Pflanzen dem Tode geweiht waren. Zu sehr verwachsen war er mit diesem Leben, seiner unerhörten Energie und Vielfältigkeit, als daß er den Tod, den die Sägen und Äxte brachten, als furchtbar empfunden hätte. Er hatte es längst erfühlt, daß der Tod hier nur eine Wandlung war. Jeder Tod war Wandlung, das war eine der Erkenntnisse, die sich Friedl aus seinem Waldleben geschöpft. So hing er auch sonst an die Arbeit seines Pflegevaters keine moralischen oder empfindsamen Erwägungen. Und nur in diesem Falle erfüllte ihn die Wandlung selbst mit Abscheu. War der Wald nicht groß genug? Mußten sie gerade dort einbrechen, wo seine Welt war, mußten sie ihm seine Bäume fällen, die er kannte, die ihm Freund geworden?

Friedl wußte tief, daß sein Vorwurf ungerecht war. Aber er konnte nicht hindern, daß aus dem Schmerz

um Verlorenes ein jäher Haß gegen jenen emporschlug, der diesen Verlust verschuldete.

Und diesem Haß selbst sann Friedl nach in seinem Versteck, das seine Tränen um eine zerstörte Welt gesehen. O, nichts hatte ihn so empört, als daß Heinz, nachdem die Sägen und Motoren schwiegen, so fröhlich mit großen Schritten aus dem abgeholzten Gebiet trat und ein Lied vor sich hin summte. Friedl konnte ihn von seinem Versteck aus sehen, wie er in seinen braunen Stiefeln breit ausschritt, wie er die Brust unter dem weichen, offenen Hemde dehnte und tief atmete. Das hatte ihn am stärksten empört. Daß Heinz so gar nicht ahnte, was Friedl mit diesem Tage geschehen! Ja, das war es, daß Heinz gar nicht wußte!

Denn es hätte ja auch anders sein können, sann Friedl vor sich hin. Wenn Heinz gewußt hätte! Wenn er zu ihm gekommen wäre und gesagt hätte: „Es muß sein, Friedl, du mußt das begreifen!" – Ja, dann wäre alles ganz anders gewesen. Dann hätte er nur an das Ziel gedacht, um das es ging, – nur an die Arbeit, deren Bedeutung er doch kannte. Nichts hätte er sich dann merken lassen. Gar nichts! Nein, nicht mit einer Wimper hätte er gezuckt. Ja, vielleicht hätte er sogar gelächelt, um dem Anderen nicht zu zeigen, daß es ihm so nahe ging.

Friedl konnte den Zusammenhängen seiner Gedanken nicht recht folgen. Da war immer wieder dieses brennende Gefühl, das Schmerz oder Haß war.

Digitized by Google

Seit jenem Tage war noch manches geschehen, das nun unausgesprochen zwischen ihm und Heinz lag. Friedl selbst nannte diese trennenden Erlebnisse Kleinigkeiten, aber er litt irgendwie an ihnen. Nun, es war gewiß nur eine Kleinigkeit, daß Heinz einmal nur ein lustiges Wort dafür fand, als Franz zwei volle Tage ausblieb und dann freimütig gestand, er sei bei seinem Mädchen gewesen. Es war auch gewiß nur eine Kleinigkeit, daß Heinz Friedl verbot, nach einer bestimmten Zeit abends das Haus zu verlassen, trotzdem Friedl keine Stunde mehr liebte als jene der beginnenden Nacht. Es war auch an sich gewiß nicht so schwer zu nehmen, daß Heinz ihm einen Roman weggenommen hatte, den er eben mit brennenden Wangen las, weil darin das Schicksal eines Knaben in seinem Alter beschrieben war. Maria selbst hatte ihm den Roman gegeben. Heinz aber hatte seinen Einwand mit: „Alle Romane sind dummes Zeug, — passen nur für Weiber!" abgebrochen.

Und Friedl grübelte in manchen Stunden, warum er Heinz nicht mehr so lieb haben konnte wie einst. Ihm selbst schienen die Gründe, die er anführte, wenig stichhältig. Ja, manchmal zweifelte er sogar daran, ob er Heinz wirklich weniger lieb hatte als früher. Aber er verwarf diesen Zweifel sofort zornig und suchte weiter nach neuen Gründen gegen Heinz, als gälte es, sich unerhört und trotzig zu wehren.

Digitized by Google

XI.

Friedl fand einen Freund.

Das war schon vor Wochen gewesen, daß ihm Warang auffiel. Er hielt sich immer abseits der anderen Knaben, welche den Arbeitern zur Hilfe beigegeben waren. Und seine Augen sahen oft so groß und verträumt, als wüßte er um eine Welt jenseits dem Getriebe dieser Arbeit.

Dieses Jenseits entdeckte Friedl an einem Abend, als er trotz des Verbotes noch in den Feldern umherschlenderte. Da klang eine schmerzlich süße Weise von köstlicher Einfachheit zu ihm. Friedl hatte oft Musik gehört, seit er hier weilte. Oft hatte er den Eingeborenen gelauscht, wenn sie auf ihren hübsch gearbeiteten Katjapis klimperten. Aber solche Weisen hatte er nie vernommen. Leise schlich er ihnen nach und da fand er Warang am Flußhang sitzen, auf die nackte Brust ein seltsames Instrument aufgesetzt. Warang sah zuerst erschreckt auf, dann erkannte er Friedl und nickte ihm zu. Friedl ließ sich neben ihm nieder. Erstaunt sah er die seltsam geformte Laute, die er noch bei keinem hier gesehen. Der Resonanzboden war aus einer halben Kokosnuß gebildet.

Digitized by Google

Warang antwortete auf keine Frage, seine Augen wurden immer größer, er schien auf etwas in eine unendliche Ferne zu lauschen und spielte seine einfachen Weisen, wie wenn ein höherer Wille über ihnen stünde.

Von diesem Tage an wich Friedl in seiner freien Zeit nicht mehr von der Seite Warangs. Er kümmerte sich nicht mehr um Franz, er saß abends einsilbig und verträumt bei Maria und Heinz.

Nun hing über dem wilden Walde und über Friedls Leben jäh ein neuer Sinn. Was er erfuhr, erlebte und sah, erzählte er dem Freund. Und immer bewundernder sah er zu Warang auf, der die Namen aller Dinge wußte und ihre Geschichte. Da war kein Baum, keine Pflanze, kein Schmetterling, der nicht seine Geschichte hatte. Sie alle lebten ihr einzelnes, geheimnisvolles Leben, der Fluß, der Wald und jeder Stein. Friedl fragte nicht, woher Warang all dieses Wissen kam, ob es aus der Überlieferung seines Stammes oder aus eigener Erfindung stammte. Er lauschte mit klopfenden Pulsen den Erzählungen Warangs, die über alle Dinge so viel zu sagen wußten, daß man ihnen jäh verbrüdert und gut sein mußte, weil auch sie traurig und fröhlich sein konnten und auch sie ihr Gutes und Böses hatten.

Ein Seltsames war in den Erzählungen Warangs. Freimütig erzählte er von seiner Heimat Makale im Toradjalande tief in den Bergen, von dem Unglück seines

Digitized by Google

Volkes, das von den Luwuresen ewig bedrängt wurde und in dem Kampfe mit ihnen sich immer tiefer in das unwirtlichste Gebirge zurückgezogen hatte. Er erzählte von Puang Taróngkong, dem Fürsten von Makale, der von dem obersten Himmelsgotte Puang Matowa abstammte, von dem Totenkult in seiner Heimat, von Erdbeben und bösen Dämonen. Aber immer wieder kehrte in seinen Erzählungen einer wieder, von dem er nur flüsternd sprach. In seinen Augen leuchtete ein fremder Glanz, wenn er von ihm erzählte. Er nannte niemals seinen Namen und wenn er von ihm redete, sagte er nur leise und sich scheu umblickend, ob ihn auch niemand höre: Der große Freund.

„In meiner Heimat weiß niemand von ihm als ich," sagte er, „und seinen Diener haben sie erschlagen. Aber sein Wort ist in mir und darum lebt er. Das sagte mir sein Diener."

Warang wurde störrisch und verschlossen, wenn Friedl mehr von dem großen Freunde wissen wollte.

„Ich werde dir einmal alles erzählen," sagte Warang ausweichend. „Noch kenne ich dich nicht."

Dieses Geheimnis band Friedl noch stärker an seinen neuen Freund. Er warb um ihn mit all der Glut seiner Jugend. Und langsam begann er auch von Deutschland zu erzählen. Es war nur so ganz eigen, daß es so wenig gab, was er Warang von seiner Heimat erzählen konnte.

Digitized by Google

Für das, was er in der Schule gelernt, hatte Warang weder Neugierde noch Verständnis. Die Erzählungen von den großen Städten, den Eisenbahnen und Fabriken hörte Warang geduldig an, hatte aber für alles nur ein überlegenes Lächeln.

„Es ist alles nur ein Weg!" sagte er und lächelte unergründlich in sich hinein. „Ich war ein armer Sklave, beim letzten Raubzug der Luwuresen wurde ich nach Paloppo verkauft. Und du sagst, bei euch sind Fürsten, die über tausend Täler herrschen, über Eisenbahnen, Schiffe und viele tausend Menschen. Es ist alles nur ein Weg. Der große Freund kennt keine Unterschiede. Wenn ihr mächtig seid, müßt ihr viel töten, – da seid ihr ärmer als Warang!"

Friedl sah langsam ein, mit Warang konnte man nicht über Deutschland sprechen. Warang schüttelte nur den Kopf, wenn Friedl von der stolzen Geschichte der Deutschen erzählte, von ihren Siegen in alter Zeit, von ihren mächtigen Fürsten. Er sah über Friedl hinweg, wenn dieser von Palästen, unerhörten Reichtümern und Kostbarkeiten sprach. Da wuchs in Friedl langsam ein Verstummen. Vor den dunklen Augen Warangs wurde alles wesenlos, was er auch vorbrachte, um eine letzte Überlegenheit über diesen Knaben, der so viel von der Seele der Dinge wußte, zu bewahren. Und Friedl selbst schien nun plötzlich der Inhalt seiner Erzählungen geringer und unwesentlich.

Digitized by Google

Freilich Warang erzählte auch ohne besondere innere Teilnahme von den Menschen seiner Heimat. Und oft klang aus seinen Geschichten über Dämonen eine innere Auflehnung heraus.

Und Friedl spannte sein Sehnen wie einen schlanken Bogen, um ganz zu Warang zu gelangen. Er mußte erfahren, wer der große Freund war.

Heinz und Maria sahen die neue Freundschaft Friedls nicht ungern. Gerade jetzt, wo es die fortschreitende Arbeit mählich erforderlich machte, daß die Wohnungen der Arbeiter aus dem unteren Flußtal und dem Beginn der Ebene höher hinauf in den Wald verlegt werden mußten, wo auch Franz nicht mehr jede Nacht in ihrem Hause schlief, war es für sie beruhigend, daß Friedl an Warang einen Freund und Beschützer gefunden hatte. Darum gaben sie auch Friedl gerne die Erlaubnis, mit Warang eine Wanderung nach Makale zu unternehmen. Die Toradjas, die in Heinzens Diensten standen, beruhigten ihn über alle Bedenken. Warang galt als zuverlässig und treu.

Friedl schlief bei Warang diese Nacht in der Arbeitersiedlung im Walde. Am nächsten Morgen eilten sie über die Arbeitsstätten zu dem Dorfe und wanderten von dort weiter durch das Tal.

Warang war seltsam erregt an diesem Morgen.

„Ich habe meine Heimat seit damals nicht wiedergesehen!" sagte er.

Digitized by Google

Friedl schwieg. Er wußte, „seit damals", das hieß seit dem letzten großen Kampfe der Toradjas mit den Luwuresen, wo Warang in Sklaverei kam.

„Die Sklaverei ist ja eigentlich schon lange aufgehoben," erzählte Warang. „Mein Herr kümmerte sich aber nicht darum. Es war ja damals gerade der große Aufstand gegen die Regierung. So mußte ich mit meinem Herrn, so jung ich war, in das Towutigebiet, um Dammar zu suchen. Dort war ein riesiger See. Wir lebten in Timampu, das ist ein großer Ort am Ufer. Lauter Buginesen waren dort, denen wir das Dammar verkauften. Sie geben es dann an die chinesischen Großhändler weiter. Mein Herr erzählte mir, daß es die Chinesen von dort an den großen Hafen bringen und so sehr reich werden."

Friedl fragte: „Makassar?"

„Ja!" nickte Warang, erstaunt, daß Friedl den Namen kannte.

Vor Friedl erstand eine Erinnerung. Er sah Makassar vor sich und die Schiffe, die mit Dammar nach Java und Singapore fuhren. So war es auch hier so, wie ihm sein Vater einmal kurz vor seinem Tode gesagt hatte. Die Arbeitenden konnten kaum von dem Ertrage ihrer Arbeit leben und jene, die die Waren zu den Kaufenden brachten, zogen Riesengewinne aus der Arbeit anderer. Ein leiser Unwille stieg in Friedl empor und

Digitized by Google

eine Scham. Er dachte an das wilde stolze Volk der Toradjas und an Buginesen und Chinesen, die klug aus deren Arbeit Nutzen zogen. Ja, wer klüger war, gewann im Leben. Aber diese Klugheit war nicht etwas, auf das man stolz sein konnte.

„Es war sehr schön am Towutisee," erzählte Warang weiter. „Es gab dort Wald, wie du ihn nie gesehen hast. Wochenlang konnte man durch den lückenlosen Urwald streifen, ohne einen Menschen zu finden."

„Wie schön!" rief Friedl und dachte wieder mit einiger Scheu an die Sägeanlagen seines Pflegevaters.

„Es gab so viele Hirsche dort!" erzählte Warang. „Und Schlangenhalsvögel in den Uferbüschen! Oft fuhr ich mit meinem Herrn auf einem Segelschiff über den See. Ja, es war schön in dieser Zeit. Das wäre etwas für dich gewesen, das Dammarsuchen! Du kletterst doch so gerne! Mein Herr machte sich nichts aus dem Loho-Dammar, das man durch das Anzapfen der Bäume bekommt. Ich kletterte damals viel besser als heute, war ja auch leichter. Um das Buali-Dammar zu holen, das mein Herr wollte, mußte ich mich mit Rohtangseilen auf den glatten Riesenstümpfen der Fichten hinaufarbeiten. In den Astgabeln war das Dammar."

„Und wieso bist du freigekommen, Warang?" fragte Friedl.

„Mein Herr wurde reich im Towutiland. Ich aber

Digitized by Google

wurde krank und hielt die Kletterei nicht mehr aus. Da sandte er mich mit einigen vermögenden Toradjas zurück."

„Und du kamst in die Heimat?"

„Nein!" Warang schüttelte seinen dunklen Kopf und sah vor sich hin. „Ich fand den Diener des großen Freundes. Er nahm mich als Träger auf. Ich zog mit ihm lange umher. Er lehrte mich so viel. Auch malaiisch habe ich durch ihn gelernt. Alles weiß ich durch ihn."

„Und bliebst doch nicht?" fragte Friedl.

Warang schien die Frage gar nicht zu hören. Er sah auf das gelbe Wasser des Flusses hinab. Der Weg führte über eine Brücke in ein anderes Tal. Nackt und kahl wies das Gebirge seine zerrissenen Wände. In allen Farben leuchtete das nackte Gestein. Der Weg wurde steinig und steil.

Jäh blieb Warang stehen. „In meiner Heimat haben sie den Diener des großen Freundes erschlagen. Da ging ich hinunter nach Paloppo und wurde Arbeiter. Ich wollte sie alle nicht mehr sehen!"

Und dann kamst du zu uns!" rief Friedl und hängte sich an den Arm des Freundes, dessen Schicksal ihn stark ergriff.

„Ja!" nickte Warang. „Aber ich mag deinen weißen Herrn nicht."

„Warum, Warang?" fragte Friedl.

„Er mordet den Wald!“ sagte Warang traurig.

„Aber, Warang!“ rief Friedl. „Es wird so viel Großes hier geschaffen, die Leute werden hier reich werden und glücklich!“

Warang schüttelte nur den Kopf.

Friedl sprach eindringlich, er fühlte, daß er mit seinen Worten sich selbst erst etwas klar machen mußte. „So viel Menschen werden zu essen haben durch diese Anlagen – wie du!“

„Ich hätte auch anderswo mein Leben gefunden!“ sagte Warang gleichmütig. „Es ist alles ein Weg! – Geschäftigkeit macht blind. Und dein weißer Herr ist so schnell und geschäftig. Er wird deshalb nicht schneller zum Ziele kommen. Es ist alles ein Weg!“

„Aber, Warang!“ rief Friedl. „Je mehr mein Onkel Heinz arbeitet, je mehr wir alle uns anstrengen, desto schneller kommen wir zum Ziele, desto rascher wird das erreicht, was wir wollen.“

„Wollen ist kein Weg zum Ziel!“ entgegnete Warang ruhig. „Wir müssen warten und stille sein, Geschäftigkeit macht blind!“

Friedl schwieg. Er verstand Warang nun gar nicht. Als sie auf der Kammhöhe angelangt waren, umschattete Warang seine Augen mit der Hand.

„Nun wirst du mir bald deine Heimat zeigen, Warang!“ rief Friedl. Da sah er, daß an Warangs Hand, die

langsam von seinem Antlitz sank, eine große Träne hing. Da schwieg Friedl und preßte nur stark Warangs Hand.

Nun schritten sie rascher aus. Von der Höhe ging es hinab in ein Tal, wo sie kurz ruhten, dann wieder einen steilen Saumpfad hinan.

Warang schwieg. Erst als sie auf der Höhe standen, von der sie auf eine gewaltige, zerfurchte Bergkette sehen konnten, wurde er wieder gesprächiger. Sie lagerten sich in dem niedrigen Berggras und ihr Blick trank das wilde Bild der Bergriesen, die schwarzen Felsblöcke und die schimmernden kleinen Seen tief unter ihnen.

Dann wanderten sie weiter. Vorbei an kleinen, in Kokoshainen gebetteten Dörfern. Unten im Tal trafen sie überall auf fleißig Arbeitende. Und weiter wanderten sie, vorüber an den unendlichen Reisfeldern.

„Reisbau ist Gottesdienst," sagte Warang plötzlich. „Die Reisgötter schreiben genau vor, wie gesät und geerntet werden muß."

Friedl sah Warang an. So seltsam hatte seine Stimme geklungen. Eine Ferne war in ihr.

Und wieder tauchte ihr Wandern am engen Talgrunde in Felsen und Schluchten. Hier blieb Warang stehen.

„Hier haben sie bei dem letzten Aufstande gegen die Regierung Felstrümmer herabgeworfen," sagte Warang,

Digitized by Google

und ein dunkles Feuer glühte in seinen Augen auf, erlosch aber sofort wieder.

Friedl sah zu den stolzen Hängen des Engpasses auf. Erinnerungen aus dem Geschichtsunterricht fielen ihm ein. Dann entsann er sich plötzlich des Lieblingswortes seines Freundes: „Es ist alles nur ein Weg."

Hier hielten Friedl und Warang längere Rast. Dann sprang Warang plötzlich auf und begann langsam umherzuschlendern. Friedl folgte ihm. Da wies Warang auf Felsenhöhlen hoch über dem Talgrund. „Gräber!" sagte er kurz.

Friedl sah zu den Felskammern empor, um die dichte Scharen weißer Kakadus flogen.

„Das ist sehr schön!" rief Friedl. „So möchte ich einmal begraben liegen, im Stein, unerreichbar für die Menschen!"

„Unerreichbar für die Menschen! O ja!" nickte Warang ernst. „Aber man muß reich sein. Meine Eltern liegen in keiner Felsenkammer." Er ging Friedl voran, abseits von dem Wege. Wieder zeigte er ihm Felsengräber in der steilen Bergwand. Dann wies er hinab in eine Schlucht. „Hier!" sagte er kurz.

Friedl verstand nicht.

Warang sagte mit dunklerer Stimme: „Man hüllte sie in weiße Tücher und band sie auf Bretter. Dann warf man sie da hinab."

Digitized by Google

Schauernd sah Friedl in die Schlucht hinab, auf das Grab der Namenlosen.

„Meine Mutter liegt im Meer!" sagte er und empfand das Ähnliche ihres Leides wie eine Verheißung.

„Es ist alles ein Weg," antwortete Warang still und gleichmütig.

Friedl konnte das Bild dieser Grabstätte nicht vergessen. Immer wieder dachte er an die Felsenwirrnis zurück, an diese Gräber in Felsenkammern hoch über der Talsohle, an die weißen Vögel, welche die einsamen Stätten hüteten.

Fast teilnahmslos sah er das Ziel ihrer Wanderung: Makale. Er übergab dem Platzkommandanten den Brief, den ihm Heinz mitgegeben und quartierte sich mit Warang in dem Pasangrahan ein. Von einem kurzen Spaziergang durch Makale kehrte er bald müde zurück. Warang wurde immer stiller. Er starrte teilnahmslos für alles vor sich hin und gab auf keine Frage Antwort.

Friedl und Warang schliefen bald und tief nach diesem Wandertage.

Am nächsten Morgen traten sie früh den Heimweg an. Warang führte Friedl auf einem Umweg an einer großen Toradjafestung vorüber. Jeder freie Platz des Berges war mit Wohnhütten besetzt.

„Wir haben mächtige Feinde!" sagte Warang. „Selbst unsere Toten haben nicht Ruhe vor ihnen; die Räuber

Digitized by Google

sind gierig nach Schmuck und anderen Dingen, die wir unseren Toten in das Grab mitgeben."

Friedl empfand eine tiefe Liebe für dieses Volk. Sein Blick flog immer wieder zu den Hüttchen hinauf, die überall an den Felsen wie Adlerhorste hingen. Und stolzer noch sah er auf seinen Freund, der diesem trotzigen Bergvolke entstammte.

Warang blieb auch am Heimweg einsilbig. Manchesmal sah er forschend auf Friedl, als überlege er zutiefst etwas.

Friedl gab sich ganz dem frohen Takte des Wanderns, freute sich der wechselnden Bilder, sah munteren, vielfarbigen Vögeln nach und trug im Innern nur frohe und sonnige Gedanken. Wie schön und reich war nun sein Leben! Nimmer mußte er vereinsamt seine Wege gehen, er besaß einen Menschen, dem er von vielen geheimsten Gedanken sagen durfte. Und dieser Freund war selbst eine Welt für sich, rätselhaft und tief wie das ganze Leben rings um sie her.

Die Stunden flogen in der fließenden Melodie des Wanderns. Schon betraten sie vertraute Wege. Nun dankte Friedl dem Freunde für das reiche Erleben dieser Wanderung. Aber Warang schwieg noch immer. Er schien mit sich zu kämpfen, denn seine Augen glühten tiefer als sonst und immer wieder flog ein forschender Blick zu Friedl.

Digitized by Google

An einer Biegung des Waldweges blieb Warang stehen. Er zog die Laute hervor, die er immer mit sich führte, und warf sich in das Gras. Dann spielte er. Eine Weise nach der anderen entstieg den Saiten und Friedl schien es, daß das Beben der Klänge aus Warangs Körper stiege, wie er die Laute fest an seine nackte Brust drückte. Da sah Warang tief in Friedls Augen und spielte eine sehnsüchtig zarte Weise. Friedl geschah ganz eigen. Diese Weise hatte er doch schon irgendwo vernommen? Sie stieg wie aus seiner eigenen Kinderzeit jäh aus den Saiten und pochte mit unfaßbarer Erinnerung heiß an sein Herz. Friedl lauschte, aber er konnte und konnte die Herkunft der vertrauten Weise nicht erraten.

Warang hatte Friedl starr angesehen, während er spielte. Da Friedl nichts sagte, ließ er einen Augenblick lang wie enttäuscht die Laute sinken. Dann griff er wieder in ihre Saiten und wieder klang das Lied fromm und zärtlich in die vieltausendstimmige Symphonie des Waldes.

Da legte Warang in plötzlichem Entschlusse die Laute fort und sagte: „Diese Laute heißt gisso-gisso und ist vom Mantannasee. Der Diener des großen Freundes gab sie mir und lehrte mich das Lied. Es weiß von dem großen Freunde."

Friedl wollte fragen, — aber er wagte es nicht. Warang sah erregt und inbrünstig in eine Ferne. Dann faßte er Friedl bei der Hand und begann:

Digitized by Google

„Der Diener des großen Freundes kam von weit, um den Wirren von ihm zu erzählen. Der große Freund ist mächtiger als alle Dewátas. Aber er ist gut und braucht seine Macht nur, um Gutes zu tun. Er will, daß wir alle glücklich sind. Aber er liebt nicht nur die Toradjas, er liebt auch ihre Feinde, die Luwuresen. Er will, daß sie sich gegenseitig nicht mehr hassen, weil er beide liebt. Aber er liebt nicht nur die Toradjas und Luwuresen, er liebt auch dich, obwohl du ein weißes Gesicht hast und nie den Dewátas geopfert hast. Er liebt auch jene, die den Koran singen, er liebt alle, alle Menschen, die Tiere, Blumen und Steine. Und der große Freund weiß, daß sie alle, wie sie auch heißen, und welche Sprache sie auch sprechen, Sünder sind und dennoch gut. Jeder hat schon einmal begehrt, was dem anderen gehörte und hat ihm Übles gewünscht. Und jeder hat einen Menschen, ein Tier oder ein Ding, zu dem war er einmal gut. Der große Freund will aber, daß wir einander nicht Übles wünschen und Wehes tun, damit wir glücklich sind.

Und der große Freund war so mächtig, daß er alles konnte. Er kam von den Wolken und niemand auf der Erde kannte ihn. Und weil er wollte, daß alle gut seien zueinander und wie Brüder, haßten ihn die Mächtigen, die dadurch mächtig sind, daß die Stämme sich hassen. Er aber liebte auch noch die Mächtigen. Und sie nahmen ihn und nagelten ihn an ein Kreuz. —"

Digitized by Google

„An ein Kreuz!" rief Friedl, der in steigender Erregung zugehört hatte. „Aber du sprichst ja von Christus!"

„Der große Freund hieß Jesus von Nazareth," sagte Warang und der Name fiel von seinen Lippen, schwer wie ein Blutstropfen.

„Jesus von Nazareth!" Friedl sprach den Namen langsam nach.

Durch das tausendstimmige Singen der Zikaden brach der schwermütige Ruf großer Fruchttauben. Das Ga-ga-ga eines Nashornvogels schlug in das Stimmengewirr. Zwei dunkelbraune, langbehaarte Nager haschten sich in seligem Liebesspiel über den beiden Ruhenden. Durch das dichtverschlungene Formengewirr des Waldes sang die Melodie pflanzlichen Seins: keine Gleichheit und kein Ich, ewige Wandlung, Blühen und Verderben ineinanderfließend, und doch alles Leben, jauchzend, grausam, hingegeben an den unbeirrbaren Takt.

Unter den Bäumen saßen zwei Knaben. Ihre Hände hielten einander. Ihre Blicke glühten in eine Ferne. Sie sprachen von dem Nazarener.

Digitized by Google

XII.

Franz machte ein bedenkliches Gesicht, als er nach seiner Ankunft in Paloppo an mehreren Häusern gelbe Fähnchen gewahrte. Scheu drückte er sich an den Häusern, aus denen murmelndes Beten und leises Weinen drang, vorüber. Es gab zwar immer Cholerafälle in Paloppo, aber gerade heute, da er gekommen war, um neue Arbeiter anzuwerben, stimmten ihn die gelben Fähnchen an den Häusern der Kranken und die quadratisch zwischen Bambusstecken ausgespannten weißen Tücher der Sterbehäuser ernst.

Auf dem Marktplatz traf er wenige Menschen, nur einige Toradjas und Torongkongs boten ihre Waren feil. Franz schlenderte umher und sah sich unschlüssig um. Es fiel ihm auf, daß ihm ein Fremder langsam und bedächtig auf seinen Wanderungen folgte. Franz blieb vor einem Laden stehen und der Fremde zog den Hut. In einem Kauderwelsch von Deutsch und Holländisch sagte der Fremde: „Sie sind hier fremd, – vielleicht kann ich Ihnen behilflich sein?"

Franz maß den Fremden, der ihn in der ungewohnten deutschen Sprache ansprach, erstaunt. Über das tief-

braune Antlitz des Fremden flog ein Lächeln. „Ich bin Kaufmann!" sagte er. „Mein Name ist Gyldenstern."

Franz wunderte sich noch mehr über den holländisch klingenden Namen, er hätte den Fremden eher für einen indischen Juden oder Araber in europäischer Kleidung gehalten. Er antwortete langsam: „Ich suche hier Arbeiter."

„Für Plantagen?" fragte Gyldenstern mit immer dem gleichen unergründlichen Lächeln.

„Nein, für unsere Anlagen, weit von hier. Mein Herr hat Anlagen zum Abholzen des Urwaldes errichtet. Wir arbeiten mit Motoren und Pendelsägen. Da suchen wir Arbeiter, die schon einmal mit Maschinen zu tun gehabt haben!"

„O wie interessant!" meinte der Fremde. „Ich bin glücklich, Ihnen behilflich sein zu können. Mein Schiff liegt im Hafen, ich habe eben meine Ladung gelöscht. Ich will Ihnen gerne einige meiner Arbeiter überlassen. Sie sind schon weit herumgekommen, haben in manchen Betrieben gearbeitet. Es sind Buginesen, die die Baréesprache und die hauptsächlichsten Idiome des Innern verstehen."

Franz atmete auf. Das war ja ein ganz besonderer Glücksfall! Er dankte dem Fremden herzlich und wanderte mit ihm zum Hafen.

Es war doch schön, wieder einmal deutsch sprechen zu

Digitized by Google

können! Franz empfand eine starke Zuneigung zu Gyldenstern trotz dessen fremden Aussehens.

„Es sind jetzt deutsche Soldaten — Kriegsgefangene aus Japan – nach Niederländisch-Indien gekommen. Ich hörte in Batavia davon," erzählte der Fremde.

„Kommen auch welche nach Celebes?" fragte Franz erregt. „Das wären doch Leute für uns!"

„Sie sind leider alle schon untergebracht," antwortete Gyldenstern mit seinem stillen Lächeln. „Sie werden in einem Kurs des Gouvernements für die Gendarmerie ausgebildet, andere gingen zur Polizei und zur Post. Auch bei den Eisenbahnen beschäftigt man sie. – Aber seien Sie froh, Sie kommen mit den eingeborenen Arbeitern viel besser aus. Die sind genügsamer."

„Wir wollen aber später doch Deutsche nehmen," erwiderte Franz. „Mein Herr hat ja Großes vor. Es soll ein Teil der deutschen Auswanderung nach Celebes geleitet werden!"

„Hieher?" Gyldenstern lächelte ungläubig. „Was kann man hier mit ihnen anfangen? Sollen sie sich aus Urwäldern bewohntes Land schaffen? Die Hälfte der Leute würde dabei zugrunde gehen!"

„Aber wir haben doch schon den Grundstein zu einer neuen Industrie gelegt!" rief Franz. „Wir würden die Leute ja bei der Bedienung der Anlagen verwenden!"

Gyldenstern schüttelte den Kopf. „Ihre Anlagen

Digitized by Google

können doch unmöglich so groß und ausbaumöglich sein, daß Sie dazu Tausende von Arbeitern verwenden können!" Gyldenstern blickte angespannt auf Franz, als dieser ihn aber ansah, hatte er wieder sein unergründliches, spöttisches Lächeln.

„Jetzt benötigen wir sie freilich noch nicht," rief Franz, den der spöttische Unglaube des Fremden erregte. „Aber mein Herr ist doch im Auftrage einer großen Fabrik in Köln hier, die sich mit anderen Fabriken zu einem Konsortium vereinigen wird. Sie wollen die Holzverwertung auf Celebes mit deutschem Kapital durchführen. Andere Länder sollen dann folgen. Das ist eine friedliche Eroberung von Kolonien, wie mein Herr sagt."

„Ach, — so ist das gedacht!" sagte Gyldenstern, aber seine Spannung versank sofort wieder in Spott. „So denken Sie sich das! Und Sie glauben nicht, daß das andere viel besser treffen würden, andere, die schon immer in den Kolonien gearbeitet haben? Und dann, — die eingeborenen Arbeiter sind billiger und an das Klima gewöhnt. Wird es sich lohnen, Deutsche kommen zu lassen, um die Bäume zu fällen und Plantagen zu bauen? Das ist ein naiver Traum, mein Herr, — nehmen Sie mir meine Offenheit nicht übel!"

„Aber Sie verstehen ja gar nicht, worum es sich handelt!" rief Franz. „Wir arbeiten keineswegs in den

Digitized by Google

Urwäldern nur um bewohnbares Land zu schaffen. Mein Herr denkt an die Holzverwertung im großen. Vor allem aber können wir rascher und billiger Land urbar machen, als die anderen!"

„Und müssen doch immer wieder Eingeborene zur Stockrodung heranziehen, die ein sehr langwieriges und kostspieliges Geschäft ist."

„Für uns aber nicht!" entgegnete triumphierend Franz. „Das ist es ja eben! Die Fabrik in Köln hat famose Patente. Es handelt sich um Stockrodung mittels flüssiger Luft."

Gyldenstern sah scheinbar gelangweilt über Franz hinweg. Franz ärgerte sich darüber, er sprach und sprach und bemühte sich, den Fremden von der Wichtigkeit und den Vorteilen des neuen Verfahrens zu überzeugen.

Endlich sagte Gyldenstern: „Nun, ich will ja gerne glauben, daß aus dem allen eine gute Sache wird. Kann man vielleicht einmal hinaufkommen und die Anlagen besichtigen? Wie denkt Ihr Herr darüber?"

Franz wurde verlegen. Herrgott, — daran hatte er nun in seinem Eifer gar nicht gedacht. Sein Herr wollte doch nicht, daß man allzuviel über die Anlagen und Erfindungen erfahre und hatte den strengsten Auftrag gegeben, daß kein Fremder zu den Anlagen geführt werden durfte.

Digitized by Google

„Das wird wohl nicht recht gehen!" meinte Franz nach längerem Schweigen stockend. „Man darf keine Ausnahme machen. Und das Besichtigen der Anlagen ist verboten."

„Nun, ich lege ja nicht so viel Gewicht darauf!" sagte Gyldenstern leichthin. „Ich habe ja auch gar nicht Zeit, will ja morgen mit meinem Dampfer gegen Menado weiter. – Aber die Arbeiter nehmen Sie nur mit. Sie werden sehr zufrieden sein. Es sind zuverlässige Leute. Namentlich bei den Anlagen zur Erzeugung flüssiger Luft und dem Arbeiten mit Patronen werden Sie die Leute verwenden können."

„Ich bin sehr froh und dankbar!" bekannte Franz. „Nun kann ich mir das langwierige Suchen und Werben ersparen. Zudem ist hier die Cholera, da bin ich froh, daß ich Leute bekomme, die nicht aus diesem verseuchten Paloppo sind! Wir verwenden ja viel Leute aus dem Inland oben, Toradjas namentlich, aber zu den schwierigeren Arbeiten bevorzugt mein Herr die Küstenbewohner, von denen viele schon mit Maschinen gearbeitet haben!"

„Ich wünsche Ihnen viel Glück!" sagte Gyldenstern sehr freundlich.

Sie waren am Hafen angelangt. Auf einen Pfiff Gyldensterns sprangen eine Reihe dunkelhäutiger Männer von den aufgestapelten Warenballen und eilten auf ihn

Digitized by Google

zu. „Ihr werdet mit diesem Herrn gehen. Er hat euch aufgenommen.“ Gyldenstern nannte noch einige Bedingungen. Die Arbeiter waren sofort mit allem einverstanden. Franz war erstaunt. Einen so raschen Abschluß hatte er noch nicht erlebt. Sonst dauerten die Verhandlungen immer lange. Die Arbeiter scharten sich sofort um ihn, als wäre alles schon längst ausgemacht gewesen.

Franz sah Gyldenstern an. Er mußte doch ein mächtiger Herr sein, dieser Fremde!

Gyldenstern reichte Franz die Hand. „Ich will Sie nicht länger aufhalten, mein Herr,“ sagte er. „Sie haben gewiß noch manches für sich und Ihre Leute zu besorgen. Und ich muß mich jetzt leider auch meinen Angelegenheiten widmen.“

Franz verabschiedete sich mit vielem Dank. Erstaunt sah er noch einmal zu einem europäisch gekleideten Manne hinüber, der auf einem Warenballen saß und kein Auge von ihm während seines Handelns mit Gyldenstern und den Arbeitern gelassen hatte.

Franz ging weiter mit seinen neuen Leuten, ohne sich umzusehen. Er war vergnügt über die rasche Abwicklung seiner Geschäfte und pfiff vor sich hin.

Digitized by Google

XIII.

Heinz und Maria erlebten es aufwühlend und befreiend, daß ihr Sein und ihre Liebe in Einsamkeit bestehen mußten. Ihre Liebe kannte keine Müdigkeit. Sie waren gezwungen, ineinander zu leben, sich immer tiefer und schrankenloser zu umfassen. Da gab es immer wieder jäh aufspringende Türen und neue Wege des Zueinandergehens. Immer stärker mußten sie sich gegenseitig erfahren. So erhielt ihr Zueinandergehen die Vertiefung, ihr sich selbst Erkennen die besinnliche Klarheit, ihre Leidenschaft die große Linie. So wuchsen sie in ihrer Liebe über alle Grenzen, die sie einst in sich gewähnt. Sie schöpften ihre Möglichkeiten in immer neuem Sturme aus. Es war nichts um sie, das ablenkte und zerstreute.

Und doch war ihre Leidenschaft fast schon Schmerz in ihrem Sehnen nach immer tieferem Erfahren. Sie war Schmerz, weil immer noch Grenzen blieben, aus derem Erkennen jäh ein neues Sehnen stieg. Aber dieses Sehnen war doch Seligkeit, war das pochende Herzblut ihrer Tage und vergoldete jedes Gespräch, jede Gebärde.

Digitized by Google

Und noch eines stand hinter ihrem Sehnen, unfaßlich und groß.

Sie erkannten es zuerst, als sie bei einem mehrtägigen Jagdausflug an einem See rasteten. Dieser See lag tief im Urwald und zwang sie beide zu dem plötzlichen Empfinden: So muß die Welt ausgesehen haben, als Gott die Menschen noch nicht erschaffen hatte! Über den Pflanzen und Tieren lag eine Stille, die nichts von Menschen wußte, und eine Unschuld, die erschütterte. Stelzvögel und Reiher bewachten die Ufer. Wilde Büffel hoben kaum den Kopf als Heinz und Maria sich am Ufer lagerten.

„Hier müßte man vollkommen glücklich sein!" sagte Maria und schmiegte sich an ihren Gatten.

„Und gerade dieses, daß hier alles vollendet, erfüllt, alle Möglichkeiten ausgeschöpft sind, erfüllt mich mit einer Trauer, der ich keinen Namen weiß," sagte Heinz.

„So geht es uns doch allem vollkommen Schönen gegenüber," meinte Maria. „Es ist die eigene Unvollkommenheit, die uns traurig macht."

„Es kann nicht nur das sein!" entgegnete Heinz. „Aber wir sind Menschen und können deshalb die Vollendung mit ihrer Gebundenheit, das Erfüllen des Sehnens und damit sein Aufhören nicht ertragen."

„Dann ist dies vielleicht der Sinn der Trauer, die mich manchmal überkommt, seit wir auf Celebes leben!"

Digitized by Google

rief Maria. „All das Leben um uns, in dem ich nur eine unendliche Reihe von Geburten sehen kann, all jenes Leben, das keine Unsterblichkeit und keine Freiheit der Einzelwesen kennt, erschreckt mich oft. Immer tiefer muß ich erkennen, daß ich zu all diesem Leben gehöre, vielleicht nur etwas ungebundener, weil wir Menschen unsere Möglichkeiten noch nicht erreicht haben. Erst fühlte ich dieses Brudertum zu Tier und Pflanze tief und beglückend. Das ganze erste Jahr war es mir eine wachsende Seligkeit, daß ich auch nur ein Teil dieses Lebens bin, auch ein Teil dieses ewigen Wandelns."

„Und dann geschah dir ein Seltsames. – O, ich weiß, Maria, was du jetzt sagen willst. Du fühltest dich auf einmal dir selber entgleiten."

„Ja, Heinz, –" fuhr Maria fort und sah erstaunt auf ihn, der sie so rasch erraten hatte, „es ist wirklich dieses. Ich fühlte, daß mein Ich immer schwächer wurde. Es gab Stunden, in denen ich nicht mehr verstand, daß sich Menschen nach Unsterblichkeit und Freiheit sehnen. Ich verlor vollkommen den Blick für das, was persönlich ist und unsterblich sein möchte."

„Es ist hier dieses, daß alles von selber geschieht," sagte Heinz. „Was soll man noch wünschen, begehren, anstreben? Darum sind auch die Menschen hier unpersönlich wie Pflanzen und ihr Buddha hat aus dem Pflanzenleben eine Religion geschöpft."

Digitized by Google

„Nun aber ist ein ganz neues Sehnen in mir, ein Verlangen, das aus meinem Tiefsten aufsteigt," sagte Maria erregt. „Ich weiß mich verwandelt, zu den Pflanzen hin verwandelt und habe fast Angst vor ihnen. Sie könnten den letzten Rest meines Ich töten! Schon fühle ich mich wachsend, blühend — und alles ohne Bewußtsein. Ich empfinde mich getrieben und weiß kein Wort dafür als Kraft. Aber ich persönlich will gar nichts. Das Leben geschieht mit mir."

„Uns beengt die Fülle," sagte Heinz. „Und wir sehnen uns hinaus. Wir möchten hinaus aus der Natur, hinaus aus der unendlichen Reihenfolge der Wandlungen, die wir kaum mehr als Tod und Gebären unterscheiden können. Wir sehnen uns nach einer Freiheit, die es vielleicht nicht gibt."

„Und nun weiß ich es," sagte Maria. „Auch in unserer Liebe ist viel Angst um das eigene und andere Ich. Und sie selbst sehnt sich aus der Gebundenheit an den Takt der Erde in irgend eine Ferne."

Der See erglänzte in unsicheren Farben. Schwermütig klang die Weise der anschlagenden Wellen am Ufer. Heinz und Maria schwiegen und ihre Hände hielten einander.

„Ich habe dich lieb!" sagte Heinz. „Das ist gewiß ein schweres Wort. Aber ich habe dich lieb, dich — und das ist alles, was ich weiß. Weil ich dich liebe, fühle ich, daß ich bin!"

Digitized by Google

So klammerten sich Heinz und Maria an ihre Liebe, um sich vor der Änderung ihrer Bewußtseinslage unter dem Einfluß der Tropenwelt zu retten. Eine fremde Farbigkeit und Glut erfüllte ihre Liebe und ein Gefühl der unbestimmten Angst.

Mit Gewalt versuchten Heinz und Maria bewußt zu bleiben und ihr Ich vor dem Verschwingen in das Leben um sie zu bewahren.

Dieser uneingestandene Wille stand hinter ihrem Sehnen und Denken. Er stand auch hinter ihren Gesprächen, die immer wieder aus der Gebundenheit ihres Empfindens in die ihnen klar erscheinende Welt des Bewußtseins tasteten.

Dennoch erfaßten Heinz und Maria tief und aufwühlend die Gnade des Lebens in der Natur. In trunkenem Glück erfühlten sie, daß ihrer Liebe in dem Gewirr der Städte hätte nimmer letztes Erfüllen werden können. Nur mit Grauen dachten sie an den Lärm zurück, in welchem alles Menschliche in dem Entfernen von Stein, Pflanze und Tier verdarb und in einem bösen, sich außerhalb des Naturgeschehens stellenden Größenwahnsinn sank. Nur mit Bangen dachten sie der steinernen Menschengefängnisse, über denen sieghafte Qualmfahnen dem Dämon Zivilisation zujauchzten und den Menschen jeder tiefere Zusammenhang mit der Weltseele verloren ging. In tiefer Trauer erkannten sie in der Herrschaft

Digitized by Google

der Städte und deren Denken den Urgrund für den Zusammenbruch des europäischen Menschen.

Immer aber blieben Heinz und Maria Deutschland verbunden. So fühlte Heinz seine Arbeit: Jeder Axtschlag draußen im Walde wußte, glaubte, jubelte: Deutschland!

Und jedes Fest wußte um Deutschland, jedes Fest! Da fühlten sich Heinz und Maria in ihrem gläubigen Empfinden als Insel im fremden Meere. So schön war es, wenn sie in innigem Zusammensein die Kirchenfeste der fernen Heimat oder die Gedenktage des deutschen Vaterlandes festlich begingen! Da war auch immer Friedl dabei. Und wenn Friedl auch von Deutschland nicht viel mehr wußte, als jenes heiße Brennen im tiefsten Herzen, wenn Heinz von seinem Hoffen für Deutschland sprach oder über dem Bilde des unglücklichen deutschen Kaisers einen Kranz von fremden Pflanzen hing: — — sein Blut verlor die Heimat nie.

Und doch war es so ganz anders, wie Heinz und Maria jetzt an die ferne Heimat dachten. Es war ihnen ein neuer Glaube an die Heimat und ihre Menschen aus ihrer eigenen Arbeit und deren Gelingen zugewachsen. Aber mit der Entfernung wuchs auch ihr Beurteilen.

„Wir ließen uns früher zu oft von Empfindungen und großen Worten bestimmen!" sagte Heinz oft, wenn

Digitized by Google

er ihrer früheren Jahre gedachte. „Wir waren zu wenig wesentlich!"

So wuchs immer stärker in ihm das Erkennen, das er immer schon dunkel in sich getragen, daß der deutsche Mensch viel eigene Schuld mit seinem Unglück zu beklagen habe.

„Nicht in jenem Sinne, wie es die Politiker und politisierten Literaten meinen!" sagte er zu Maria. „Das sind hysterische oder böswillige Selbstverleumdungen. Aber wir waren als Staat zu jung. Da waren wir eben anmaßend und noch nicht erzogen wie alle Jungen!"

„Und in einem anderen Sinne zu viel erzogen!" entgegnete Maria. „Denn so viel wie bei uns wurde in keinem Lande gepredigt und belehrt."

„Auch das Predigen und Belehren ist schlechte Kinderstube!" meinte Heinz. „Und alles zusammen gehörte eben zu dem Fehler, daß wir nicht wesentlich waren!"

So wurde ihre Liebe zu Deutschland eine erkennende, wissende und schmerzliche Liebe. Heinz entwuchs in dem durch ihn selbst bestimmten Leben den Wertungen seiner früheren Umgebung, welche es als Verbrechen und Verrat angesehen hätte, nicht überall zuzustimmen. Er entwuchs bestimmten Wortreihen, die sich früher sofort zu irgend einem Begriffe eingestellt hatten. Und manchmal wußte er es tief und beglückend, daß dies ein Befreien war.

Digitized by Google

XIV.

Dschinolu ordnete auf der Terrasse die Blumen in den Gläsern. Manchmal sah sie auf und horchte angespannt in die Stille hinaus.

Diese Weißen waren zu merkwürdig! Gewiß waren sie andere Menschen und hatten geheime Kräfte, wie sie sonst nur drawidas haben. Sie besaßen Macht über Blitze, die sie selbst machten und ihre guten Geister halfen ihnen bei jeder Arbeit. Ja, sie waren sehr klug die Weißen! Und doch konnten sie nicht ganz klug sein, sonst hätte der weiße Herr oder die weiße Herrin schon längst bemerkt, daß eine Veränderung rings um sie vorging.

Oder bemerkten sie es nicht, daß der Gärtner nie mehr lächelte, wenn er die Blumen brachte? Bemerkten sie es nicht, daß die Plantagenarbeiter Franz auswichen und die Köpfe zusammensteckten, wenn Maria in ihrem lichten Kleide vorüberging? So seltsam waren die weißen Menschen, daß sie das alles nicht merkten und nicht auf ihrer Hut waren.

Dschinolu wiegte den alten, müden Kopf und deckte in tiefem Nachdenken den Abendtisch.

Digitized by Google

Maria kam mit leichten Schritten auf die Terrasse. „Nun, Dschinolu, – bist du fertig?"

Dschinolu nickte und wandte sich zum Gehen. Ehe sie aber in der Türe verschwand, drehte sie sich noch einmal um: „Die weiße Herrin soll acht geben!" sagte sie langsam. „Dem weißen Herrn droht Gefahr."

Maria erschrak. Was redete die Alte da? „Wie meinst du das, Dschinolu?" fragte Maria, und ihr Herz schlug in ihre Stimme.

„Es sind Fremde unter den Arbeitern. Sie lieben den weißen Herrn nicht. Die weiße Herrin soll auf der Hut sein!"

Marias Fragen wurden immer angstvoller. Aber so viel sie auch in die Alte drang, Dschinolu wiederholte nur immer wieder: „Es sind Fremde hier – die weiße Herrin soll auf der Hut sein!"

Maria erzählte Heinz nach seiner Heimkunft von der dunklen Warnung Dschinolus. Er aber lachte. „Kind, um solche Reden darfst du dich nicht kümmern. Die Leute sind schrecklich abergläubisch hier, überall sehen sie böse Dämonen. Darum findest du ja auch überall im Gebirge Wegzauber, Krankheitsscheuchen und Geisterhäuser. Du darfst dich nicht um ein derartiges Gerede kümmern. – Übrigens, irgend etwas Richtiges ist an dieser Prophezeiung schon daran. Davon wird die Alte, die ja oft mit den Leuten im Dorfe zusammenkommt, gehört haben!"

„Was ist geschehen?“ fragte Maria, die ihr Bangen noch nicht ganz niedergerungen hatte.

„Es geht jetzt manchmal mit den Arbeitern nicht recht. Und es bedarf meiner ganzen Strenge, um sie zur Arbeit anzuhalten. Mit den Toradjas geht es ja. Aber diese Küstenbewohner sind schrecklich faul. Auch merke ich jetzt manchmal einen Widerstand. Nun, ich werde mit den Leuten schon fertig werden! Solche Zeiten gibt es ja in jedem Unternehmen.“

Unter dem Einflusse der sicheren Worte ihres Gatten beruhigte sich Maria allmählich. Aber sie behielt eine noch stärkere Scheu vor Dschinolu von diesem Zwischenfall zurück und vermied es, mit Dschinolu allein zu sein oder ein Gespräch zu beginnen.

Und Dschinolu schwieg. Nur manchmal sah sie Maria mit ihren dunklen, lebendigen Augen an, als ob sie zu reden beginnen möchte. Da ging Maria aber immer rasch weiter. Sie wollte nichts mehr von diesen abergläubischen Reden hören, die ihr nur Angst machten.

Sie vergaß schließlich die Warnung völlig, denn die Tage wurden immer leuchtender und in dem Glanz der Sonne, der nun über ihnen lag, konnte man nicht Dunkles denken. Man konnte nicht.

Maria dachte an Heinz. Sie dachte jede Stunde an ihn. Er allein war der Sinn jeder Stunde, jedes Denkens, der geringsten Handlung. Daß sie so viel

Digitized by Google

Sorgfalt an ihr Heim wandte, daß sie zu jedem Dinge in den Wohnräumen ein besonderes Verhältnis hatte, das war alles nur durch ihn, nur durch die Beziehung jedes Dinges zu seiner Freude, seiner Stimmung geworden. Heinz allein gehörte jede Wanderung Marias, jede verträumte Ruhestunde auf der Terrasse. Denn nur für ihn sog Maria die Schönheit einer überströmenden Welt in sich, nur für ihn dachte sie alle jene Gedanken, die irgendwie Wege zu ihrem innersten Fühlen waren, – Wege für ihn. Für ihn war jeder Handgriff, den Maria tat, und wurde durch ihn beglückend und bedeutungsvoll. Für ihn stieg sie in alle Rätsel ihres Seins und wachte mit der Sorgfalt einer liebenden Frau über der Schönheit ihres Körpers.

Und doch gestand sich Maria, daß sie nicht ganz glücklich war. Sie hatte es sich ja so ersehnt, daß niemals Ruhe über ihre Liebe komme, daß sie ewig sprühe, Leid und Sehnen schenke. Ja, sie beide hatten es doch als groß und auszeichnend empfunden, daß ihr Zueinandergehen nie eine Stille kennen würde, weil sie nebeneinander gingen und wuchsen und sich so nie treffen konnten. O, Maria hatte ja gezittert vor dem Gedanken an ein Ruhigwerden. Und doch sehnte sie sich nun manchmal nach einem Stillesein, das sie sich selbst nicht klar vorstellen konnte. Es mußte doch schön sein, einen anderen Menschen ganz sein zu nennen, zu wissen,

Digitized by Google

nun gibt es kein Unerklärliches mehr in dir, nun bist du mein und nun darf mein Sehnen aus dem sicheren Gefühle deines Besitzes heraus alte, liebe und neue Wege zu anderen Zielen gehen, die nicht zu einem Du, — — die zu dem Ich führen und seinen Geheimnissen.

Ja, die ewige Unrast wacher, sehnsüchtiger, ungezähmter Liebe schien Maria oft fast Qual. So nahe sie sich oft dünkten, immer wieder lag eine Ferne zwischen ihnen. Und so geschah es, daß Maria sich in ihren müden Stunden wünschte, der Wächter, den sie beide in ihrem Sehnen trugen und den kein Erfüllen des Blutes über die Ferne zwischen ihnen täuschen konnte, möge nur einmal, ein einzigesmal entschlafen!

Das war das Große und schwer zu Ertragende ihres Lebens inmitten wilder Natur, daß es sie zwang, wahrhaft zu sein und sich immer wieder tief zu erkennen. Das wußte Maria und in ihren starken Stunden jubelte sie diesem Zwange zu. Sie jubelte diesem Müssen zu, das über ihrer Liebe golden und herrisch hing. Da wußte sie, daß Gnade war, was ihr in schwächeren Stunden Verhängnis schien: sie mußten ihre Liebe ganz und grenzenlos erleben, es gab für sie keine Flucht aus dem schmerzhaften Erfahren der unendlichen Fernen zwischen Menschen, es gab für sie keine Flucht in irgend eine behagliche Lüge hinein, die völligen Besitz des anderen vortäuschte.

Digitized by Google

War dies der Sinn der Liebe? Maria sann oft darüber nach. Oder war es nur ihr Schicksal, ein einzelnes, herrisches Schicksal, das sie außerhalb der Reihe stellte, das sie jener Stille beraubte, die doch sonst allen wurde, so ungeduldig sie auch einmal geglüht hatten? War nur ihnen das Glück des Insichselberruhens versagt?

Und wieder dachte Maria an die Pflanzen, die sie hier tief und verstehend erlebt. Und sie dachte der Menschen hier, die wie Pflanzen waren. Die kannten dieses Sehnen nicht. Die fühlten sich so ganz an die Natur gebunden, sie fühlten sich gar nicht als Ich und nahmen das, was noch Ich war an ihnen, gar nicht so wichtig. So sehr verwachsen fühlten sie sich den ewigen Wandlungen, den tausend Wegen von Geburt zum Tode und wieder zur Geburt! Wenn sie dieser Gebundenheit zu sehr inne wurden, wenn ihre Stunde kam, die sie aus ihrem gedankenfernen Glücke riß, — dann sehnten sie sich nach einer Welt, jenseits aller Gebundenheit, sehnten sich aus deren Naturgeschehen hinaus — — in das Nichtsein, in ein Nirwana. Aber sie sehnten sich nicht nach ihrem Ich, nach dem Persönlichsten, sie wollten niemals sich selbst erleben.

Wie mußte da wohl ihre Liebe sein? Kannten sie die Sehnsucht?

Und Maria sann weiter und gedachte der vielen Ehen, denen sie in ihrem Leben bisher begegnete. Sie

Digitized by Google

gedachte der besten und glücklichsten. Fanden in solches Glück nicht gerade jene, die am unpersönlichsten waren, jene, in deren Einanderfinden nur der Wille der Gattung sang?

Und vielleicht sollte dies so sein? Vielleicht war dies der Sinn der Ehe, daß man ein Gebot der Gattung erfüllte und keineswegs dieser, daß das Persönlichste einander schmerzhaft suchte? Je mehr Maria allein war und die Macht der Landschaft fühlte, schien es ihr, daß hier der Inhalt jeden Seins war, das Leben an sich geschehen zu lassen, sich ganz einem überpersönlichen Willen zu beugen. Nur sie und Heinz waren und lebten im Widerspruch zu der Weisheit und Kraft dieses Lebens.

Aber galt dies nicht gleich? Sie waren stolz und wollten sich nicht beugen lassen! Ihre Ehe trug nur den Sinn der Liebe. Und hier in der Einsamkeit, inmitten dieser starken Landschaft, in der jedes Leben nur von der Art und ihren Wandlungen, alles von Vielheit und nichts von persönlichem Sein wußte, wollten sie treu ihrem stolzen Willen das Wunder einer Liebe, die persönlich und einzigartig war, erleben. Das war Triumph einer neuen Freiheit!

So sprachen die starken Stunden Marias. Und sie bebte in ihnen dem Du entgegen, das gleich ihr immer wieder fremd und immer wieder sehnsüchtig nach einem neuen Verschenken war.

Digitized by Google

Und doch versuchte das Alleinsein Maria nur zu oft mit anderen Stunden. War Heinz glücklich? Nannte er die schmerzhafte, selige Sucht, immer wieder einander zu suchen und zu finden, Glück? Oder sehnte er sich vielleicht heimlich nach Ruhe und der Lüge schrankenlosen Besitzes? O, wenn das wäre, sie würde stark sein und alle Türen schließen, die zueinander führten. Sie würde lächelnd sein Müdewerden ertragen und ihn glauben machen, daß auch sie in die behagliche Lüge taste, auch sie.

Und noch ein anderer Gedanke fiel Maria manchmal an und er kehrte wieder, so sehr sie sich gegen ihn wehrte. War ihre Liebe nicht voll Trotz und Auflehnung gegen den Gott dieser Landschaft? Wie, wenn die Landschaft sich gegen sie empörte? Sie zwang doch alle in ihren Bann! Wie, wenn sie keine Auflehnung ertrug?

Und Maria gedachte wieder der dunklen Warnung Dschinolus. Und ein Bangen kam über sie.

Digitized by Google

XV.

Heinz trug seit einiger Zeit eine leise Traurigkeit im Blute, die er sich nicht deuten konnte. An manchen Tagen schien es ihm, daß sich die Farben der Landschaft verändert hatten, sie dünkten ihm weniger bunt und leuchtend. Eine Dumpfheit in den Nerven drückte seine Seele und seinen Geist nieder. Er konnte sich den Grund dieser leise wachsenden Verstimmung nicht erklären und grübelte während der Arbeit, was wohl der Ursprung dieser Veränderung sein mochte. Er fand auch manches Ärgerliche in seiner Arbeit, was er früher nicht so bemerkt hatte, fühlte da und dort leise Widerstände und wehrte sich immer weniger gegen eine Unlust, die sich seines Wesens bemächtigte.

In helleren Stunden glaubte er den Grund in einer durch die viele Arbeit entstandenen Überreizung gefunden zu haben. Es war ja kein Wunder, sagte er sich beruhigend. Wann durfte er denn eigentlich sich gehören? Wann konnte er zu sich? Die Arbeit nahm seine ganzen Tage in Anspruch und verlangte seine ganze Kraft. In seinen freien Stunden aber lebte er doch mit Maria und nannte dieses gesteigerte Zusammensein doch immer neues Glück.

Digitized by Google

Nur manchmal wäre er gerne mit sich allein gewesen, ohne Bindung an seine Arbeit, ein Ziel oder einen bestimmten Menschen. Die kurzen Jagdtage waren nicht Befreier genug. Man wurde doch alles das, was man mit sich herum trug, nicht so rasch los. Nein, das half nicht. Und doch müßte es schön sein, seiner Umwelt einmal ganz entlaufen zu können! Gar nicht mehr daran zu denken, was ihn durch ein Ziel noch für Jahre an eine Arbeit band und einmal auch an jenen liebsten nicht zu denken, der ihn so ganz erfüllte. Einmal ganz stille sein und auf die Stimmen lauschen, die wach werden, wenn nichts anderes Beherrschendes sie verdrängt! Tief in ein Besinnen tauchen, das keinem Willen unterworfen war! Ja, das mußte schön sein und befreiend!

Heinz sah nun oft fast voll Neides zu Friedl hinüber, der nach der Arbeit frei und unbekümmert in den Wald lief, immer sich selbst nach, frei und allem Erleben offen. Der Junge wußte gar nicht, wie gut er es hatte!

Und manchmal geschah es Heinz, daß ihn auch daheim diese unlustige Stimmung erfaßte. Da waren es Kleinigkeiten, die seine schmerzenden Sinne jäh verletzten, daß seine Nerven erzitterten. Oder hatte er es früher nicht bemerkt, daß der Duft der vielen Blumen um das Haus ihm Kopfschmerzen verursachte? Hatte er es früher nicht empfunden, daß die von Eingeborenen

gekauften Schnitzereien sich albern und verlogen in einem Heime drängten, das er und Maria bewohnten?

Selbst an Maria störte ihn hin und wieder etwas, ein Wort, eine ihm plötzlich unwahr und berechnend scheinende Bewegung. Aber alles, was ihn störte, war so geringfügig, daß er gar nicht davon zu sprechen wagte. Ja, geringfügig nannte es der wache Verstand, aber die schmerzenden Nerven empfanden diese Störungen wie ein bedeutungsvolles Geschehen.

Und langsam lernten es Verstand und Fühlen, der Richtung der gereizten Nerven zu folgen und sie wehrten sich nicht mehr gegen die weglose Führung in Unlust und Schmerz, in dumpfe Trauer und leise Anklagen.

Ja, in Anklagen! Schüchtern setzten sie ein und verflüchtigten sich nicht mehr. Und immer neue gab das willfährige Denken.

Das waren die absonderlichsten und Heinz selbst nicht verständlichen Dinge, die seine Nerven zu Anklagen formten. Nein, er konnte sich das alles nicht erklären. Offenbar hatte sich Maria irgendwie verändert, nicht wesentlich, nein, aber doch so, daß es seinen Sinnen weh tat.

Da war es oft irgend eine Haltung, eine Bewegung, die ihn erbitterte. Und weshalb wußte Maria von dem allen nichts? Sah sie nicht, daß er litt, daß er verstört war? Und warum gelang es ihr nicht, seinen schmerzenden

Digitized by Google

Nerven den seligen Trunk verstehender Güte zu reichen? Warum mühte sie sich nicht um ihn? War sie seiner so sicher? — — Fast wie Zorn stieg es in Heinz bei diesem Gedanken auf — ja, er selbst gestand es sich erschreckend: fast wie Haß! Denn das konnte er nicht ertragen, daß ein Mensch sich als sein Herr dünkte, sich seiner sicher glaubte. Nein, das nicht!

Aber warum tat Maria nichts, damit die überreizte Schärfe seiner Sinne daheim in ein Erlösen sinke? Trug sie nicht selbst daran schuld, daß er nicht ruhiger werden konnte? Warum setzte sie seiner Unrast diese steile Ruhe entgegen, diese langsame Art des Sprechens, diese aufreizend langsamen aber sicheren Bewegungen?

Merkte sie nicht, was ihm an ihr mißfiel? Wußte sie nicht, daß es ihn quälte, wenn so viel starkduftende Blumen auf der Terrasse standen, wenn sie mit so aufreizender Ruhe jeden Morgen nach dem Frühstück von einer Blume zur andern ging und sie begoß? War es seine Pflicht, ihr all das zu sagen? Nein! Eine Frau, die ihn liebte, mußte diese unwägbaren Dinge erraten!

Diese quälenden Stimmungen blieben aber nie lange in Heinz. So schnell sie plötzlich aus irgend einer Wirkung der Außenwelt in ihm entstanden, jähen Zorn emporrissen oder sein Empfinden in dunkle Trauer hüllten, so rasch vergingen sie wieder. Auch geschah es

Digitized by Google

immer wieder, daß seine Unrast sich in einer plötzlichen Reue löste. Dann stieg es wie Schluchzen in seine Kehle und eine Weichheit erfaßte ihn, die er früher nie gekannt.

Oder seine Verstimmung löste sich heftig umschlagend in einer Leidenschaft, die ihm fast den Atem nahm. Steile Glut stieg in ihm auf. Ohne zu sprechen umfing er plötzlich Maria, nachdem er lange und grübelnd vor sich hingestarrt. Dann küßte er sie stumm und wie verzweifelt und litt darunter, daß er nicht von alldem sprechen konnte, was ihn seit einiger Zeit so seltsam bedrängte und nicht zur Ruhe kommen ließ. Dann war oft eine Wildheit in seiner Leidenschaft, die Wildheit einer verzweifelten Flucht.

Und Tage kamen und gingen da er ruhiger war. Eine schmerzliche Müdigkeit lag um seine Schläfen. Er hoffte mit aller Inbrunst, daß nun die Tage der Unrast vorüber seien. In diesen Tagen der Stille gedachte er nur mit Schrecken des Sprunghaften vergangener Tage, des entnervenden Wirbeltanzes von leiser Trauer zu wilder Anklage.

Wie hatte er nur Maria anklagen können? Maria, die liebste Frau, die mit ihm einen so schweren Weg gegangen zu dem Erfüllen ihrer Liebe, deren Wesen alles dies war, was er sich immer ersehnt! Und Heinz gedachte der vielen reichen Stunden, die sie miteinander

Digitized by Google

gelebt. Da konnte er fast wieder fröhlich und befreit sein, wenn er sich der güldenen Heiterkeit irgend einer Stunde erinnerte. Immer sehnsüchtiger grub sein Sehnen in der Erinnerung und immer neues Erleben erstand da in ihm, das er früher mit Maria geteilt. So gab sich seine Liebe voll Sehnsucht und fast übertriebenem Gefühlsüberschwang an das reine Leuchten früherer Tage.

Nein, er verstand sich selbst nicht. Wie hatte er nur Maria anklagen können? Sie hatte ihn doch oft und oft gefragt, ob ihn etwas quäle. Und er selbst war der Antwort doch angstvoll ausgewichen und hatte eine neue Härte in seine Stimme gelegt, um sie an weiteren Fragen zu hindern. Und selbst ihre bangen, forschenden Blicke ertrug er nicht.

Der stilleren Tage wurden aber immer weniger für Heinz. Immer öfter kam er heim und trug im tiefsten Innern das Erwarten von etwas Bösem. Da waren seine Gespräche die lauernde Erwartung eines Angriffes und jeder Widerspruch wurde zur Feindseligkeit. Eine fremde Schärfe war nun in seinen Reden und eine wilde Selbstbehauptung, die nur sich und ihre Macht fühlen wollte. Jedes Gespräch war nur mehr ein Weg, das Einverständnis Marias zu erzwingen, derjenige zu sein, der recht hatte. Immer gleichgültiger wurde Heinz der Inhalt seiner Gespräche, immer öfter behauptete er

Digitized by Google

Dinge, die er selbst nie so gedacht, ja selbst oft widerlegt hatte, nur um Marias Widerspruch mit einem Sprühfeuer von Beweisen und Beispielen nieder zu zwingen. So wurde ihr Sprechen immer mehr zu einem heimlichen Ringen um etwas ganz anderes, als der Inhalt ihrer Gespräche war.

Auch Maria wurde von seiner leidenschaftlichen und eigensinnigen Art, zu sprechen in eine schärfere Tonart gezwungen und verteidigte sich immer stolzer und gereizter gegen die Versuche, sie niederzuzwingen.

Anfangs hatte Maria fast eine leise Freude an diesem erregenden Kampf. Als Heinz aber immer heftiger wurde, erkannte sie mit schmerzlichem Staunen, wie sehr er sich oft widersprach und begann zu ahnen, daß hinter der Heftigkeit, mit der Heinz eine Ansicht verfocht, noch etwas anderes stehe als das Sehnen, sie zu sich und seiner Denkart zu bekehren.

O, Maria erriet viel mehr als Heinz ahnte. Und nur deshalb, weil sie so vieles erriet und dieses Erraten ihren Stolz schmerzhaft aus der Gefangenschaft der Liebe riß, wollte sie ihm so scheinen, als ob sie das Sprunghafte in seinem Wesen nicht merke. Und nur deshalb fragte Maria nie mehr, was in ihm vorgehe.

So reckte sich oft zwischen ihnen ein Schweigen auf, das jäh drohend und unüberbrückbar schien.

Digitized by Google

XVI.

Heinz und Maria waren von jener Art, deren Liebe nicht im Alltag still und wunschlos werden konnte. Zu viel forderten sie von sich und von dem Leben. Sie litten an dieser Liebe, die nicht müde wurde. Ihre Nerven zitterten nach den Festen ihrer Liebe und begannen sich immer mehr für Häßliches zu schärfen. Langsam gewannen die toten Stunden, die Stunden der herrschenden Nerven, Macht über sie. Ihre Nerven erzuckten unter dem leisesten Widerstand. Das ihren Nerven willfährige Denken schminkte jede Verstimmung im eigenen Innern in eine Schuld des anderen. Und immer wieder reckte sich dann jenes Schweigen zwischen ihnen auf, über das sich kein liebes Wort mehr hinüberwagte.

Nun blieb Friedl abends nur selten bei ihnen. Ihn drückten die Gespräche, die Heinz und Maria führten. Ohne den Grund erraten zu können, erfühlte er die Veränderung, die mit Heinz und Maria vorgegangen war. Heinz und seine wechselnde Art glaubte er zu verstehen, denn er wußte von manchem Ärger, den Heinz bei der Arbeit gehabt, von vielem geheimen Widerstand

Digitized by Google

und von mancher offenen Auflehnung der Arbeiter. Marias harte und spröde Art erregte ihn. So hatte er sie nie gekannt. Wie sie nun oft bis in die Lippen erblaßte, wenn sie irgend eine Ansicht vortrug! Und wie dunkel ihre Augen leuchteten! Und wie ihr ganzes Wesen dann plötzlich wieder in Gleichgültigkeit sank, als hätte sie sich zu weit vorgewagt, als müsse sie plötzlich einen Schleier vor ihr Denken ziehen. Aber Friedl ertrug diese Gespräche nicht lange. Irgend ein Dunkles und ihm Unbekanntes, das zwischen Heinz und Maria schwang, ließ Friedl immer wieder diesen Abenden entfliehen.

Man kümmerte sich jetzt weniger um ihn. Friedl genoß die neue Freiheit mit viel Freude und strich abends gerne noch mit Warang durch die Felder. Nur konnte es ihm da oft ganz seltsam geschehen, daß er während Warangs sehnsüchtig traurigen Liedern plötzlich Maria vor sich sah, wie sie mit erhobenen Armen rasch ihre Haare ordnete und dann erregt weiter sprach. Da versuchte er immer wieder, sich ihre Stimme vorzustellen und war glücklich, wenn ihm dies gelang.

Nur eines beunruhigte ihn nun manchmal. Warang hatte jetzt nicht immer Zeit für ihn. Der um einige Jahre ältere Junge konnte nun oft fast verlegen werden, wenn ihn Friedl abends zu einer Wanderung einlud. Und seine Entschuldigungen klangen so unsicher, daß Friedl an seinem Freunde oft ganz irre wurde.

Digitized by Google

Da hielt es Friedl nicht mehr und er fragte Warang eines Abends: „Warum belügst du mich? Ich weiß, daß du Ausreden gebrauchst. Das darf man nicht vor seinem Freunde! Hast du nicht Vertrauen zu mir?"

„Ich fürchtete, es sei dir unangenehm, wenn ich die Wahrheit sage," entgegnete Warang. „Sonst hätte ich dir alles gesagt! – Lihunga arbeitet in den Plantagen. Wir sind manchmal abends zusammen!"

„Du liebst sie?" fragte Friedl rasch und erregt.

Warang sah ein wenig erstaunt auf Friedl. „Sie ist mein!" sagte er ziemlich gleichmütig.

„Wirst du sie heiraten?" fragte Friedl.

„Nein!" antwortete Warang ebenso ruhig.

Friedl schwieg. Er verstand Warang nicht ganz. Er staunte, daß er nie daran gedacht hatte, Warang zähle schon achtzehn Jahre und ihm seien die Frauen wahrscheinlich nicht mehr fremd. Irgend eine Trauer überfiel ihn. Warang gehörte ihm also nicht mehr allein. Da wollte er wenigstens mit dem Freunde von ihr sprechen, die doch nun offenbar Warangs Inneres ganz erfüllte. Friedl sah opfermutig und fast ein wenig stolz auf den älteren Freund, der so vieles erlebte.

„Sie ist sehr schön?" begann Friedl wieder zu fragen, obwohl jede seiner Fragen seiner schmerzenden Eifersucht abgerungen werden mußte.

„Lihunga ist sehr schön!" sagte Warang, aber er sagte es ohne Begeisterung.

Digitized by Google

„Und sie versteht dich, ihr liebt euch sehr?" forschte Friedl weiter.

Warang antwortete erstaunt: „Ich weiß nicht, was du willst, Friedl? Ich gehe manchmal zu Lihunga, wenn ich Lust habe? Was soll sie da verstehen?"

Friedl schwieg enttäuscht. Er begriff Warang hier nicht. Warang, der so viel dachte, dessen Empfinden sich bis in die letzten Geheimnisse schwang, nahm dieses, daß ein Weib ihm Seele und Leib schenkte, so gleichmütig hin? Friedl dachte an Franz. Machte dieses, was zwischen Mann und Weib war, alle Männer gemein? — Nahmen sie alle die Liebe nur als plattes Vergnügen und fanden sie keinen tieferen Sinn in diesem Geschehen, das Friedl erschreckend fremd und ihm doch unsagbar heilig dünkte?

Warang wurde schon ungeduldig, daß sie so lange bei dieser ihm nicht so wichtig erscheinenden Angelegenheit verweilten. Er begriff Friedls plötzliche Verstimmung nicht, hielt sie für kindische Eifersucht und umfing Friedl zärtlich.

„Wir wollen durch die Felder gehen!" sagte Warang und Friedl folgte ihm stumm.

Nach langem Schweigen begann Friedl, dem sein Denken keine Ruhe ließ. „Du mußt mir das erklären, Warang! Du besitzt dieses Mädchen und dennoch liebst du sie nicht!"

Digitized by Google

„Aber ich habe sie doch sehr gerne!“ sagte Warang. „Ich kann doch ein Weib nicht lieben wie Gott und auch nicht wie ich dich liebe! Sie ist mein und ich bringe ihr Geschenke. Sonst denke ich nicht an sie.“

Das verstand Friedl ganz und gar nicht. Aber Warang sprach schon wieder von anderen Dingen, denn er hingegen begriff nicht, daß man über die einfachste Sache von der Welt so viel sprechen konnte.

Er erzählte von Torongkong und Makale. Friedl lauschte zuerst widerstrebend, dann mitgerissen. Viel Wildes und Rohes geschah noch unter diesen Menschen. Aber auch dieses Wilde und Fremde wußte sich Friedl nicht so fern. Er konnte nun manchmal in den Nächten nicht schlafen und fühlte in der wuchernden Stille um sich viel emporlodernde Liebe und hastigen Tod. Das lag in diesen Nächten, in denen die unerhörte Stille der ringenden Pflanzen und des von Geburt in Tod taumelnden Lebens an jedes Sein tastete. Und auch Friedl hatte in diesen Nächten, da er sein Blut in jedem seiner Glieder klopfen fühlte, Träume gehabt, über deren grausame Wildheit er am Tage erschrak.

Aber fern, ganz fern war ihm Warang. Durch Warangs Bindung mit Lihunga erfühlte Friedl erst sein Anderssein. Nein, gemein konnte Warang sicherlich nicht sein, — der Vergleich mit Franz, den Friedl erst angestellt hatte, schien ihm nun ganz verfehlt. Aber Warang

Digitized by Google

nahm ja das ganze Leben mit jenem seltsamen Gleichmut, dem nichts wesentlich dünkte. Oft schien es Friedl, daß Warang überhaupt erst in der Verneinung des Lebens groß sei. Nur so ragte er aus dem üppig wuchernden Leben, das ihn umgab. Er nahm die Liebe wie alles andere, — das einzige, was seine Seele erfüllte und ergriff, war die Liebe zu dem großen Freunde. Nur in ihr lebte er auf. Nur schien es Friedl, daß er sich auch in dieser Liebe nicht fand, daß er überhaupt all das, was in ihm war, für so gering achtete, daß er gar nicht an ein sich Bereichern, um sich dann zu verschenken, dachte. Er glühte zu Gott hin, aber er glühte unpersönlich. Ja, wie eine Sonnenblume war Warang. Sein ganzes Wesen war starr zu Gott gewandt, ohne Denken, ohne anderen Willen als den, Gott zu empfinden. Und jede Begierde, jede stärkere Regung seines Seins war Warang böser Wind, der ihn hinderte, wie eine Sonnenblume zu sein, starr hingewendet zur Spenderin des Lebens.

Friedl wußte es plötzlich tief und aufwühlend, wie sehr er anders war. Er wußte in sich ein tiefes Sehnen, sich zu finden, sich zu erfahren. Und wenn er sich an die Landschaft, an eine Stimmung, an Warang gab, so war es, um sich reicher zurück zu bekommen. Wieso hatte er nur diesen Unterschied nicht gleich empfunden?

Friedl sann und sann, während ihm Warang erzählte. Wie ein fremdes eintöniges Lied strömte die Erzählung

Digitized by Google

an sein Ohr. Aus jedem Worte drang das, was Friedl nun erst erkannte. Warang war glücklich und zufrieden. Wie unrichtig Friedl früher alles aufgefaßt hatte! Weil er Warangs Leben nicht ertragen hätte, hatte er Warang für unglücklich gehalten. Aber Warang war glücklich in seinem eigenen unwirklichen Sinne. Er hatte wohl viel Leid erduldet, aber das nahm er nicht allzuschwer.

Er aber? Friedl gestand es sich in dieser Stunde: Er war nicht zufrieden und wollte es gar nicht sein! Wollen sang in ihm und viel Sehnsucht. Groß wollte ihn sein Wollen und stark. Nach fremden Abenteuern dürstete er und nach vielem Erfahren. Erkennen wollte er alles, was um ihn war, und dieses Erkennen mußte die Welt bejahen. Fremd und gefährlich war die Welt und wartete darauf, daß er sie erobere.

Und vielleicht hieß das fremdeste Abenteuer, die fernste Ferne, das letzte Erkennen: Friedl? Hatte er nicht sich selbst bisher am Grunde aller Dinge gefunden, die ihm ganz nahe gekommen?

Und Gott? Gott war ganz anders, als ihn Warang fühlte. Taten wollte er und den Willen zu Unmöglichem. Nur so wuchs man zu ihm. Nur so konnte man Gott in allem empfinden, was man tat.

Friedl schritt breiter aus neben Warang, der mit seiner weichen Stimme erzählte. Friedl sah in eine Ferne. Und seine Augen waren voll Glanz. –

Digitized by Google

Das war die Stunde, da Friedl plötzlich fühlte, wie alles in ihm Wollen war. Und ein leises Verachten strich über seine Freundschaft.

Wieder dachte er an Lihunga, bei der Warang gewesen. Nein, zu ihm mußte auch die Liebe anders kommen! Eine unerhörte Sehnsucht mußte sie sein und ganz groß.

Friedl sah plötzlich eine weiße Fahne, die sich in der Sonne entfaltete und vom Winde gebauscht breit und rauschend in den blauen Himmel legte.

Und wieder fiel ihm Maria ein.

Seine Lippen formten ganz leise und nur ihm verständlich den Namen: Maria!

Digitized by Google

XVII.

Heinz hatte einige Jagdtage mit luwuresischen Adeligen in der Nähe Paloppos mitgemacht. Der Gouverneur hatte ihm die Einladung verschafft. Seine Augen blitzten heller, als er von den scharfen Ritten der Hirschjagd heimkam. Friedl betrachtete mit leisem Neid eine kostbare goldplattierte Lanze, die Heinz von diesem Ausfluge mitgebracht hatte. Heinz hatte kein Jagdglück gehabt, denn der luwuresischen Art der Hirschjagd war er noch nicht gewachsen. So war es ihm nicht gelungen, zu Pferde einen Hirsch zu stellen und rasch abspringend, zu töten.

Und Friedl hatte einen Wunsch, den die Erzählungen Warangs in ihm hatten erstehen lassen. Heinz, der sich in diesen Tagen begierig jeder Zerstreuung hingab, war sofort bereit, mit Friedl und Warang einen Ausflug in das Innere der Insel zu machen, und Warangs Versprechen, mit Heinz und Friedl nach eingeborner Art zu fischen, versprach fröhliche Abwechslung.

Heinz schwieg während dieser Wanderung zuerst sehr lange. Er verständigte sich nur schwer mit Warang und überließ deshalb die beiden jungen Leute einander. Er

Digitized by Google

versank immer mehr in seinen Gedanken und sah kaum, wohin der Weg führte.

Immer tiefer und brennender umfing ihn sein Leid. Rückschauend zerfaserte er sein Leben mit Maria und konnte doch den tiefsten Grund für die Veränderung in ihrem Leben nicht finden. Vielleicht war es gar nicht gut, so viel darüber nachzudenken, vielleicht beschwerte man dadurch alles nur mit übergroßer Bedeutung? Denn vielleicht war ja alles, was jetzt so sehr an ihm zerrte, nichts anderes als eine vorübergehende Ermüdung?

Aber da war doch nun wieder dieses, daß Maria sich verändert hatte! Oder hatte er sie früher nie richtig gesehen? Hatten nur seine Träume und Wünsche ihr Bild gezeichnet? Denn das konnte doch nicht plötzlich gekommen sein, daß Maria gar nichts an seinem Verstehen zu liegen schien, daß sie jede Frage nach ihrem Innersten hochmütig abwehrte? War es da seine Schuld, wenn Zorn oder gar Haß in ihm emporstieg?

Und dann waren die vielen kleinen Vorkommnisse, die wirklich ganz töricht und lächerlich waren. Heinz entsann sich ihrer nur mit Scham. Ein Gähnen Marias, oder er ertappte sie, daß sie in eine Ferne sah, während er sprach, — das konnte ihn furchtbar verletzen. Irgend eine Gewohnheit, wenn Maria mit den Fingern einer Hand auf der anderen trommelte, oder wenn sie während

Digitized by Google

einer Mahlzeit einen Gegenstand am Tische von einem Platz auf den andern schob, — das konnte seine schmerzenden Sinne derart erregen, daß er seine jäh emporsteigende Wut kaum zu bezähmen vermochte.

Dieses aber war das Schlimmste: Er vertrug keinen Widerspruch mehr. Ja, das mußte er sich selbst gestehen, er vertrug ihn nicht. Wie war das nur früher gewesen, daß sie so ruhig oder nur glücklich erregt über alles sprechen konnten und ein Widerspruch, der sich ergab, dem anderen Bereicherung schenkte, weil er die Beleuchtung eines Dinges von anderer Seite gestattete? Warum war früher alles so anders gewesen?

Nun lauerte immer eine Feindseligkeit hinter ihren Worten. Aber daran, — nein, daran war er sicherlich nicht schuld. Maria war es, die mit ihrem plötzlichen Verstummen oder mit jenem gleichmütigen Heben und Senken der Schultern ihn so reizte, wenn er etwas aussprach, das ihr nicht behagte. Ja, sie reizte ihn, wollte ihn vielleicht reizen?

Wie wenig Rücksicht sie damit auf ihn, auf seine Arbeit nahm! Nun hatte er, auf dem doch den ganzen Tag über so viel lastete, Arbeit und Verantwortung, noch dieses Letzte verloren, was er doch für das Gleichgewicht seines Innern so unbedingt nötig gehabt hätte: das ruhige, alle Unrast befriedende Heim.

Aber so waren ja alle Frauen, sann Heinz weiter.

Digitized by Google

Wenn sie sich des Mannes einmal sicher fühlten, ließen sie erst ihr wahres Wesen erkennen, die unbezähmbare Herrschsucht ihres Geschlechtes, die immer wieder Bestätigung durch den anbetenden Mann suchte.

Heinz schritt immer rascher aus. Seine Schultern dehnten sich, als seien sie eingeschnürt und er müsse zerreißen, was ihn am Atmen engte.

Friedl und Warang sahen einigemale scheu auf Heinz, der so finster vor sich hinblickte. Sie sahen sich verwundert an, wenn Heinz an den Abenden ihrer Wandertage noch lange im Freien saß und vor sich hinsah.

In Friedl war oft der Wunsch, Heinz zu fragen, was ihm fehle, aber er wagte es nicht. Er empfand nur dunkel, daß das Leid, das Heinz quälte, auch mit ihm zusammenhängen müsse, mit irgend einem schweren, unsagbaren Leide, das ihn manchmal anrührte.

Warangs Stimme drang in das Schweigen. „In diesem Flusse gibt es herrliche Fische — und gleich in der Nähe ist ein Fischerdorf. Warangs Freunde leben dort."

Warang zeigte den Wanderern eine verlassene Hütte, die ihnen gute Unterkunft bot. Und nun begann er eine seltsame Tätigkeit.

Er schlichtete auf dem Platze vor dem Hause tjoro-tjoro, das er am Wege gesammelt hatte, und entfachte daneben ein Feuer. Dann hielt er einen Holzstock über die Flammen und hieß Heinz und Friedl dasselbe tun.

Digitized by Google

Sobald sein Stock erhitzt war, stieß ihn Warang in den Dammarhaufen. Nun rollte er ihn auf dem Boden, bis sich die Harzklumpen fest um den Stock schmiegten. Immer wieder erwärmte Warang seinen Stock und stieß ihn wieder in den Dammarhaufen. So ging es eine Weile, bis an den Stöcken große, walzenförmige Klumpen hingen, die Warang mit geschickten Händen zu Würsten drehte. Dann zeigte er, wie man die Stöcke aus der noch weichen Masse zog und die Harzmasse mit den Händen drehte und im Ufersande rollte, bis sie kalt wurde. Hierauf holte Warang Pisangblattscheiden und schnürte diese mit Rohtangfasern fest um die fertigen Fackeln.

Heinz hatte mit viel Vergnügen den runden Bewegungen des Knaben zugesehen. Nun sah er ihn erwartungsvoll an.

„Ich gehe in das Dorf, ein Boot holen!" rief Warang und sprang mit großen Schritten davon.

Heinz und Friedl machten es sich indes in der Hütte bequem. Dann saßen sie und sahen in den Abend. Sie sprachen nicht viel. Ihr Schweigen war erfüllt von einer Trauer, der nur Heinz einen Namen geben konnte. Und doch dachten sie beide an dieselbe Frau.

Als Warang mit dem Schiffe den Fluß herabkam und, sehr stolz auf sein Wissen, Heinz und Friedl unterwies, wie sie im Weihrauchduft und bebenden Glanz der Fackeln mit den Speeren die Fische fangen mußten,

Digitized by Google

kam langsam eine stille Fröhlichkeit über die drei Menschen. Hier, wo es eine Waffe und ein Ziel gab, verflogen alle bedrängenden Gedanken. Und Heinz war es wieder allein, der über den Sinn dieser Befreiung nachdachte und über ihn erschrak. Warang und Friedl gaben sich ganz der Jagdlust hin.

An diesen einen befreiten Abend dachte Heinz noch später oft zurück. Wie wundersam das war, wenn Denken und Grübeln langsam versank! O, manchmal hatte er sogar ganz rein und befreit zu Maria hinüber zu denken vermocht, die nun allein mit Franz, dem Getreuen, das Haus hütete. In diesen Augenblicken war in Heinz ein heißes Fühlen aufgestiegen, ein Heimverlangen, schluchzend und verzweifelnd, ein Heimverlangen nach seiner Liebe!

Da war es ihm dann plötzlich erschienen, als wären die duftenden Fackeln Gleichnis und Verheißung. Seine Liebe mußte jedes Dunkel erhellen und den Schleier des Unsagbaren, Frommen über seine Wirrnis breiten. Da zitterte und litt Heinz am Krankenlager seiner Liebe wie an dem des teuersten Menschen.

Aber am nächsten Tage faßte ihn wieder zerrende Unrast und sein Denken an Maria war erfüllt von Anklagen. Da nannte er Schwäche, Gewöhnung und Trug brennender Sinne, was ihn in so tiefem Heimweh nach seiner Liebe hatte erbeben lassen.

Digitized by Google

Und wieder liefen um seinen Mund die tiefen Furchen der Qual.

Friedl sah sie und erschrak über die Veränderung, die mit Heinz vorgegangen. Da sagte Warang zu ihm: „Der weiße Herr leidet, aber er leidet nicht an Gott!" Und er schüttelte seinen dunklen Kopf.

Friedl antwortete nicht. Wieder fühlte er plötzlich die Kluft zwischen sich und Warang. Ja, hier war der Unterschied. Warang konnte nicht wissen, daß jedes Leid um Gott war. Um den Gott, den man in sich trug und zu dem man finden mußte aus jeder Wirrnis.

Friedl wußte nicht, was Heinz quälte. Aber er war noch so sehr Kind, daß er hellseherisch erriet, daß dieses Leid ihm verwandt war.

Da faßte Friedl Mut und begann mit Heinz zu sprechen. Er merkte kaum, daß Warang nun traurige Augen hatte, als er neben ihnen herging, weil er von der deutschen Sprache kein Wort verstand. Er empfand eine jähe und starke Liebe, eine tiefe Verwandtschaft zu Heinz und seinem Leid. Er wollte ihm nahe sein. So sprach er nicht, um sich mitzuteilen, er wollte nur den anderen zerstreuen, ihm ein Liebes tun. Und weil er noch nie aus diesem Grunde gesprochen, so fühlte er sich in seinem Tun plötzlich erwachsen und stark. Er erzählte von seinem Leben, von seinen Erlebnissen mit den Eingeborenen. Er sprach ganz allgemein, aber er

Digitized by Google

sprach davon, daß er sehr allein sei in allen diesem Erfahren. Und er sagte dieses, um den anderen ein Leid erraten zu lassen, um ihm den Trost zu geben: Siehe, auch ich leide, — wir alle leiden!

Und Heinz schrak auch wirklich aus seinem Brüten, als Friedl von den Arbeitern, von dem Gärtner, von den Pflanzen und den Aufsehern erzählte.

„Gerade von dir dachte ich, daß du dich hier vollkommen glücklich fühlest und ganz zu den Menschen hier gefunden hast!" sagte Heinz erstaunt.

„Ich fand zu ihnen!" antwortete Friedl mit einem Lächeln, das ihm selbst an sich fremd war. „Aber als ich bei ihnen war, erkannte ich erst den Unterschied. Es war nicht jener, an den ich zuerst glaubte, als ich die Menschen hier sah, jenen, an den Franz heute noch immer glaubt. — Ja, Onkel Heinz, ich glaubte früher auch, daß wir Weißen allein klug und eigentliche Menschen sind und daß die anderen nur Wilde und wie Tiere seien. Das dachte ich aber nur ganz kurz. Dann lernte ich die Menschen hier kennen, die Arbeiter, Onkel Heinz, und den Gärtner und alle, — da fand ich ganz zu ihnen. Aber als ich ganz bei ihnen war und sie lieb gewonnen hatte, verstand ich einen neuen Unterschied, von dem ich jetzt weiß, daß er richtig ist. — Es ist hier vor allem das, daß die Menschen sich hier sehr ähnlich sind und daß sie sich gar nicht sehnen,

Digitized by Google

man möge sie einzeln verstehen und wissen, was in ihnen vorgeht. Es ist wie im Walde. In den Wäldern in Deutschland siehst du einzelne Bäume und jeder hat sein eigenes Leben. Und Wald – das sind alle Bäume. Hier aber siehst du den Wald und er ist etwas für sich, nicht nur eine Sammlung von einzelnen Bäumen. Ja eigentlich ist der Wald hier das Wichtigere, – und die einzelnen Pflanzen sind so ineinander gewachsen, daß du gar nicht daran denkst, sie mit dem Auge zu trennen. Du siehst doch hier oft Bäume, die wieder aus mehreren einzelnen Pflanzen bestehen. – Und ich glaube, so ist es hier mit den Menschen, so fühlen sie sich selbst."

Heinz sah erstaunt auf Friedl. Wie gewachsen der Knabe war! Und so viel wußte er schon von dem Leben hier? Er sah Friedl an: „Erzähle weiter, Friedl, – ich höre dir so gerne zu!"

Und Friedl erzählte: „Ich sprach mit allen, Onkel Heinz. Da ist der Gärtner – du kennst ihn. Man hatte mir erzählt, daß er Mohammedaner sei. Ich konnte mir darunter gar nichts vorstellen. Wir sprachen viel zusammen. Und als er mir erzählte, da fand ich plötzlich so viel Vertrautes. Und erst viel später rührte mich ein Fremdes an und ich wußte wieder einen ganz großen Unterschied. Er selbst wußte mir so wenig über seine Religion zu sagen. Er wußte fast gar nichts von ihren Gesetzen. Aber wenn er mir dann von seinem Leben

Digitized by Google

erzählte, von dem, was er tut und unterläßt — da war in dem Ganzen ein Gesetz. — Und weißt du, Onkel Heinz, da erscheint es mir oft, daß wir nur die Gesetze haben in unseren Religionen, die doch so schön und heilig sind — aber wir, die einzelnen und die Völker drücken doch in unserem Leben das Gesetz nicht aus? Wir leben doch ganz anders?"

Heinz verwunderte sich immer mehr über Friedls Reden, sann ein wenig nach und sagte stockend: „Ich habe bisher wirklich zu wenig darüber nachgedacht! Aber vielleicht ist es für diese Menschen leichter, das Gesetz ihrer Religion im Leben auszudrücken, als für uns? Vielleicht verlangt es weniger?"

„Ja, Onkel Heinz!" rief Friedl. „Das wollte ich sagen! Es ist wie mit dem Walde hier. Die Menschen sind hier wie ihre Bäume. Sie erfüllen ihr Gesetz, aber sie haben kein Einzelschicksal, weil sie nichts Unmögliches wollen!"

„Und wir, Friedl — — du meinst, daß wir —?"

„Ja!" sagte Friedl rasch. „Wir wollen das Unmögliche! Ich glaube, daß dies der Unterschied ist. Niemals könnten alle Menschen nach der Lehre Christi leben — ganz sein Gebot erfüllen. Darum sehnen sich alle. Und ich wünsche mir nichts, als daß alle wirklich das Ziel kennen und dieses Unmögliche verlangen!"

„Was für seltsame Gedanken du hast, Friedl!" sagte

Digitized by Google

Heinz. „Du glaubst also, daß in uns mehr Sehnsucht ist. Und obwohl diese Menschen hier das Gesetz ihrer Religion im Leben ausdrücken und wir aber nicht, scheint dir das bei uns größer?"

„Ja, Onkel Heinz. Darum sind wir unglücklicher und größer! Hier sind die Menschen viel glücklicher und einander ähnlicher. Der Gärtner, Onkel Heinz, er verneint die Welt, er ist davon überzeugt, daß sie ganz unwesentlich ist. Dabei – – ich hielte so ein Denken nicht aus und du, Onkel Heinz, auch nicht! – fühlt er sich sehr glücklich. Die Verneinung ist sein Weg aus der erkannten Gebundenheit. Darum liegt sein Ziel im Nichtsein. Alles erscheint ihm nebensächlich und belanglos, was ihn umgibt, – er führt sein stilles Leben der Gnade ganz jenseits. – – Aber, Onkel Heinz, das ertrüge ich nicht! Ich stürbe an Langerweile, ich könnte nicht mehr arbeiten und streben. Ich kann mich nicht nur so als Glied der Kette fühlen in all den Wandlungen zum Ziele des Nichtseins. Mir kommt es auf mich an. Ich will mich!"

Heinz schwieg. Seine Gedanken gingen andere Wege. War das nicht vielleicht die höchste Weisheit, nicht mehr zu wünschen und zu begehren? Wieviel Leid bliebe erspart, wieviel Enttäuschung! Und wie weise würde man, hinge man sein Herz an nichts mehr, an kein Ziel, an keinen Menschen! Man verlöre vielleicht sich, dieses

Digitized by Google

Bündel Wünschen, Wollen und Sehnen, aber man gewänne die Ruhe! — O, wie müde er nun oft war! —

Und Heinz sann weiter. Maria und er. Könnten sie nicht heute noch glücklich sein, wenn die Sehnsucht ihrer Liebe still geworden wäre in der Umarmung ihrer Körper? Wie schön Maria war, wie selig waren sie gewesen im Versinken ihrer Küsse! Warum war ihnen das nicht genug gewesen?

Wären sie doch Pflanzen gewesen oder Tiere, die in reinster Unschuld nichts wollten als was die Natur in ihnen wollte, die alle das Leben mit sich geschehen ließen, deren Kampf und Wünschen den Gesetzen der Art und keinem eigenwilligen Einzelnen entstiegen.

Sie aber hatten zu viel gewollt. Freventlich viel! Ihnen war die Liebe mehr als drängendes Blut und und sein Erfüllen. Sie gaben sich wollend und wissend dem stolzesten Menschensehnen, das vielleicht Sünde war gegen die Gesetze allen Blühens, weil es mehr vom Frühling wollte als er geben konnte. Ja, ihre Liebe hatte alle Grenzen zwischen dem Ich und Du zersprengen gewollt und das in jener Zeit, wo es gar kein Ich und Du geben konnte, sondern nur Hohelied der Art. Während das Leben und der überpersönliche Wille der Gattung in ihnen sang, hatten sie ihr Persönlichstes wahren gewollt. Und das hatten sie versucht einander zu schenken, was man seinem Gotte, schöpferischer

Digitized by Google

Arbeit oder sich selbst in einsamster Stunde geben durfte — — eben sich selbst!

Heinz begegnete plötzlich dem aufmerksamen, fragenden Blicke Friedls. In einer ihm fremden Weichheit wollte Heinz den Knaben umfangen und ihm über die Haare fahren. Aber in Friedls Augen glühte etwas Fremdes. Er riß sich los und wehrte trotzig der Zärtlichkeit. Als ihn Heinz forschend ansah, errötete Friedl bis in die hellblonden Schläfen.

Digitized by Google

XVIII.

Nun war es Friedl, der Warang auswich und sich nur befreit und selig fühlte, wenn er allein war. Eigentlich verstand Friedl gar nicht so ganz, was da mit ihm geschah. Eine süße, ferne Sehnsucht war in ihm erwacht und veränderte alles Leben um ihn. Eine süße, ferne Sehnsucht, vor der er oft tief in die Wälder floh. Denn Friedl wehrte sich gegen die aufsteigende Weichheit, von der er ahnend fürchtete, daß sie ihn ihm selbst entführe in unsagbar neue und fremde Wünsche hinein.

Diese Wünsche selbst waren zuerst nicht ganz eigener Art. Eigentlich hatte er schon immer davon geträumt, einer zu werden, der Gefahren bezwang und jeden Widerstand besiegte. Und immer schon war das Leben, das vor ihm lag, eine wunderbare helle Ferne gewesen, die nur darauf wartete, durch ihn mit stolzen, herrischen Bildern erfüllt zu werden. In diesen Träumen war er auch oft grausam gewesen — o ja! Aber nur gegen jene, die seine oder seiner liebsten Menschen Feinde waren, die logen oder häßlichstes Unrecht begingen. Die anderen — o, Friedl war sich schon immer gewiß

Digitized by Google

gewesen, daß er, stark und mächtig, wie er sich in der Zukunft träumte, Schwachen und Bedrängten zu Hilfe eilen würde.

Seine Wünsche waren also eigentlich zuerst nicht neu. Aber sie hatten jetzt einen anderen Sinn. Friedl wußte nicht, woher das gekommen war. Nun erschien ihm alles, was er im fernen Leben erringen und erzwingen wollte, nur dann groß und bedeutungsvoll, wenn er einem anderen Menschen seine funkelnden Siege weisen und Errungenes schenken konnte. Und das noch Seltsamere war, daß dieser andere Mensch in Friedls Träumen notwendig eine Frau sein mußte. Ein Mann schlug sich ja selbst herum, was konnten den Friedls Taten kümmern? Und dann war es doch auch ganz anders schön und hell, wenn er einer Frau all dies hinschütten durfte, was er errungen. Ganz still müßte sie immer sein und voll Erwartung, was er ihr bringen würde. Und in ihren Augen mußte ein tiefes Leuchten sein, wenn sie ihn in einer neuen Tat erkannte.

Das Seltsamste aber war für Friedl, daß er bei dieser Frau immer an Maria denken mußte und daß dieses Denken manchmal selig sein Fühlen weitete und dann wieder so zerrend weh tat. Friedl verstand das alles gar nicht.

Und nun war noch dieses in den letzten Wochen und Monaten, daß Heinz und Maria so anders zueinander waren. Friedl wußte nicht, wie das gekommen war,

Digitized by Google

aber er litt darunter. Es machte ihm nichts, daß man sich nun viel weniger um ihn kümmerte. Er brauchte nun keinen mehr. Aber irgend eine zerrende Unruhe lag in dem Raum, wenn Heinz und Maria zusammen waren. Und diese konnte Friedl nicht ertragen. Sie quälte ihn.

Oft störte es Friedl, wenn er bei Maria saß, daß Heinz heimkam. Über Maria sank dann jene Unruhe, die man nicht erklären konnte. So gerne wäre er jetzt manchmal abends bei ihr gesessen und hätte ihr von seinen Erlebnissen erzählt, von den seltsamen Vögeln und ihrem Leben, von dem lustigen Spiel der Affen, von seinen geheimsten Streifungen, wenn er sich mit dem Buschmesser erst den Weg bahnen und über riesige Baumleichen und Wurzeln klettern mußte, einem noch nie gesehenen, eigenartig geformten Falter nach, oder dem Ruf eines fremden Vogels.

Friedl zürnte oft selbst dieser Sehnsucht. Schließlich, Maria verstand doch von dem allen sicherlich weniger als Heinz? Überhaupt die Frauen! Was wußten sie von dem allen? Und doch, es gab da Erlebnisse, die er aus einer innersten Scham heraus niemals hätte Heinz und selbst nicht Warang erzählen können und dennoch sehnte er sich brennend, Maria alles zu berichten und aufzumerken, ob vielleicht in ihre Augen ein Glanz stiege, weil sie stolz auf seine Wagnisse oder sein Erkennen war.

Digitized by Google

Ja, Friedl fand sich seinen Empfindungen gegenüber nun gar nicht mehr zurecht. Das störte ihn und erfüllte ihn oft fast mit Zorn.

Aber auch Warang wurde ihm mit jedem Tage fremder. Seit er so viel an Maria dachte, war es ganz unmöglich, den Gedanken an Warang und Lihunga zu ertragen. Überhaupt war das so schön, daß er nun doch heimlich für Maria lebte, daß er sich alles fernhielt, was ihm nicht ganz rein und hell dünkte. Sonst hätte er doch gar nicht an Maria denken können?

Nein, mit Warang war Friedl nicht mehr gerne zusammen. Er mußte dann immer an das denken, was Warang mit Lihunga tat. Dann lief eine verächtliche Falte um seinen jungen Mund und seine Stirne brannte rot.

So zog sich Friedl immer tiefer in sich hinein und litt dennoch oft an seinem Alleinsein. Wenn er nur Warang hätte erzählen können! Von all den Taten, die auf ihn warteten und deren Sinn war, einer einzigen Frau zu sagen, wie stark er sei und wie tapfer.

Aber nein, mit Warang würde er nie darüber reden können. Zwischen ihm und Warang war jenes Fremde, das er schon einmal jäh zwischen sich und einem andern empfunden hatte, — damals am Pásar mit Franz.

Und diese Kluft ließ sich nicht überbrücken, denn Friedl wußte sich so sehr anders, daß er sich dieses Andersseins

Digitized by Google

wie einer geheimen Auszeichnung in stolzer Scham bewußt war und nicht wollte, daß andere mit plumpen Fragen daran tasteten.

Und immer tiefer verwirrte sich Friedl in seine Träume. Manchmal glaubte er es nicht ertragen zu können, daß er so allein war. O, Friedl wußte sich stark und sicher, er brauchte keine Hilfe und kein Verstehen. Aber nach einem Verschenken brannte seine Jugend und nach einem Sinne seines Lebens. Dieser Sinn konnte doch nur sein, daß man einem anderen Menschen gab, was man sich zu eigen gezwungen? Sich verschenken, das mußte der Sinn der Liebe sein!

Und Friedl schwor sich einen jungen, heißen Schwur. Nie wolle er diesen Weg zum Weibe gehen, den Franz und Warang gegangen. Niemals!

Aber hatte Warang Friedl nicht einmal erzählt, er müsse manchmal zu Lihunga gehen. Ja, müsse! Sein Verlangen sei zu groß und Begehren entferne ihn von sich und von dem großen Freunde. So stille er sich bei Lihunga und könne sich dann wieder erlöst an seine Träumereien geben.

Wie seltsam das war. Damals hatte Friedl verächtlich geschwiegen zu Warangs Worten. Nun verstand er Warang. Warang suchte ja überall die Ruhe, das Stillesein. Er wollte sich nicht erfahren. Verlangen und Erfüllen fielen ihm fast zusammen in seinem einfachen

Digitized by Google

Leben und so wollte es Warang, dem jedes Sehnen Irrtum schien. Er wollte sich an nichts verschenken, sein Ich stand ihm nur im Wege zu seinem Ziel. So hatte Warangs Tun in seinem Sinne recht. Nur wenn er jeden Wunsch durch die Erfüllung sofort tötete, gelang es ihm, sein zufriedenes und beschauliches Leben zu führen, in dem er ganz in jenem rätselhaft ruhigen Gefühle zu seinem Gotte aufging.

Aber Friedl wollte sich erfahren. In jeder Sehnsucht, die er empfand, brannte noch sein tiefstes Verlangen: sich zu empfinden. Darum war jeder Schmerz noch Lust und Bejahung des Seins.

O, über die Trunkenheit dieser Nächte, da er mit sich allein war und die Erregung der Tropennacht auch in ihm wühlte! O, über die Gedanken, die da zu ihm kamen und ihn immer näher an ein Erfühlen und Erkennen der Welt schweißten. Zitternder Sternenhimmel und Sang des Blutes, der sich dem Leben draußen verbunden fühlte! Da saß Friedl wach und sah den Rätseln, die gegen ihn anstürmten, in ihre grinsenden Fratzen oder heiligleuchtenden Antlitze. Und immer stärker erfuhr er es: der Takt seines Blutes und dessen Verlangen nach einem Ausbruche, wie es die Pflanzen erlebten, denen über Nacht die Blüten entbrachen, das war verschwistert allem lebenden Sein, den Pflanzen und Tieren. Und doch war etwas in ihm, das anders

Digitized by Google

war. Das reckte sich und sagte: hier bin ich, ich allein — und dort ist alles andere. Und das, was ich allein bin, das ist es, zu dem du dich bekennen, das du lieben mußt. O, mit einer wunden, schmerzhaften Liebe! Denn ich lasse dich nicht in Träume, ich lasse dich nicht in jenes dumpfe Dasein, das nur Wunsch und Erfüllung kennt. Ich will, daß du erkennst und daß du Gott anders nahe bist als Blumen, Pflanzen und Steine. Nicht nur das sollst du erfüllen, was in allem Leben zur Erfüllung drängt, nicht nur das Gesetz des allgemeinen Lebens.

Und Friedl lauschte dieser Stimme, die seine Wirrnis zerteilte und die er stärker als sein Eigenstes erkannte, als Sang des Blutes, sternetrinkende Augen und Horchen in die Stille einer erregten Nacht. Und er schlug und schlug auf das, was ihn dieser Nacht verbinden wollte, auf seine trunkenen Träume in fremde Abenteuer hinein, auf dieses Sehnen, das die Einsamkeit nicht ertragen wollte und um das Du bettelte und schrie.

Und wieder dachte er an Warang. Und es war ein schmerzhaftes Losreißen von dem einzigen Menschen, der ihm gehörte auf dieser Insel, als er sich bekannte: Nein, ich will nicht wie Warang sein! Ich will es schwerer haben! Ich will keine Flucht in Nichtsein und Verneinen, ich will nicht in diese entsetzliche Überlegenheit, der sich Warang nahe fühlt. Ich will mich nicht nur

mit dem Körper an das Leben geben, wie an ein Unwirkliches, dem man lässig Tribut zollt, während die Seele nur um ein Ziel weiß, das außerhalb des Lebens, das in seiner Verneinung liegt.

Und Friedl sprang aus dem Bette und sah in die Nacht hinaus, durch deren Stille das Leben dampfte. Und Friedl gelobte sich, erkennend und sich erfahrend, Herr dieses Lebens zu werden, Herr und Diener. Und er wußte, daß er nun Gott in sich selbst suchen und finden würde.

Das waren die Nächte, da das Leben sein brünstigstes Lied sang. In allen Wesen schrie sein Wille. Dieser Wille zwang Warang zu Lihunga, zwang den Wald, die Felder, die Tiere in einziges Verlangen. Er zwang Franz zu dunklen Frauen mit spitz geschliffenen, schwarzlackierten Zähnen und runden Tieraugen. Er gab wilde Flucht in eine Trunkenheit zweien, die aneinander irre geworden: Heinz und Maria.

Friedl aber lag in diesen Nächten wach und ein anderer Wille, der in ihm hart und stolz geworden war und seine Jugend erschütterte, entführte ihn seiner dumpfen Sehnsucht, entriß ihn der gleichmachenden Welle blühenden Blutes — und schlug und hämmerte sein Ich.

Digitized by Google

XIX.

Maria erlebte die Tage, in denen sich Heinz immer rastloser und schwankender in seinen Stimmungen erwies, mit aufsteigendem Trotz.

Meinte Heinz, daß es ihre Pflicht sei, seine Launen zu ertragen? Und welchem Urgrunde entwuchs seine Verstimmung? Es konnte nicht die Arbeit allein sein, die ihn so veränderte. Mochten auch hie und da mit den Arbeitern Reibereien vorkommen, Heinz hatte doch keinen Grund zu klagen? Seine Arbeit hatte Erfolg, seine Versuche waren gelungen. Er hatte sich hier neue Lebensmöglichkeiten geschaffen, die viel besser waren, als er sie jemals in Deutschland erreicht hätte. Was fehlte ihm?

Freilich, sie selbst gestand es sich, daß sie zu Heinz nicht mehr so sein konnte wie früher. Aber daran trug doch nur seine Veränderung schuld. Und dann, Heinz war doch vielleicht nicht so, wie sie ihn in der hohen Zeit ihrer Liebe gesehen? Heinz ließ sich jetzt manchmal so merkwürdig gehen. Selbst in seiner Kleidung war er nicht mehr so sorgfältig wie früher. Hatte er sich nicht neulich mit den Stiefeln nachmittags niedergelegt? Und

nur zu oft kam er mit der Pfeife in das Wohnzimmer. Gewiß, das waren Kleinigkeiten, aber Heinz hatte früher mehr Rücksicht genommen!

Und welche Schärfe nun manchmal in seiner Stimme war! Nein, dazu würde er sie nicht bringen, daß sie ihm blindlings in allen Dingen recht gab. Es war ja richtig, daß sie ihm nun manchmal widersprach, obwohl sie gar nicht anders dachte als er. Aber die Art, wie er seine Gedanken vorbrachte, verletzte sie. So klug, wie er sich selbst dachte, war er doch nicht.

Aber so waren ja alle Männer! Erst war alles wundervoll, was man sagte und tat und dann erwachte jäh diese törichte Herreneitelkeit im Manne und die Frau war nur dazu da, damit er sich in ihr bespiegeln könne. Alles hatte nur den Sinn, ihn zu bestätigen.

Und Marias ärgerliche Gedanken liefen immer weiter. Immer kleinere Empfindungen drängten sich in ihre anklagenden Gedanken. Und so verwandelte sich ihr langsam ihr ganzes Verhältnis und das eigne Tun. Selbst was ihr früher Erfüllen ihres Sehnens gewesen, schien ihr nun plötzlich anders und Grund zum tiefsten Mitleiden mit sich.

Hatte sie Heinz denn nicht alles gegeben? Für ihn hatte sie die Heimat und ihren Vater verlassen. Nur für ihn! Und jäh schien es Maria, sie hätte damals ein unendliches, heute noch nicht verschmerztes Opfer gebracht, das Heinz niemals genügend gewürdigt hatte.

Digitized by Google

Und die Gedanken zerrten sie weiter.

Nein, Heinz hatte nie gewußt, wie viel sie geopfert hatte. Wie anders wäre ihr Leben in Deutschland verlaufen. – Das bedachte Heinz wohl niemals? Vielleicht, wenn sie nicht die Gattin von Heinz geworden wäre, lebte sie nun inmitten eines lieben Kreises irgendwo in Deutschland, angesehen von Menschen, an denen ihr etwas lag. Nein, sie hatte sich gewiß nie viel aus Gesellschaft und dem Tanz der Eitelkeiten gemacht. Aber hier lebte sie doch wirklich, wirklich nur für ihn allein! Und wie dankte er ihr nun ihre Opferbereitschaft? Wie vergalt er ihr, daß sie allein und nur für ihn lebte, daß ihr Sorgen und Mühen bisher nur ihm gegolten hatte, wie jeder Gedanke, den sie gedacht?

Maria konnte kein Wort vergessen, das ihr Heinz gesagt, keines der vielleicht ganz unbedacht oder in jäher Verstimmung gesprochenen Worte entglitt ihrem Erinnern. So stellten sich diese Worte immer mehr zwischen sie und Heinz und nun war es auch Maria, die Heinz nicht mehr unbefangen begegnete, sondern verdrossen oder manchmal beschwert durch das Erinnern an ein böses Wort und manchmal sogar in lauernder Bereitschaft einer Auseinandersetzung.

Und doch kamen auch Stunden, die Maria größer und freier fanden. Da loderte ihr Stolz! Nur Heinz nicht merken lassen, daß sie litt! Nur ihn nicht

Digitized by Google

erraten lassen, wie tief sie die Veränderung in seinem Wesen traf!

Aber auch dieser Stolz war der Feind ihrer Liebe. Er stellte sich zwischen sie und das mütterlich gütige Sehnen mancher weicheren Stunde, in der sie helfen wollte und seine Unrast befrieden. Dieser Stolz schloß ihr den Mund, wenn ihm ein weicheres lösendes Wort entfliehen wollte. Er hielt ihre Hände, die oft danach zuckten, über die Haare des verstörten Mannes zu fahren, über seine Stirne. Er zerschlug jeder guten Stunde den Willen, neue Wege und Brücken zwischen ihr und Heinz zu finden.

Und mit jedem Tage gewann dieser Stolz mehr Macht über Maria. Er schob sich vor ihr Erinnern an reiche, selige Stunden tiefsten Einandergehörens. Er wollte Maria hart und abweisend und schuf ihrem Denken neue Gesetze. So erschien ihr nun das Sehnen, Heinz zu helfen und mit einem guten Worte eine zerrende Stimmung zwischen ihnen zu lösen, als Schwäche und Unrecht an ihr selbst. Ängstlich hütete sie nun jede weiche Regung und fürchtete nichts so sehr, als daß Heinz einmal erraten könne, wie seine Art ihr weh tat und sie auf Mittel sinne, die drohende Veränderung seines Wesens zu bekämpfen.

Immer mehr Macht gewann dieser Stolz über Maria. Schon beherrschte er sie so, daß ihr Antlitz, wenn Heinz

Digitized by Google

sie ansah, jene Gleichgültigkeit und Abweisung zur Schau trug, die sie Heinz gegenüber zu haben wünschte. Schon bebte ihr Stolz in ihren Worten und Tun und ließ sie niemals allein.

Und so kam es, daß Maria eine Maske zu tragen lernte, die immer mehr ihre Wirklichkeit wurde. — Und auch der gute Wille, der brennende Wunsch zu ihrem früheren Leben, der in Heinz manchmal erwachte, glitt an dieser Maske ab und gefror in dumpfer Verdrossenheit.

Ein tiefes Erschrecken kam da über Heinz und ein brennendes Weh. Konnte Liebe sterben? Und so seltsam geschah es ihm, daß er weniger um Marias Liebe bangte, als um das eigene Empfinden, das ihm bisher so heiß den Grund seines Seins erfüllt hatte.

Heinz wußte, was diese Liebe ihm gewesen. O, welch unerhörte Steigerung seines ganzen Seins, welch lodernde Tatkraft und blutwarme Erdennähe hatte sie ihm gegeben! Immer wieder hatte er glückestrunken aus allen Gaukeleien des Geistes in die mütterliche, göttliche Welt des Fühlens heimgefunden, zu seiner Liebe, zu Maria! Wie fromm war er gewesen in dieser Liebe!

Und konnte das sein, daß sie starb? War das Liebe, die sterben konnte? — — Oder war alles nur Irrtum gewesen, wie so manche Mannesliebe, wie fast jede

Digitized by Google

die aus der Steigerung des Empfindens und Denkens, das die Liebe gab, das Weib vergöttlichte? War alles nur ein einziger brennender Irrtum gewesen? Und Maria war gar nicht die Frau, die er geliebt, jener einzige Mensch, der ihn erkannte und der nahm, wonach sein Verschenken brannte? Maria war vielleicht nur irgend eine Frau, an die sich sein Traum von der einzig einen geklammert, der Traum von der einzig einen, die es nie gab, die man nie fand?

Und schon vermochte Heinz nicht mehr die Türen zu ihrem Vergangenen zu öffnen. Wie einer schien er sich, der sich plötzlich allein in einer Ödnis findet und mit wunden Fäusten an die Felsen schlägt, aus denen er eben noch lebendige Quellen springen gesehen. Denn alles war nur Traum gewesen, Traum die samtene Wiese, Traum die Quelle, Traum der offene Weg in ein Paradies. Und Wirklichkeit war, was sich dem Erwachenden höhnisch bot: die Wildnis, die starren Felsen, das Gestrüpp, das jeden Ausblick auf ein Weiter hinderte.

Ja, es mußte ein Irrtum gewesen sein! Diese Frau, die ihm nun kühl überlegen begegnete, die jedem Gespräch mit einem Achselzucken auswich und so gar keine Weichheit in ihren Bewegungen und Worten hatte, war nicht Maria, die er geliebt. Wie eine fremde Frau erschien sie ihm oftmals fast, mit vielen törichten

Digitized by Google

Gewohnheiten, die ihn reizten, und mit wenig Eigenart in ihrem ganzen Wesen.

So schlugen Heinz und Maria auf ihre Liebe. Ihr Denken und Empfinden lief aneinander vorbei. Und manchmal standen sie und maßen sich fast wie Feinde.

Und es war eine Feindschaft, die nun begann, eine böse, hinterhältige Feindschaft. Jeder suchte sich wieder aus dem andern zurück zu nehmen. Und jeder triumphierte, wenn er dem andern wieder ein Stück entrissen hatte, wenn es ihm gelungen, das in spöttischen Worten zu zerpflücken, was er einst heilig gehalten.

Keiner achtete des eigenen Empfindens, wenn er sich dem andern entreißen wollte. Was kümmerte es, daß man das eigene Sein in Fetzen riß? Was machte es, daß im Innern etwas weinte und schrie? Man durfte der eigenen Wunden, die man sich riß, indem man dem andern weh tat, nicht achten. Es galt nur, sich selbst wieder ganz zurück zu bekommen, das Bild von sich, das man im andern geschaffen, zu zerstören.

Aber Stunden waren, so trostlos und verzweifelt! Da fühlten Heinz und Maria nur die erkältende Leere in sich und eine unsagbare Trauer. Sie forschten nicht mehr, warum ihnen all das geschah, sie hatten ja jeder für sich so viel Schuld an dem andern gesucht und gefunden.

Daß es keine Flucht gab!

Digitized by Google

In diesen Tagen dachten Heinz und Maria oft an Deutschland. Wie einfach wäre dort alles gewesen! Wie viele, die sich ineinander getäuscht, schlossen einfach die Tore zueinander und gingen weltenweit voneinander, obwohl sie äußerlich zusammen blieben. Aber hier gab es keinen Großstadtlärm, kein nervenzerrendes Vergnügen, das Betäubung gab. Hier mußte man sich ertragen oder aneinander zugrunde gehen.

In diesen Stunden haßten Heinz und Maria oft fast die weite herrische Landschaft, die sie umgab. Denn diese Landschaft gab kein Entrinnen. Jedes Wesen mußte hier sein Geschick erfüllen. Und Heinz und Maria erzitterten unter dem Gedanken, daß sie hier ihr Schicksal gnadelos bis zu Ende ertragen und erfüllen mußten.

Digitized by Google

XX.

Als Heinz vom Pferde sprang und es dem Diener übergab, stürmte ihm Franz erregt entgegen. Kaum war der Diener mit dem Tier in einiger Entfernung, so begann Franz stockend und atemlos zu erzählen: „Diebe, Herr! – Diebe! Drei Eingeborene sind mit einer Anzahl Patronen durchgegangen. Aus den anderen ist nichts herauszubringen. Sie schweigen verstockt."

„Diebe?" Heinz verstand das gar nicht. „Aber wie ist das denn möglich, Franz? Wer kann denn mit den Patronen etwas anfangen?"

„Es muß ganz am Morgen geschehen sein – oder noch gestern abend," berichtete Franz weiter. „Ich ließ schon den ganzen Wald absuchen. Niemand von den Kerlen war zu finden. So ein Gesindel!"

„Ja, aber was soll das bedeuten?" fragte Heinz, der sich in dieser Nachricht nicht zurecht finden konnte. „Was wollen die Leute mit den Patronen? Hast du keine Ahnung, Franz?"

„Nein, Herr Rittmeister!" antwortete Franz kopfschüttelnd. „Ich verstehe das wirklich nicht. Ich weiß auch nicht, was in die anderen gefahren ist. Alle Arbeiter

Digitized by Google

scheinen sehr erregt und aufgebracht und jeder behauptet, er wisse nicht, was die drei Flüchtlinge bezwecken!"

„Da sind natürlich die neuen Arbeiter wieder die Rädelsführer?" fragte Heinz ärgerlich, während sie den schmalen Pfad zu den Arbeitsstätten hinaufgingen.

„Gewiß!" antwortete Franz. „Mit diesen Arbeitern aus Paloppo haben wir nichts als Ärger. Von allem Anfang an haben sie uns die anderen aufgehetzt. Aber es sind so geschickte Leute, — die Aufseher loben sie so sehr."

Heinz sagte nachdenklich: „Ich kann mir nicht vorstellen, daß diese Buginesen von selbst so klug sein können. Wie konnten sie auf den Gedanken kommen, man könnte die Patronen irgendwo verkaufen, wo vielleicht jemand für solche Patente etwas übrig hat? Nein, das ist mir nicht klar, da muß eine Teufelei dahinter stecken! — Das müssen wir aus den Leuten herausbekommen! Aber zuerst müssen wir sie erwischt haben, — Franz, das gibt es doch nicht, daß wir die drei nicht mehr erreichen können? Hast du wirklich den ganzen Wald absuchen lassen?"

„Den ganzen Wald? — Aber, Herr Rittmeister!"

„Du hast recht," nickte Heinz. „Aber etwas muß geschehen! Du mußt das Gouvernement verständigen, die Gendarmerie! Wir müssen die drei fangen! Meinst du nicht?"

Digitized by Google

„Nein, Herr Rittmeister." Franz machte eine mutlose Gebärde. „Wie können wir diese Leute, die den Wald so genau kennen, erwischen? Die benützen doch nicht die Straße nach Paloppo."

„Du glaubst, daß sie nach Paloppo – ?" Heinz schrie die Frage fast.

„Ja, wohin sollten sie sonst?" meinte Franz achselzuckend. „Im Innern werden sie doch nichts mit der Sache anfangen können?"

Sie hatten die Anhöhe erreicht. Heinz eilte mit großen Schritten auf seine Arbeitshütte zu. Die Türe war verschlossen wie immer. Heinz öffnete sie rasch, – dann prallte er zurück. „Wo ist meine Zeichnung?" schrie er.

Franz schüttelte den Kopf. „Ihre Hütte hat niemand betreten. Sie war ja auch abgesperrt!"

„Aber da, –" Heinz wies auf das Fenster. „Hier hat jemand gearbeitet. – Und hier –", er zeigte auf die Tischplatte, „hier liegt ein Stück Betel. – Dieses Gesindel! –

Aber die Zeichnung, ich muß die Zeichnung wiederhaben! Das ist die Arbeit von Monaten – noch gar nicht patentiert, noch ganz ungeschützt! Ich wollte sie jetzt der Fabrik senden, – weil die Versuche hier meine Berechnungen so glänzend bestätigt haben.

– Und du sagst, die Leute sind gegen Paloppo?"

„Ich weiß es nicht, Herr Rittmeister," antwortete

Digitized by Google

Franz, der nun selber ganz bleich über die Geschehnisse war. „Ich denke es mir nur!"

„Und man kann die Diebe nicht fangen? — Nein, wir dürfen die Leute nicht entkommen lassen, meine ganze Arbeit hängt daran! Franz, vorwärts — es sollen ihnen ein paar verläßliche Leute nachreiten. — Sie sollen sich bewaffnen, — hörst du?"

Franz nickte stumm und ging, den Befehl auszuführen.

Heinz untersuchte noch seinen Arbeitsraum, sperrte wieder sorgfältig ab und ging weiter.

Überall standen die Arbeiter in kleinen erregten Gruppen beisammen. Alle verstummten, wenn Heinz vorüberging. Heinz ballte die Faust in der Tasche.

Als er zu den Luftverflüssigungsanlagen kam, trat ihm der Aufseher entgegen.

„Ich weiß schon alles!" herrschte ihn Heinz an. „Wie konnte so etwas nur geschehen? Werden denn die Baracken abends nicht abgesperrt?"

„Alles war versperrt!" entgegnete der kleine buginesische Arbeiter und sah Heinz ruhig an. Er verbeugte sich demütig.

„Was für Leute waren das, die hier arbeiteten?" fragte Heinz.

„Wir wurden alle vom Herrn Franz in Paloppo aufgenommen!"

„Nun, mit euch hat man schon viel Freude erlebt!"

Digitized by Google

rief Heinz zornig. Ein heimtückischer Blick des Aufsehers streifte ihn. „Was glaubst du – wohin sind die Leute geflohen?" fragte Heinz.

„Ich weiß nicht!" antwortete wieder demütig der Aufseher.

„Und niemand von euch weiß mehr zu sagen?" fragte Heinz weiter.

„Niemand!" beteuerte der Bugi wieder.

„Nun, ich werde es schon aus euch herausbekommen!" schrie Heinz und schwang drohend seine Reitgerte.

Der Malaie duckte sich, aber er verharrte in Schweigen.

Heinz trat ganz nahe an ihn heran. „Wer ist noch von den neuen Arbeitern hier?" fragte er. „Rufe mir diese Leute!" sagte er befehlend.

Der Aufseher verschwand. Heinz focht erregt mit der Reitgerte herum. Endlich kam der Aufseher mit noch einigen Arbeitern zurück.

„Ihr werdet mir sofort sagen, wohin diese drei geflohen sind!" herrschte sie Heinz an.

„O Herr, wir wissen es nicht!" sagten alle gleichzeitig.

Heinz wandte sich unmutig ab. Es war doch unmöglich, daß keiner der Leute etwas wußte! Nun, er würde es schon aus den Leuten herausbekommen.

„Wo habt ihr früher gearbeitet?" fragte Heinz weiter.

„Gyldenstern," sagten die Arbeiter wieder gleichzeitig.

Digitized by Google

„Was — alle habt ihr bei demselben gearbeitet? — Und von woher waren die drei Arbeiter, die geflohen sind?"

„Gyldenstern," sagten die Arbeiter wieder.

Nun wurde Heinz aufmerksam. „Wer ist denn dieser Gyldenstern?" fragte er den Aufseher.

„Ein großer, weißer Herr! Viel mächtiger als du!" antwortete der Buginese und sah Heinz an.

„Was heißt dies: mächtiger?" brauste Heinz auf. „Ihr werdet meine Macht schon noch kennen lernen! — Was habt ihr bei Gyldenstern gemacht?" fragte Heinz weiter.

„Maschinen ausgeladen!" antwortete der Aufseher.

„Was für Maschinen?" Heinz wurde immer dringender.

„Ich weiß es nicht," sagte der Aufseher und schüttelte seinen dunklen Kopf.

Heinz sah, daß Franz über die Arbeitsplätze zu ihm herunter kam. Rasch wandte er sich nochmal an den Aufseher. „Warum seid ihr denn von Gyldenstern fort?" fragte er höhnisch. „Wenn er ein so mächtiger Herr war, muß es euch doch gut gegangen sein?"

„Herr Gyldenstern war Freund von Herrn Franz," entgegnete der Aufseher ruhig. „Herr Gyldenstern gab uns Herrn Franz!"

„Wie?" Heinz glaubte nicht recht gehört zu haben. Er winkte Franz, damit dieser rascher herankäme. Franz trat auf Heinz zu und meldete:

Digitized by Google

„Herr Rittmeister, ich habe die Arbeiter verfolgen lassen. Fünf Toradjas sind hinter ihnen her!"

„Es ist gut!" sagte Heinz. „Komm ein Stück weiter – so – nun mußt du mir etwas erklären. Die Arbeiter erzählen mir da recht seltsame Geschichten. Sie waren alle bei einem Herrn Gyldenstern angestellt. Und dieser Gyldenstern soll dein Freund sein – aus Freundschaft hat er dir seine Arbeiter überlassen!"

„Aber, Herr Rittmeister!" Franz wurde verlegen. „Das war nicht so." Und Franz erzählte sein Erlebnis in Paloppo mit dem liebenswürdigen Fremden.

„Das hättest du mir sofort erzählen müssen, Franz!" sagte Heinz sehr ernst. „Das kann unter Umständen eine Verschwörung gegen uns sein. Denn das gibt es doch nicht, daß einer seine Arbeiter so einfach entläßt, nur um jemandem, den er vor einer Stunde zufällig kennen lernte, eine Gefälligkeit zu erweisen. Nein, das glaube ich nicht!"

„Aber, Herr Rittmeister!" Franz schüttelte den Kopf. „Das war wirklich ein sehr netter Mensch. Und wahrscheinlich konnte er seine Leute nicht mehr brauchen und war vielleicht froh, daß er sie los war!"

„Nun, wie immer das ist," sagte Heinz. „Mir paßt die Sache nicht. Diese neuen Arbeiter müssen entlassen werden. Lieber sollen die Betriebe ein paar Tage stehen! Aber es ist früher auch mit den wenigen gegangen."

Digitized by Google

„Entlassen?" Franz machte ein zweifelndes Gesicht. „Wenn die Leute nur nicht noch eine größere Wut auf uns bekommen. Sie wohnen alle in den Dörfern an der Waldgrenze. Wenn sie da nur nicht die ganzen Leute gegen uns aufwiegeln!"

„Aber, Unsinn, Franz! Sei doch kein altes Weib! Ich fürchte diese Kerle nicht. Die Hauptsache ist, daß sie hier nicht weiter herumschnüffeln oder ihre Bosheit an den Maschinen auslassen! – Nein, nein, widerspreche mir nicht, die Leute müssen fort!"

Und Heinz wandte sich und kehrte zu den Arbeitern zurück, deren erregtes Flüstern sofort verstummte, als sie Heinz sahen. Kurz teilte ihnen Heinz mit, daß sie entlassen seien und sofort die Arbeitsstätten zu räumen hätten.

Die Arbeiter entgegneten kein Wort. Der Aufseher nur trat vor und verlangte die Entlohnung für sich und seine Leute. Heinz wies Franz an, die Leute zu befriedigen und ging weiter.

Digitized by Google

XXI.

ie Verfolgung der flüchtigen Arbeiter hatte kein Ergebnis gebracht. Die drei waren und blieben verschwunden.

Heinz ritt nach Paloppo zu dem Assistent-Residenten und sprach bei dem Chef der Gouvernements-Gendarmerie vor. Aber auch dort sagte man ihm achselzuckend, daß es unmöglich sei, die Leute zu finden.

„Ich habe Auftrag gegeben, den Hafen zu bewachen!" sagte der Beamte, der Heinz sehr liebenswürdig entgegen kam. „So können sich die Diebe wenigstens nicht einschiffen. Aber was hilft das? — Wenn es sich wirklich um einen vorbereiteten Diebstahl handelt, dann wurden die Patronen wie die Zeichnung längst durch Mittelspersonen weitergebracht. Da ist alle Mühe umsonst."

„Niemand kann mir etwas Näheres über diesen Herrn Gyldenstern sagen!" klagte Heinz. „Und doch werde ich den Gedanken nicht los, daß dieser Mann irgendwie mit den Vorkommnissen zusammenhängt."

„Das glaube ich nicht!" sagte der Beamte nachdenklich. „Herr Gyldenstern ist ein Agent und Kaufmann. Er verdient an Transporten, Ein- und Verkäufen

Digitized by Google

und arbeitet als Agent großer Firmen. Er könnte keinerlei Vorteil von einer derartigen Sache haben. Abholzungen kümmern ihn nur, wenn er das Holz billig zum Weiterverkauf haben kann. — Übrigens weiß ich, daß er einmal beim Gouverneur war, um sich nach Ihrem Unternehmen zu erkundigen —"

„Sehen Sie!" rief Heinz neu erregt.

„Ja, — aber er verlor alle Anteilnahme, als er bei dem Gouverneur erfuhr, daß Sie vertraglich zur Lieferung aller Hölzer an die Regierung verpflichtet seien. Also reizen ihn Ihre Patente sehr wenig!"

„Er ist Holländer?" fragte Heinz weiter.

„O nein!" sagte der Polizeichef. „Er ist zwar hier naturalisiert, aber woher er stammt, wissen wir nicht. — Ich halte ihn für einen Griechen. — Seit einem halben Jahr arbeitet er viel für eine englische Firma hier!"

„Für eine englische?" Heinz wurde wieder aufmerksam.

„Ja, es handelt sich um große Stahllieferungen für Holländisch-Indien. Schienen für die Schmalspurbahnen der Zuckerfabriken, Gußstahlrohre für den Petroleumtransport. Eine Eisenbahn soll auch gebaut werden. Früher hatten zwei deutsche Häuser allein die ganzen Lieferungen. Sie haben vorbildlich gearbeitet, hatten gute Ware und billige Preise, besaßen einen großen Vorrat an Schienen und Röhren und beschäftigten vorzügliche

Digitized by Google

Ingenieure, welche den Pflanzern alle technischen Vorarbeiten machten. Nun, dieser Erfolg ließ englische und amerikanische Firmen nicht schlafen. Sie wollen nun auch in dieser Richtung arbeiten."

„Und Gyldenstern?"

„Gyldenstern ist ein Agent dieser Gruppe. Er lebt hier schon lange und kennt Land und Leute. Er soll vorarbeiten und dann die Angestellten der englischen und amerikanischen Firmen in der Behandlung der Eingeborenen unterrichten. — Darin lernen sie nun von den Deutschen, die englischen Kaufleute!"

„Und Sie glauben, daß Gyldenstern sich um unsere Anlagen da oben gar nicht kümmert?" fragte Heinz wieder zweifelnd.

„Er hat keinen Grund dazu!" meinte der Beamte. „Er kann sich doch denken, daß Sie sich nur von deutschen Firmen bedienen lassen. Und da Sie wiederum das Holz der Regierung liefern, kann er von Ihnen gar nichts wollen!"

„Ich danke Ihnen," sagte Heinz sich verabschiedend. „Vielleicht wird sich die Geschichte dieses seltsamen Diebstahls doch noch erhellen!"

„Was in meiner Macht liegt, wird geschehen," sagte der Beamte und reichte Heinz die Hand.

Digitized by Google

Heinz kehrte von seiner Rücksprache in Paloppo verdrießlich heim. Sollte er sich also ruhig damit abfinden, daß Patronen und Zeichnung gestohlen waren? Es blieb ihm wohl nichts anderes übrig? – Aber so ruhig konnte er nun nicht mehr arbeiten als früher. Er fühlte sich nicht mehr so unbedingter Herr über die Arbeit, seine Sicherheit fühlte sich nicht mehr mit allen Teilen des Betriebes verwachsen. Wußte man, wo der unsichtbare Feind jetzt arbeitete? Konnte dem ersten rätselhaften Geschehen nicht ein zweites folgen? –

Mit Maria konnte er gar nicht über alles sprechen. Er wollte sie nicht ängstigen. Hatte sie ihn nicht sofort nach den ersten Vorfällen mit bleichen Lippen an die Warnung Dschinolus erinnert?

Der Gedanke an Gyldenstern ließ Heinz nicht los. Konnte es nicht möglich sein, daß der Grieche gar nicht für sich, sondern im Auftrage einer anderen Gesellschaft arbeitete? Es war doch nur zu verständlich, daß es ausländische Finanzgruppen gab, denen ein Anwachsen der deutschen Industrie in Holländisch-Indien sehr unbequem war? Die niederländische Regierung stand seinen Plänen ja sehr wohlwollend gegenüber. Sie begrüßte es nur, wenn sich fremdes Geld und fremde Tatkraft an diese Inseln wagte. Sie hatten es hier nicht leicht, diese holländischen Beamten. So viel hatte Heinz schon bemerkt, obwohl er nur selten mit den Beamten des

Digitized by Google

Gouvernements zu tun hatte. Die Macht der Regierung war in manchen Gegenden, namentlich im Innern des Landes, mehr eine rein äußerliche. Die eingeborenen Residenten herrschten dort fast unbeschränkt. Da konnte der Regierung ein Zuzug von Arbeitswilligen ihrer Rasse nur willkommen sein.

Nein, so viel Heinz die ganzen Vorkommnisse auch überdachte, so schien es ihm immer mehr, daß es nur im Auftrage einer ausländischen Gesellschaft hatte geschehen können, daß man ihm Späher und Aufständische unter seine Arbeiter verpflanzte.

Und wer allein konnte sich hinter diesen Dingen verbergen? Heinz gedachte der vielen Bücher, die er im letzten Jahre, das er in Deutschland verbracht hatte, über die Kolonien gelesen hatte. Aus allen diesen Büchern hatte er immer nur das eine entnehmen können, daß eine Macht auf der Erde jeden Aufstieg Deutschlands mißgünstig beobachtete und die Ausbreitung seiner Industrie als persönliche Feindseligkeit gegen sich wertete.

Nein, es konnte niemand anderer sein. Er wußte genug über die Heuchelei und die Kampfesweise dieses machtgierigen Volkes. Natürlich hatten sie auch hier wieder ihre Hand im Spiel. Und Gyldenstern war ihr Agent. – Heinz hatte oft genug gehört, daß sich diese Menschen niemals selbst zu einer gefährlichen Handlung hinreißen ließen. So bedienten sie sich diesmal des

Digitized by Google

Griechen, um den Kampf gegen deutsche Arbeit und deutschen Fleiß zu führen.

Nun war Heinz überzeugt, nun glaubte er alles zu durchschauen.

Wenn er nur der Arbeiter sicherer gewesen wäre! Aber jede Absperrung der Arbeitsplätze, Bewachung der Anlagen, immer neues Entlassen verdächtiger Arbeiter blieb vergeblich. Immer wieder geschah etwas, das die Arbeit hemmte oder unmöglich machte. Bald fehlte es an einem Motor, bald konnten die Sägen nicht arbeiten. Und nie war es möglich, die Schuldigen zu ertappen.

Dieser geheime Widerstand erbitterte Heinz immer mehr. Er verlor seine Sicherheit und ließ sich manchmal zu Tätlichkeiten gegen die Arbeiter hinreißen. Es geschah nichts darauf, die Leute arbeiteten ruhig weiter. Aber die Blicke, die Heinz manchmal im Vorbeigehen auf sich gerichtet fühlte, zerrten an seinen Nerven.

Nun stieg oft ein Haß in Heinz empor. Überall fand und vermutete er den geheimen Feind. Nun war es ihm schon Gewißheit, daß überall Gyldensterns Leute ihre Hand im Spiele hatten und daß sie im Auftrage ihres früheren Herrn handelten.

Jene Macht, die unsichtbar hinter all diesem Geschehen stand, unangreifbar, fern und doch voll entnervender Wirkung, das konnte niemand anderer sein, als jene Finanzgruppe, die allein in Niederländisch-Indien arbeiten

wollte, der seine Anlagen und Pläne unbequem und gefährlich dünkten, — die Engländer.

Und Heinz beschloß, den unsichtbaren Feind zu stellen und zu bekämpfen.

War es nicht genug, daß der Haß über diesen Krieg hinausreichte und deutscher Arbeit und deutschem Fleiß überall dort den Weg versperrte, wo England herrschte, daß man Deutschland nicht zum friedlichen Wettbewerb zuließ? Aber hier war neutrales Land, hier durfte nur Können und Fleiß gelten. Hier mußte es gelingen, dunklen Verschwörungen entgegen zu treten und Zukunft zu schaffen, für jeden, der sie sich wollend und arbeitend verdiente.

Hier war nicht England! Und hatte sich deutscher Fleiß hier an die Erde gegeben, so war sie deutsche Erde! Dafür wollte Heinz kämpfen, allen geheimen Widerständen zu Trotz.

Digitized by Google

XXII.

Seit Franz den Befehl seines Herrn ausgeführt und die in Paloppo angeworbenen Arbeiter von den Arbeitsstätten vertrieben hatte, wichen ihm diese in ihrer freien Zeit noch mehr aus als früher. Eigentlich hatte er sich ja nie so ganz mit ihnen vertragen. Nun aber schlossen sich die Eingeborenen vor ihm ab. Franz kümmerte sich nicht viel um diese Veränderung. Die Mädchen in den verschiedenen kleinen Waldsiedlungen behandelten ihn jetzt nicht weniger gut als früher, das war ihm die Hauptsache.

Aber Franz dachte oft selbst über sich nach, wie es ihm denn geschehen konnte, daß es ihn so heiß und gewaltig immer wieder zu diesen dunklen Frauen zwang, die seine Sinne doch nur im höchsten Rausche schön finden konnten. Und da dachte er voll Schauer manchmal an sein Heimatdorf zurück. Was die Burschen dort wohl sagen würden, sähen sie ihn mit seiner dunklen Schönen? Und da stieg oft selbst ein Grauen in Franz auf und er hätte beten mögen in seiner Angst.

Aber was wußten die Burschen daheim? Was wußten sie von diesen Nächten, die keine Erfrischung brachten,

Digitized by Google

in denen das Blut bis in die Fingerspitzen hämmerte, in denen ein Reif schwer und unsichtbar um die Stirne lag, den man zerbrechen mußte um jeden Preis? Um jeden Preis!

Was wußten die Burschen daheim von dieser namenlosen Angst, die ihm hier manchmal die Kehle schnürte? — Jene Angst erfaßte ihn oft am hellen Tage. Da schien es ihm, daß etwas Unnennbares nach ihm greifen, dem er sich geben müsse, in dem er versinken würde, bis er nicht mehr Franz sei, der nach Celebes verschlagene Aelpler, sondern ein Vogel hoch auf einer Palme, oder ein grinsender Affe. Ja, Franz fürchtete sich oft. Das alte Kindermärchen von Mächten, die Menschen verzaubern können, erwachte ihm hier manchmal zu drohender Wirklichkeit. Da faßte ihn oft die Lust, sich zu befühlen, sich weh zu tun, um zu spüren, daß er noch er selber sei.

Am besten war es noch bei der Arbeit. Das war vertrautes Land und man fand sich in dem, was man tat.

Aber das Schlimmste waren die freien Stunden, das Schlimmste waren diese Nächte, in denen man nicht schlafen konnte und das Unnennbare nach einem griff. O, Franz fürchtete sich nicht vor wirklicher Gefahr. Zu gerne wäre er einmal zu jenem Flusse im Innern des Landes gekommen, wo es Krokodile gab, überhaupt

Jagd! Zu töten wäre vielleicht eine Rettung gewesen?

Franz erschrak oft selbst über seine Gedanken. Aber er konnte von ihnen nicht los.

Nein, er empfand keine Angst vor wirklicher Gefahr. Und über den Aberglauben und Götzendienst der Eingeborenen mußte er nur lachen. Krankheit war Krankheit, es war ein Unsinn, da an Dämonen zu denken.

Und dann hatte er ja jenes Amulett, in dem sich das Bild der schmerzhaftesten Mutter barg. Und in der kleinen Kapelle, die Heinz in ihrem Hause eingerichtet, konnte Franz beten.

Aber da war dieses ganz andere, als wilde Tiere oder seltsame Krankheiten. Da war dieses Etwas, das den Willen lähmte und einen langsam zu verwandeln drohte. Ja, es war wie in alten Märchen, wo die böse Zauberin die Menschen verwandelte. Und diese Macht fühlte man aus dem dunstigen Schweigen des Waldes, aus den runden, dunklen Blicken der Eingeborenen, aus der ganzen Luft, die man hier atmen mußte.

Da ging Franz immer wieder zu Frauen. Und wenn sich Franz dann auch manchmal schämte, wenn er darüber auch oft plötzlich erschrak, daß ihm ein so ganz anderer Mensch so furchtbar nahe gekommen, daß er noch seinen Atem in sich trug: — die Liebe war das Einzige, was sein Lebensgefühl so zu steigern vermochte, daß er allen

Digitized by Google

dunklen und drohenden Stimmungen entkam. Ja, die Liebe gab mehr noch als diese Flucht, als dieses Bestätigen des Ich. In Wollust und Grausamkeit erlebte Franz jenen Rausch, nach dem sein ganzes Innere hier dürstete, weil er die Drohung des Lebens hier nicht ertrug. Nur in der Liebe wußte sich Franz groß und stark wie die wilde Natur hier selber, zerstörend und schaffend. Und nur so wurde er Herr dieser Landschaft, die ihn oft so bis in sein Innerstes ängstigte.

Freilich hatte es genug Stunden gegeben, in denen Franz auch darüber erschrak, daß ihn sein Blut in so fremdes, dunkles Erleben riß. Das war nicht die Liebe, die er früher gekannt. Das war nicht jenes einem Menschen gut sein und zu ihm finden in Weichheit und Verlangen. Das war nicht wie mit den Mädchen daheim, die zu ihm gehörten. Da hatte er oft über eine Nacht hinaus geträumt in ein neues Leben hinein, wo es Arbeit für ein junges Weib und blonde Buben gab. Das war hier ganz anders, fremd und wild wie alles um ihn her.

Nein, das war kein weicheres Empfinden, das ihn zu diesen dunklen Frauen zwang, die er kaum unterscheiden konnte, von denen er oft nicht einmal den Namen wußte. Das war auch etwas anderes als der dunkle Schrei des Blutes, der ihn auf den staubigen Märschen im Kriege auf irgend ein Lager gezwungen, von dem er taumelnd aufgestanden, halb in Scham, halb in Trotz.

Digitized by Google

Das hier war sein einziges Wehren gegen die unsichtbare Macht, die ihn verwandeln wollte, war verzweifeltes Losstürzen gegen Gefahr, Einrammen in Fremdes, um es nieder zu zwingen, war Not, Schmerz, Schrei; Angst war seine Liebe, Angst, die sich überschlug und verbarg in Wildheit und Lust.

Darum hatte Franz auch niemals bisher für ein bestimmtes Weib der fremden Rasse empfunden. Diese Frauen waren ihm nicht einmal Weib an sich, sondern einfach nur das Fremde, gegen das er losstürmte, in das er ein Einfallstor gefunden hatte durch die Not seiner Sinne. Er suchte auch kein bestimmtes Weib unter ihnen, die er hier an sich gezwungen, er suchte sich, sich selbst erlöst und befreit von einer Angst.

Aber nun geschah es, daß die Bewohner einer den Arbeitsstätten benachbarten Siedlung jenes Mädchen, das er seit einiger Zeit sein Eigen nannte, vor ihm zu verbergen suchten. So oft er kam, traf er sie nicht an. Das steigerte sein Verlangen und gab ihm ungewohnt sichere Richtung. Und Franz kam in Wut über der eingeborenen Männer Feindschaft dahin, von allen Frauen der Insel, welche er kannte, gerade dieses und nur dieses Weib zu begehren. Pasanga war für ihn plötzlich der Inbegriff alles Begehrenswerten geworden.

Franz war ja überzeugt, daß die Schwierigkeiten, die sich seinem Zusammenkommen mit Pasanga plötzlich in

Digitized by Google

den Weg stellten, nur Feindseligkeiten gegen ihn waren. Er wußte ja, daß die Männer der kleinen Toradjasiedlung keineswegs sehr strenge Begriffe von Frauenehre hatten, ja, daß gerade die Frauen der Toradjas allgemein als käuflich bekannt waren. Ihn konnten die Dorfbewohner eben nicht leiden und legten ihm überall in den Weg, was sie nur konnten.

Aber Franz dachte nicht daran, sich zu fügen. Nun gerade nicht! Ja, er war froh darüber, nun die Richtung eines Widerstandes zu fühlen. Das gab ihm neue Sicherheit.

Und Franz steckte nun sein gutes bayrisches Messer ein, wenn er zu seinem Mädchen ging. Er sehnte sich danach, zu kämpfen.

Aber die Männer des Dorfes machten ihm diese Freude nicht. Sie verbargen Pasangá, ließen ihn dann wieder einmal mit ihr sprechen und trieben mit ihrem Spiel Franz in immer stärkere Leidenschaft.

Einige von den Toradjas dieser Siedlung arbeiteten aber in den Arbeitsstätten. Vor sie trat Franz eines Tages hin und schrie: „Nun wird es mir zu dumm! — — Ich weiß recht gut, daß ihr mich verhöhnen wollt! Ich weiß es recht gut. Aber ihr kennt mich schlecht, gar nicht kennt ihr mich!

Oder glaubt ihr, euer Geisterhaus steht gar so fest? Oder ich könnte euch nicht ein Dutzend Dämonen senden,

Digitized by Google

die eure Reisernte vernichten und eure Kinder verzaubern? Nehmt euch vor mir in acht!"

Die Arbeiter antworteten ihm nicht. Franz sah befriedigt, daß sie scheu zurückwichen und ihn nicht anzusehen wagten.

Nun würden sie sich wohl hüten, ihn weiter zu ärgern! Und Franz ging im Vollgefühle eines Sieges weiter.

Digitized by Google

XXIII.

Maria sah Friedl an, während er Heinz von seiner Arbeit erzählte. Eine Erinnerung stieg vor ihr auf. Das war damals auf der Überfahrt gewesen. Da hatte sie zum ersten Male jenes Bangen gestreift, als Heinz über dem Gespräche mit dem Jungen sie und alles um sich vergessen hatte. Damals schon hatte sie die Stunde geahnt, da sie Heinz nicht mehr genügen würde. Ja, jetzt gerade hatte Heinz wieder denselben Ausdruck wie damals!

„Fehlt dir etwas, Maria?“ fragte Heinz, dem der starre Zug in Marias Antlitz auffiel.

„O nein, –“ sagte Maria, sich vor dem Erröten fürchtend, „– ich – ich langweile mich nur ein wenig.“

Heinz schwieg gekränkt. So war es ja immer. Wenn er von etwas sprach, das nicht sie selbst oder ihr eigenstes Denken betraf, dann langweilte sie sich!

Und Heinz wandte sich mit einer neuen Frage so sehr an Friedl, daß er Maria mit ihr förmlich auszuschalten schien.

Friedl sah einige Male zu Maria hinüber, die ihm noch bleicher als sonst erschien, auch meinte er ein Zucken um ihre Lippen gesehen zu haben, – aber das

Digitized by Google

mußte wohl Täuschung gewesen sein, denn jetzt sah sie wieder ganz gleichmütig über ihn und Heinz hinweg. Und Friedl erzählte weiter.

„Ich weiß nur so viel, daß ich in den letzten Tagen bei den Eingeborenen viel mehr Waffen als sonst sah," sagte Friedl. „Es liegt eine böse Gereiztheit in der Luft. Franz ist auch nicht immer ganz geschickt – er ärgert die Leute oft! – Ach, ich hätte nichts dagegen, wenn es zu offenem Kampfe käme, Onkel Heinz! Ich weiß mit dem Gewehr schon umzugehen! Und ich weiß recht gut, warum es geht! – Nein, unsere Arbeit dürfen sie nicht zerstören!"

„Nein, das dürfen sie nicht!" sagte Heinz sehr ernst. „Aber, ich glaube an keinen offenen Aufstand. Wir haben den Leuten doch nichts getan? – Es waren ein paar Unruhestifter darunter – gut! Wir haben diese entfernt – und ich weiß recht gut, wer sie gesandt hat und woher sie gekommen sind! – Aber mit den andern Arbeitern ist doch Ruhe? Die verschiedenen boshaften Beschädigungen stammen ja gewiß auch nur von den entlassenen Buginesen, vor denen wir leider die Anlagen nicht genug schützen können!"

„Onkel Heinz, die Toradjas sind auch sehr erregt, ich weiß nicht, was sie haben!"

„Nun, es ist sicherlich kein Grund zur Beunruhigung," meinte Heinz mit einem Seitenblick auf Maria.

Digitized by Google

„Ich habe den Malaien immer mißtraut!" sagte Maria kurz. „Sie sind mir unheimlich, ob sie uns nun gut oder feindlich gesinnt sind!"

„Das ist nun wieder nicht richtig!" entgegnete Heinz und eine gewisse spöttische Überlegenheit funkelte in seiner Stimme. „Diese dunklen Menschen sind nicht die Gefahr. Gefährlich sind sie nur, wenn sich andere ihrer bedienen. — Aber deine Scheu strömt aus anderen Gründen!"

„Ich weiß — ich weiß!" wehrte Maria ab. „Wir haben oft genug darüber gesprochen!"

„Auch in Deutschland gab es solche Stimmungen unter den Arbeitern!" sagte Friedl zögernd. „Ich hörte von Vater oft davon, namentlich im letzten Jahre. Nur wußte man dann immer den Grund."

„Ich weiß ihn diesmal auch!" sagte Heinz bedeutungsvoll und fuhr ruhig fort: „Ich vertrug mich früher mit den Arbeitern sehr gut. Und was sonst unheimlich ist an ihnen, habe ich längst erkannt."

„Was ist dies?" fragte Friedl.

„Tante Maria hört es ungern, aber ich will es dir dennoch erklären, Friedl, weil du vielleicht auch schon ähnliches empfunden hast. Wir sehen plötzlich etwas bei diesen Menschen, oder wir hören davon erzählen und erschrecken darüber. Ein Tanz, ein wilder Brauch, eine Grausamkeit in ihrer Religion. — — Aber was uns

Digitized by Google

erschreckt, ist nur diese dunkle Stimme: Das bist du! – Nur darüber erschrecken wir!"

„Wenn du dich immer mit diesen Halbtieren vergleichst –" sagte Maria.

„Ich vergleiche mich nicht, Maria," entgegnete Heinz und sah Maria voll an. „Es ist ein jähes Erkennen, das mir sagt: Das bist du! – O, es sieht nicht besser in uns aus als in diesen dunkelhäutigen Menschen! Bei uns ist nur alles mehr überbaut. Und darum erschrecken wir, wenn etwas an unseren Urgrund tastet und uns aus unseren Lügen über uns selbst erweckt!"

„Und alles, was Europa, der europäische Mensch, geschaffen hat, ist nichts?" fragte erregt Maria.

Friedl sah nun gespannt zu Heinz hinüber, der seine Zigarette zwischen den Fingern zerknüllte.

„Maria, – das habe ich doch nicht gesagt!" entgegnete Heinz geärgert. „Wie du immer gleich meinen Worten eine andere Richtung geben willst! Ich sprach nur davon, daß wir im tiefsten Grunde nicht so sehr über diesen Menschen stehen, die du so verachtest. – Mir scheint es oft gerade hier, als wären wir alle einen falschen Weg gegangen. Unsere Dichter und Sittlichkeitsapostel logen so viel und hingen leuchtende Symbole über unsere Wünsche. In was besteht denn unsere Sittlichkeit? Wir richten Hemmungen auf, unterdrücken das Stärkste in uns und zwingen uns zu vielem

Digitized by Google

gewaltsamen Vergessen. Darum haben wir dann alle so schwere Träume, die bei manchen in Irrsinn — bei manchen in Verbrechen münden. Manche freilich werden Künstler durch sie. Aber was ist das alles? Macht uns Zivilisation, ja selbst Kunst und Kultur freier von dem Dunklen, Urgewaltigen, was aus den wilden Grausamkeiten und aus erschreckend scheinenden Bräuchen der Menschen hier spricht? Bist du noch immer so erfüllt von dem Größenwahnsinn der Weißen? Es bedürfte gar nicht, daß ich dich an manche Vorfälle im Kriege erinnere, auch im friedlichen Leben der Weißen gibt es genug, was mich an dem großen Unterschied zwischen uns und den dunklen Rassen zweifeln läßt! — Jawohl, Maria, das ist meine Meinung! Durch die größere Zivilisation und durch das alles, was die in Jahrhunderten aufgebauten Hemmungen und Vergewaltigungen des Tieres in europäischen Menschen schuf, — Träume, Kunst, Krankheit, Rausch und manche verdächtige Inbrunst: dadurch unterscheiden wir uns vielleicht! Und darauf sollten wir uns soviel einbilden?"

„Heinz, du sprichst immer, was dir gerade durch den Kopf geht, heut so und morgen so!" sagte Maria ärgerlich. „Darum lohnt es sich gar nicht, mit dir zu reden."

„Ich denke, daß es sich nur mit einem solchen Menschen lohnt!" meinte Heinz etwas spöttisch. „Oder

Digitized by Google

hast du keine Lust, um eine Sache herumzugehen? Und wer sagt dir, worin meine innerste Folgerichtigkeit liegt – vielleicht in meinen Widersprüchen?"

„Dir handelt es sich eben immer nur um dich und nicht um die Wahrheit!" sagte Maria.

„Die Wahrheit ist ein Wort, mit dem ich nicht mehr anbinde," antwortete Heinz lachend. „Vielleicht werde ich mich ihm nähern, wenn ich graue Haare habe – heute kann ich nur meiner Wahrheit nachlaufen und es ist möglich, daß diese das gerade Gegenteil der Wahrheit an sich ist!" Heinz schnippte ein Stäubchen Asche von seinem Rocke fort und sah lächelnd zu Maria hinüber. Er freute sich heimlich ein wenig, daß sie sich ärgerte. Und schon zitterte wieder die Lust in ihm, sie immer mehr aus ihrer Ruhe zu locken.

Aber Maria antwortete ihm nicht mehr.

Sie setzte sich in einen weiten Korbfauteuil in einer Ecke des Zimmers und sah stumm und gereizt vor sich hin.

Heinz ging langsam und einen gewissen Takt einhaltend im Zimmer auf und ab. Friedl blickte unschlüssig von Maria auf Heinz. Er versuchte ein Gespräch zu beginnen, aber Heinz antwortete ihm kaum.

„Bitte, Heinz, setze dich irgendwo hin!" sagte Maria plötzlich. „Ich kann dieses Auf- und Abgehen nicht ertragen!"

Digitized by Google

Heinz verbeugte sich mit gereizter Miene und setzte sich wieder neben Friedl. Und er sann in sein Schweigen. Das war doch nun auch wieder eine Kleinigkeit gewesen? Ja, es war notwendig, diese Kleinigkeit ganz sachlich zu nehmen, um verstehen zu können, warum sie dennoch so empörte. Ja, dieses war es, nur dieses allein: diese ärgerlich vorgebrachte Bemerkung war Ausdruck seines ganzen Zustandes. Dieses enge Zusammenleben zwang in eine entsetzlichste Unfreiheit. Es war selbstverständlich, daß man Rücksicht nahm, ja, ganz selbstverständlich. Aber zwischen diesen hundert kleinen Rücksichten wurde man zerrieben. Wie waren die Menschen nur auf den Gedanken gekommen, als Heim zu bezeichnen, wo mehrere zusammenlebten? Und nun gar Mann und Weib, zwischen denen von Natur aus Feindschaft lag, deren Nerven einander in wilder Gereiztheit fühlten? – Wie konnte man das Heim nennen, wo man nie man selbst sein durfte, sondern immer abgetönt nach einem andern, eingestellt auf ihn? Ja, das war doch widersinnig! Hier mußte man ja erst Heimweh bekommen, rasendes Verlangen nach einem Winkel auf der Welt, wo man so atmen, schreiten, leben durfte, wie es einem gemäß war.

Heinz sprang von seinen Gedanken gepeitscht auf und lief mit großen Schritten auf und ab. Da fiel sein Blick auf Maria. „O Verzeihung!" sagte er erschreckend.

Digitized by Google

Maria nickte ihm müde zu, in Mitleid mit sich selbst versunken. Auch ihre Gedanken liefen um ihr Zusammensein herum. Das waren nun ihre Abende! Dafür lebte man!

„Eigentlich ist es sehr schön, so zu schweigen!" sagte Friedl plötzlich. „Jeder kann seinen Gedanken nachsinnen und man ist doch zusammen!" Er sah Maria an. Ihr Lächeln tat ihm weh! — Er ballte die Fäuste, um sich zu halten, sonst hätte er zu Maria stürzen müssen und ihre Hände liebkosen, bis ihre Augen wieder lachten! — Was hatten Onkel Heinz und Tante Maria nur?

Heinz trommelte auf der Tischplatte und sagte höhnisch: „Ja, es ist sehr schön, so zu schweigen!"

Da war es Friedl, als wäre der große Wohnraum plötzlich enge und drückend. Er fühlte ein Würgen im Halse und wußte doch nicht, warum. Er ging zögernd auf Maria zu und sagte: „Ich will noch ein wenig durch die Felder gehen. Gute Nacht!"

Während er sich über ihre Hand beugte, fühlte er, daß sie zitterte. Da ließ er seine Lippen noch länger auf ihr ruhen und als er sich erhob, glühte seine Stirne rot.

Heinz gab ihm die Hand: „Geh nur, mein Junge!" Und leise setzte er hinzu: „Du weißt gar nicht, wie gut du es hast!" Friedl sah ihn verwirrt an und ging rasch hinaus.

Digitized by Google

Unten sprach Warang gerade mit dem Gärtner und lief auf ihn zu. Friedl war froh, daß er nicht allein sein mußte.

„Ich habe ein neues Lied!" sagte Warang. „Komm, ich spiele es dir vor." Und Friedl ging mit Warang tiefer in die Felder hinein. Von einigen Gruppen der Arbeiter drang schwermütiger Gesang und das Gezirp der Ketjápis.

Friedl und Warang fanden einen stillen Platz. Warang setzte seine seltsame Laute an die nackte Brust und spielte sein Lied. Es begann leidenschaftlich und endete in eine immer wiederkehrende Weise.

„Ich habe es für Lihunga gemacht!" sagte Warang. „Die Liebe ist leicht, aber das Lied ist schwer!"

„Die Liebe ist schwer!" sagte Friedl leise und barg seinen blonden Kopf zwischen beiden Händen. Warang spielte.

Digitized by Google

XXIV.

„Es gibt doch ein Erlösen und es gibt auch wirkliche Unterschiede!" sagte Heinz zu Friedl, als sie an einem der nächsten Tage durch die Felder gingen. „Ich konnte nur damals nicht zu Ende sprechen. Weißt du, es ist mir ja nur darum zu tun, daß wir alle einmal diesen törichten Hochmut verlernen, der von Beginn an glaubt, daß wir gar so sehr über allen anderen stehende Lebewesen sind. Das ist nicht wahr und aus dieser Überhebung stieg viel Leid, das die Geschichte buchte."

„Ja, Onkel, ich wollte dir auch damals gleich sagen, daß ich dir nicht ganz recht geben konnte. Es kann doch nicht das Wesentliche sein, daß uns der dunkle Urgrund unseres Seins eint, daß wir alle ein Erbe im Blute tragen, von dem nur unsere Träume wissen!"

„Nicht nur die Träume, Friedl! Denn dieser Urgrund ist immer da und manchmal erwacht er zu schrecklicher Wirklichkeit. Und ich wollte damals nur andeuten, daß es noch kein Sieg sei, wenn wir den Rest Wildheit aus Urzeiten mit Hemmungen überbauen. Da wäre dann nur die Tünche der Unterschied zwischen

uns und denen, die dem Urzustand noch näher sind."

„Wenn ich dieses Dunkle aber besiege — wirklich besiege — Onkel Heinz?" fragte Friedl mit seiner hellen Stimme.

„Ja, Friedl, das ist es eben. Bei den Meisten ist der Sieg nur Tünche, also ist ihr Loskommen nur eine Lüge. Irgend eine Probe kann diese Menschen dann in schrecklichste Nacktheit zwingen. — Nein, es gibt nur eines, Friedl, so scheint es mir wenigstens: wir müssen dieses Dunkle erkennen! Wir müssen tief in uns hineinsteigen und dürfen uns nicht ein Bild von uns machen nach dem Bilde unserer Wünsche. Und dem Dunklen, Wilden, das wir in uns erkennen, dürfen wir nicht entlaufen wollen. Dann gelingt uns vielleicht das Größte: auch unser Dunkelstes noch dem Besten in uns dienstbar machen, es nicht unterdrücken, sondern wandeln. Wir müssen das Dunkle leben und blühen lassen, aber nach einem neuen, heiligen Willen! — Ich habe das alles auch nicht so ganz gewußt, Friedl, und ich war früher auch hochmütiger. Darum bin ich dann so tief elend geworden nach diesem Kriege, als ringsumher Gier aufstand und Habsucht. Und darum habe ich nun so oft bittere Worte und will keinen Unterschied mehr sehen zwischen uns und den Malaien hier."

„Onkel Heinz, — ich denke mir oft: der liebe Gott muß unendlich Geduld haben! Und weil er so viel Geduld hat, ist er der liebe Gott!"

Digitized by Google

Heinz sah überrascht auf Friedl: „Wie meinst du das, Friedl?"

„Ich weiß nicht, ob ich es dir werde richtig sagen können, Onkel Heinz. Wir alle möchten immer, daß die Menschen und Dinge so oder so sein sollen und gewiß wollen wir damit oft das Rechte. Und da werden wir leicht ungeduldig und haben böse Worte, wenn die Menschen nicht gleich so sind, wie wir meinen. Und vielleicht gäbe es nichts Böses mehr in der Welt, wenn wir alle Gott näher wären und mehr Geduld hätten."

„Du magst recht haben, Friedl," sagte Heinz nachdenklich. „Aber für uns ist Geduld so schwer. Wir leben so kurz und wir wollen so viel!"

Friedl schwieg. Er schien mit einem Gedanken zu kämpfen. Endlich sagte er stockend: „Onkel Heinz – ich muß dir etwas sagen!"

„Nun, Friedl – was ist los?" Heinz sah Friedl an.

Da reckte sich Friedl und sah Heinz erglühend an: „Ich möchte dich bitten, du sollst zu Tante Maria gut sein – sehr gut! – Sie – sie ist oft traurig!"

„Ja, Friedl." Heinz wußte gar nicht, was er antworten sollte, so hatte ihn diese plötzliche Bitte verwirrt. „Bin ich denn nicht gut zu Tante Maria?"

Friedl schluckte einigemale, dann sagte er: „Tante Maria ist oft traurig – bitte, sei gut zu ihr!"

Da beugte sich Heinz zu Friedl herab und nahm

Digitized by Google

seine Hand. „Ich verspreche es dir, Friedl, — schon weil du vorhin das schöne Wort von der Geduld gesagt hast. — — Und — du hast Tante Maria wohl sehr lieb?"

Da riß sich Friedl los, wandte sich und lief ohne Gruß in die Felder hinein.

Heinz blieb verdutzt stehen, sah, wie Friedls fliegender Rock um eine Biegung des Feldweges verschwand und fuhr sich langsam in die Haare.

So — so war das? Friedl liebte Maria? Sein erstes Lächeln versank in einem jähen Ernst. Dieser Knabe und die Liebe, — wie eigen mußte das sein!

Und fast erfaßte Heinz ein Zorn. So hatte auch diesen schon die Not geschlagen, die brennende Not, die keinem erspart blieb?

Fast wie in Eifersucht empfand es Heinz, daß Friedl ihrer jungen beginnenden Freundschaft nun entgleiten würde in jene verheißende Ferne hinein, die die Menschen Liebe nennen.

Und Maria? Nie würde sie wissen, welch unerhörtes Geschenk dieser Knabe ihr gab, schöner und herrlicher als alles, was Frauen zu verschenken hatten.

Nie würde sie es wissen. Aber was Heinz nun viel schlimmer dünkte: nie würde Maria oder eine andere Frau solcher Liebe im letzten Sinne wert sein. Das war die Tragik jeder Knaben- und Mannesliebe.

Digitized by Google

Und Heinz sann zurück. Seine ersten Erlebnisse stiegen vor ihm auf und alles, was er an anderen gesehen. Immer wieder geschah, daß Knaben und Männer die blühenden Träume ihrer Sinne und eine Welt, die sie jenseits in einsamsten Stunden aus ihrem Hirne erschaffen, ihr königliches Wollen, hinschütteten für das Lächeln einer Frau.

Und auch Friedl würde das Häßliche erleben wie alle, alle. Die Schwärmerei für Maria würde noch sein seligstes Erleben sein, weil es ihn jenseits der Wirklichkeit hielt. Aber dann würden andere Frauen kommen und immer wieder eine, die für Friedl die Krone zu tragen schien. Und immer wieder würde er alles an diese eine wagen, immer wieder! Und von jeder würde er ärmer gehen, zerstückter in seinem Innern. Bis er es verlernen würde, einen Schimmer der geliebtesten Frau, die man niemals findet, in jenen Frauen, die ihm begegneten, zu suchen, — bis wieder einer müde wurde, alltäglich und gemein.

Woher ihm nur diese Gedanken kamen? Aber stand Friedl nicht wie die eigene Knabenzeit vor ihm, wie die Verheißung, an die er selbst einst geglaubt?

Das war das Böseste an diesem Geschehen, daß die Liebe das Sein so aufwühlte und ackerte, daß man sich in tiefsten Gründen erkennen lernte, daß man blühend wurde wie ein junger Baum und zum Zerbrechen erfüllt

Digitized by Google

mit Möglichkeiten! Daß man so litt an seinem Reichtum und so inbrünstig brannte nach einem Verschenken! Und daß es dann immer wieder geschah: Einer hob die Schale, mit sich selbst bis zum Rande gefüllt – und sie wurde Spielzeug für einen fremden Willen, der sich selbst nicht verstand.

Und das Schlimmste geschah: Was man in tausend einsamen Stunden errungen, was man geworden zwischen Schuld und Sühne, Irrtum und Erkennen, galt nichts, gar nichts der einen, der man sich schenkte.

Denn die wollte anderes, ganz anderes!

O Friedl, wie wirst du dieses Erkennen einmal ertragen? Auch dir wird die schlimmste Not der Mannesliebe nicht erspart bleiben, das bittere Erkennen, daß der Sinn der Liebe nur die Steigerung ist, die sie dir gab. Aber zwischen dir und den Frauen bleibt der Abgrund deines Andersseins, so sehr du dich sehnst!

Und in Heinz war plötzlich brennende Zärtlichkeit und viel Weh, als er an Friedl dachte. Und wäre es nicht so töricht gewesen, er wäre Friedl am liebsten nachgestürzt und hätte ihm gesagt: Bewahre dein Bestes, gib es nicht den Frauen! Bewahre es dir, oder gib es einer Arbeit für einen Hochgedanken. Aber gib es nicht den Frauen, damit es dir nicht zerstückt und verhöhnt wird zwischen ihren Händen, nach denen du dich so sehnst!

Digitized by Google

Aber seine Gedanken waren ja töricht! Konnte man einem Baum sagen: Blühe nicht! Einem Wasser: Bleibe im Walde, stürze nicht weiter!

Auch Friedl mußte seinen Weg gehen wie alle.

Und Heinz dachte in tiefer Bitterkeit an die Frau. Warum geschah das alles um sie? Weil sie schön war und weil es des Mannes Schicksal war, Schönes zu begehren? Und weil dieses Begehren noch eine andere Sehnsucht dem Stolze entreißt, die Sehnsucht, sich einmal zu verschenken!

Und Heinz dachte an sich und seine Ehe mit Maria. Ganz anders war ihr Leben gewesen, als es sonst Mann und Weib verband. Sie hatten gewagt, in Wirklichkeit zu erfüllen, wovon alle anderen nur sprachen.

Und dies wußte Heinz: Maria war die einzige Frau, mit der er eine Ehe in diesem letzten Sinne wagen durfte. Sie hatte jene Ehrfurcht vor der Liebe, die sonst nur Männer kannten. Ihr war Mannesliebe nicht nur ein Mittel zur Herrschaft.

Aber wie war es ihnen nun dennoch geschehen, daß plötzlich die urewige Feindschaft der Geschlechter zwischen ihnen erwachte? So viel Heinz zurücksann, ihm fiel kein Ereignis, kein bestimmender Augenblick ein, an den sich der Beginn dieser Feindschaft haftete.

Auch er hatte sich gegeben, auch er hatte geglaubt.

Und auch er stand nun leer und arm und trug nun

Digitized by Google

die brennende Scham im Blute, daß er so viel von sich gezeigt, daß er fremdes Leben sich so nahe kommen ließ.

Und doch: War Maria eigentlich schuldig, wie er sonst immer glaubte? Wenn er ganz tief in sich hineinsann, konnte er weder in sich noch in Maria einen ernsten Grund für ihr einander Fremdwerden finden.

Aber vielleicht taugte er überhaupt nicht zur Ehe, vielleicht ertrug er keine Bindung auf die Dauer? Vielleicht war es sein unbezähmbarer Hang zur Ungebundenheit, der nun an allen Gittern rüttelte?

Und Heinz dachte an die Jahre zurück, da er noch frei war, auch an die Jahre des Krieges dachte er, in denen der Gedanke an Maria nur eine liebe, leise Wärme in all der Härte um ihn her war. Da war das gewesen, was er jetzt so schmerzhaft vermißte. Die Luft schwang voll Möglichkeiten und jeder Tag konnte ein anderes Erfahren bringen. Sein Weg war noch nicht vorgezeichnet, sein Ziel noch nicht verschenkt. O, über die erregte Ungebundenheit dieser Zeit, die Erwartung!

Treue! Was hatten die Menschen eigentlich mit der Treue? War sie nicht Schwäche, Altsein, Müdewerden? Konnte es Tugend sein, wenn alle Möglichkeiten aufhörten, wenn man nie mehr herzklopfend vor der Gefahr stand, sich zu verlieren, sein Leben umzukehren? War

Digitized by Google

es so groß, daß man sein Leben an ein anderes hing und darin Ruhe fand? War Ruhe ein Ziel?

O, nur noch einmal so federnd sein und wie ein Pfeil, der noch bebt und nicht weiß, wohin er fliegen wird! Noch einmal zurück in Wirrnis, Erwartung, Qual, Ungewißheit!

Heinz sann erstaunt, daß er eben Friedl vor dem Leben hatte bewahren wollen. Nun neidete er ihm schon alle Qual, die noch vor ihm lag. Sein Leben war schon bestimmt, sein Leben wußte um sein Wozu. Friedl aber hatte noch das Schönste vor sich – die sehnende Not!

Digitized by Google

XXV.

Franz rief nach der Arbeit Friedl zur Seite. Er müsse mit ihm sprechen.

Friedl folgte erstaunt.

Franz führte ihn einen Seitenweg und sah sich dann scheu um, ob sie auch niemand belausche. Dann begann er flüsternd: „Du kennst doch das kleine Dorf, ganz nahe von hier, wo einige unserer Arbeiter, Toradjas, wohnen? Die Kerle haben mich schwer geärgert, sie sind auch bei der Arbeit aufsässig. Kurzum: ich will den Leuten einmal den Herrn zeigen! – Nun haben sie dort ein Geisterhaus. – Sag', Friedl, kannst du dich auf deinen malaiischen Freund verlassen?"

„Du meinst Warang?"

„Ja!"

„Ja, wir vertragen uns gut!" antwortete Friedl zurückhaltend.

„Gut!" sagte Franz. „Es handelt sich um einen lustigen Streich. Wir wollen uns als Dämonen verkleiden und im Geisterhaus verstecken. Während du verkleidet im Geisterhaus einen Riesenlärm vollführst, werfe ich große Steine auf das Reisfeld ihres

Digitized by Google

Anführers. Es wird aussehen, als wenn die Steine vom Himmel kämen. Gib acht, das gibt einen großen Spaß! Und die Leute werden Angst vor uns bekommen, denn ich werde ihnen ankündigen, daß ich ihnen die Dämonen sende. — Was, das machen wir?"

„Ich weiß nicht!" sagte Friedl zögernd. „Die Leute sind ohnehin schon so erregt! Laß das lieber, Franz! — Auch sollte man sie nicht in ihrem Glauben verspotten. Nein, das ist sicher nicht recht, Franz!"

„Ach, was Friedl!" rief Franz ärgerlich. „Du fürchtest dich wohl? — Nun, dann werde ich es eben allein machen!"

„Ich fürchte mich gar nicht!" entgegnete Friedl gekränkt. „Aber ich halte für ungerecht, was du tun willst. Für unrecht und kindisch! Die Leute haben dir nichts getan!"

„Was, — sie haben mir nichts getan?" rief Franz. „Was sie dem Herrn Rittmeister getan haben, taten sie mir! Oder ist dir das so gleichgültig, daß sie die Zeichnungen und die Patronen stahlen?"

„Das ist mir gar nicht gleichgültig!" bekannte Friedl unsicher. „Aber niemand kann sagen, daß gerade die Arbeiter dieser Siedlung die Schuldigen sind! Die Gendarmerie sucht sie schon!"

„Da können sie lange suchen!" rief Franz. „Der Wald ist groß! — Wir aber können dem Herrn

Digitized by Google

Rittmeister einen unschätzbaren Dienst erweisen. Wer sagt dir, daß die Kerle nicht wieder Übles im Schilde führen? Wer sagt dir, ob sie nicht morgen wieder einen Anschlag gegen die Anlagen planen? Jeden Tag kommen wir auf eine neue Bosheit. Die Schuldigen müssen also noch unter den Arbeitern sein oder sich doch noch in der Gegend umhertreiben. Wenn wir den Leuten aber die Meinung beibringen, daß wir mit den Dämonen im Bunde sind, werden sie sich hüten, noch etwas gegen uns zu unternehmen, denn sie sind furchtbar abergläubisch. — — Ich frage dich also nochmals, Friedl, willst du mir helfen, deinem Onkel einen großen Dienst zu erweisen?"

Friedl überlegte. Im Grunde hatte ja Franz nicht unrecht. Ein derartiger Streich konnte großen Eindruck auf die Eingeborenen machen! — Und dann, es geschah ihnen ja nichts Böses, die Steine konnten sie wieder vom Felde entfernen und ihnen persönlich tat ja niemand etwas.

„Ich weiß noch nicht recht!" meinte Friedl. „Eigentlich sollten wir doch Onkel Heinz fragen, ob er mit deinem Plane einverstanden ist. Und dann — wer weiß, ob so eine Sache die Leute nicht noch mehr erregen wird. Weißt du, mit dem Glauben anderer Menschen sollte man keinen Unfug treiben!"

„Mit dem Glauben nicht!" entgegnete Franz. „Aber

Digitized by Google

das ist doch nur Aberglauben! Und es ist nur recht, wenn sie sich erregen, umso nachhaltiger wird die Wirkung sein. Also bist du einverstanden?"

„Wozu brauchst du Warang?" fragte Friedl, der sich noch immer nicht entschließen konnte.

„Er muß bei den Toradjas sein, wenn unser Hokus-pokus beginnt. Er muß die Leute aufmerksam machen, um Hilfe schreien und ihnen das Ganze durch seine Angst noch schrecklicher gestalten!"

„Wie du dir das ausgedacht hast!" sagte Friedl und sah Franz scheu an. „Wie kamst du nur auf diese Gedanken?"

„Ich ärgerte mich sehr über die Arbeiter!" antwortete Franz ausweichend. „Und dann, – ich wollte etwas unternehmen, damit wir von den Leuten Ruhe haben und arbeiten können!"

„Ich will mit Warang reden!" sagte Friedl nachdenklich.

„Ja, – aber nur, wenn du dich auf ihn verlassen kannst!" sagte Franz eindringlich.

Friedl ging weiter, um Warang zu suchen und entdeckte ihn mitten in der Arbeit.

Warang summte leise vor sich hin, während er den Motor der Pendelsägen bediente. Friedl mußte plötzlich denken, wie seltsam es sei, daß Warang so vergnügt bei einer Arbeit war, deren Zweck er haßte. Es war

Digitized by Google

wirklich merkwürdig, wie wenig Kopfzerbrechen sich Warang in seinem Leben machte!

Friedl rief Warang auf die Seite und trug ihm den Plan des Bayern vor. Es war zum ersten Male, daß er mit Warang über die Vorfälle mit den Arbeitern sprach. Bisher hatte er dies immer vermieden, denn Warang entstammte doch diesem Volke und er wollte ihn nicht verletzen.

Warang hörte ihm ruhig zu, dann sagte er: „Ich werde dem weißen Herrn nicht helfen!"

„Ja, – aber, Warang, du mußt doch einsehen, daß der Plan gar nicht so schlecht ist? Auf diese Weise bekommen wir Ruhe vor den Leuten!"

Aber Warang schüttelte seinen dunklen Kopf. „Warang weiß, daß die Toradjas unschuldig am Diebstahl sind. Aber Franz will Pasanga. Die Männer des Dorfes wollen, daß Franz Pasanga läßt. Darum haßt Franz die Männer des Dorfes. Aber der Diener des großen Freundes hat gesagt: Du sollst dein Herz nicht an Weiber, Felder oder Büffel hängen, sonst kommt deine dunkle Stunde und du wünschst deinem Bruder Böses. Der große Freund aber will, daß wir einander nicht Übles wünschen, damit wir glücklich sind!" Warang sprach ruhig und sah Friedl dabei nicht an. Dann wandte er sich und wollte wieder zu seiner Arbeit zurück.

Aber Friedl hielt ihn fest. „Warang, – es kann ja

Digitized by Google

sein, daß Franz sich persönlich an den Männern im Dorfe rächen will, daß es ihm nur um Pasanga geht. Aber es wäre doch gut, wenn man die uns feindlichen Arbeiter ein wenig erschrecken würde, damit sie die Betriebe in Ruhe lassen. Darum bitte ich dich, mitzutun."

Warang schüttelte wieder seinen Kopf. „Auch wenn die Betriebe zerstört wären, kommt das Ziel nicht später. Es ist alles ein Weg. Der weiße Herr und Warang bekommen auch anderswo Arbeit, daß sie leben können. Geschäftigkeit macht blind!"

„Aber Warang!" rief Friedl ungeduldig. „Wir arbeiten doch hier nicht nur um zu leben! Du weißt doch, was wir erreichen wollen! Diese Anlagen sind doch die Zukunft für viele Menschen aus meiner Heimat, die arm sind und hier arbeiten werden!"

„Wenn deine Brüder an den großen Freund glauben, werden sie überall zum Ziele finden! Es ist alles ein Weg!" sagte Warang wieder gleichmütig.

Friedl wurde schon ungeduldig. Die Unbeirrtheit Warangs ärgerte ihn. „Die Toradjas und Bugis hier denken aber gar nicht so wie du!" rief er ein wenig gereizt. „Die sind sehr auf Gewinn versessen, wie wir mehrfach erlebt haben!"

„Der große Freund allein weiß, warum die Brüder verschieden sind!" entgegnete Warang ruhig.

Digitized by Google

Friedl schämte sich schon seiner Heftigkeit. Er fragte nochmals leise: „Du willst uns also nicht helfen?"

Warang verneinte stumm. „Du sollst die Wirren nicht in ihrer Wirrnis bestärken!" sagte er.

Friedl reichte Warang die Hand. „Ich will zu Franz gehen!" sagte er. „Vielleicht helfe ich ihm auch nicht. — Ich muß mir alles erst überlegen!" sagte er zögernd.

Warang nickte ihm zu und wandte sich zu seiner Arbeit zurück.

Friedl ging langsam weiter. Er erschrak, als ihm plötzlich Franz den Weg vertrat. „Nun, — was ist es?" fragte Franz gespannt.

„Warang hilft uns nicht!" antwortete Friedl. „Und ich selbst werde dir erst abends Bescheid sagen. Ich muß doch noch nachdenken!"

„Ich brauche dich nicht mehr!" sagte Franz ärgerlich. „Ich sehe schon — du bist feige! — Gehe nun heim — du bist noch zu jung zu solchen Dingen!"

Friedl wollte etwas entgegnen, dann aber wandte er sich und ging zu seiner Arbeit zurück. Den ganzen Tag kamen ihm die heftigen Worte, die Franz ihm gesagt, nicht aus dem Sinn. Wie ein Schlag brannte der Vorwurf der Feigheit, — wie ein Schlag.

Friedl saß einsilbig neben Heinz und Maria beim Abendbrot. Nur manchmal flog sein scheuer Blick zu

Digitized by Google

Maria. Wenn sie ahnte, daß man ihn heute feige genannt!

Maria und Heinz sprachen über die Vorfälle des Tages. „Es ist ganz unglaublich," sagte Heinz, „die feindlichen Arbeiter sind nicht zu fassen! Ja, ich weiß nicht einmal, ob die Böswilligen unter den Arbeitern selbst sind. Es gibt einige kleine Siedlungen im Walde, auch größere Dörfer. Vielleicht haben die Diebe dort ihre Bundesgenossen!"

„Und du glaubst wirklich, daß die Engländer – –?"

„Ja, Maria! Ich bin davon überzeugt!" sagte Heinz. „Diese Arbeiter, die sich Franz in seiner Dummheit in Paloppo anhängen ließ, waren Agenten, die uns nur zu dem Zwecke gesandt wurden, damit sie die Eingeborenen gegen uns aufwiegeln. – Aber nun wäre es mir wirklich schon lieber, es käme einmal zum offenen Kampf! Diese ewigen Reibereien sind nicht mehr zu ertragen!"

„Hat es heute wieder etwas gegeben?" fragte Maria.

„Natürlich!" rief Heinz. „Wann ginge nur ein Tag ohne Ärger vorüber? Als die Arbeiter heute morgens kamen, fanden sie zwei Sägen zerbrochen. Und wieder war es unmöglich, auch nur den Schein einer Spur zu entdecken. Es ist zum Verzweifeln!"

„Nun, ich wäre wirklich froh, wenn diese Dinge einmal aufhörten!" sagte Maria. „Ich werde nun einmal die geheime Angst nicht los, daß es nicht bei diesen

Digitized by Google

kleinen Verfolgungen bleiben wird, daß sich einmal auch ein Anschlag gegen dich – oder mich richten könnte! – Dschinolu –"

„Ach, Dschinolu! – bitte, erzähle mir nicht von ihr! Dschinolu ist ein altes Weib und die Eigenschaften alter Weiber sind auf Celebes dieselben wie in Europa." Heinz trommelte erregt mit den Fingern auf den Tisch.

Maria sagte gekränkt: „Nun, – ich werde nie mehr über Dschinolu sprechen. – Ich fürchte nur, daß meine Angst doch nicht so unbegründet ist!"

Da stand Friedl auf. In seinem blassen Gesichte glühten die blauen Augen fast schwarz. Er küßte Maria schweigend die Hand. Heinz sah ihn zerstreut an und nickte ihm zu.

Friedl ging hinunter und suchte Franz in seinem Zimmer auf. Franz war gerade damit beschäftigt, allerlei geheimnisvolle Dinge zu sich zu stecken. Überrascht sah sah er auf. „Nun?" fragte er.

„Ich gehe mit!" sagte Friedl kurz.

Franz sagte lachend: „Na also! Es wird einen Heidenspaß geben!"

Während der Wanderung gegen den Wald zu erzählte Franz lustige Geschichten von ähnlichen Streichen. In seinem bayrischen Heimatdorf hatte er sich einmal als Teufel verkleidet. Jawohl! O, das war ein Hauptspaß gewesen! Wie die Mädchen da geschrien hatten!

Digitized by Google

Nur das eine war dann unangenehm gewesen, der Pfarrer hatte von dem Streiche erfahren und da hatte es ein gutes Donnerwetter gesetzt.

Durch die lustigen Reden seines Begleiters verlor Friedl seine letzten Bedenken. Schließlich, was war denn dabei? Es war ein Streich wie mancher andere, von dem er in fröhlichen Büchern gelesen. Und er konnte etwas so Gutes bewirken mit ihm. – Maria! – Wie blaß sie heute gewesen war! Nein, sie sollte sich nicht weiter bangen müssen! Er, Friedl, war ja da und er ging nun daran, sie von ihrer Angst zu befreien.

Was Maria wohl sagen würde, wenn sie von dem Gelingen des Streiches erfahren würde? Nun, ein wenig lächeln würde sie wohl und auch ein ganz wenig froh sein, daß die Malaien nun vor den weißen Herren Angst hatten, weil sie sie mit Dämonen verbündet glaubten. Friedl malte sich schon ordentlich aus, wie er Maria alles erzählen würde.

Ehe sie vor das Dorf kamen, entwickelte Franz seinen Plan. „Du hängst dir die weißen Tücher um und bestreichst dir das Gesicht mit der Lösung, die ich hier im Fläschchen habe. Da wird es unheimlich leuchten. Dann pfeifst du auf der Sirene – – oder nein! Wir werden das anders machen. Ich werde mich verkleiden, werde einen wahnsinnigen Tanz aufführen. Und du brauchst nur abwechselnd auf der Sirene pfeifen und Steine auf das Feld werfen!"

Digitized by Google

Friedl mußte nun fast lachen. Eigentlich war der Plan doch wirklich lustig!

Dann trennten sich Franz und Friedl. Friedl schlich zum Geisterhaus und tat wie ihm Franz geheißen. Die vorübergehenden Toradjas, die Franz erblickten, liefen mit großem Geschrei davon. Das phosphorisierende Gesicht des Dämons und die klagenden Töne der Sirenen taten ihre Wirkung. Eine furchtbare Erregung ergriff das ganze Dorf. Die Leute liefen und fielen durcheinander, sprangen in die Hütten, aus ihnen wieder auf den Platz. Große Steine hagelten auf das Feld des Häuptlings.

Friedl erfaßte Scham. Alle erzwungene Freude an dem Streich war verflogen. Er verstand sich plötzlich gar nicht. Wie hatte er da nur mitgehen können? Wie hatte er sich nur dazu hergeben können, diese Menschen so zu erschrecken?

Und eigentlich schien sich die Wirkung rasch zu verflüchtigen? Die Männer, zuerst durch das Geschrei der Weiber und Kinder irre gemacht und auch augenblicklich erschreckt, begannen sich nun in kleinen Gruppen zu sammeln und sahen mit heftigen Gebärden in die Richtung, woher die seltsamen Töne kamen und immer wieder das grün leuchtende Antlitz von Franz auftauchte.

Doch was geschah da? Friedl sah entsetzt in der Richtung zu Franz. Ein Weib lief halbnackt, schreiend

Digitized by Google

über das Feld des Häuptlings. Und Franz sprang aus seinem Versteck, faßte das Weib und sprang in großen Sprüngen mit dem laut schreienden Weibe davon. Ein Schrei des Entsetzens und der Wut klang durch das Dunkel. Die Toradjas schrien und tobten auf dem großen Platze vor den Hütten.

Friedl, der sich unbeobachtet sah, kroch aus dem Geisterhaus und lief in die Nacht hinaus, immer weiter. Atemlos blieb er endlich stehen. Also das, das wollte Franz? Dem galt der wüste Scherz? – Scham und Zorn brannte in Friedl. Mißbraucht und verhöhnt fühlte er sich.

Er wartete, um Atem zu holen. Dann lief er stolpernd weiter. Endlich lag der Wald hinter ihm. Aufatmend blieb Friedl stehen. Was nun? Was würde nun geschehen? Er legte die Hand an die feuchten, wildklopfenden Schläfen.

Nein, bis nach Hause laufen konnte er nicht. So fiel er nun in einen scharfen Wandertakt. Der beruhigte ihn etwas und half ihm sein Denken ordnen. Das, was Franz da getan hatte, war doch einfach gemein! Nein, alles, der ganze wüste Scherz, war häßlich gewesen! O, hätte er nur nicht mitgetan!

Friedl dachte plötzlich an Warang. Wie recht der gehabt hatte!

Nun sah Friedl schon die Lichter des Hauses. Maria

Digitized by Google

fiel ihm ein, aber er verscheuchte den Gedanken mit Macht. Scham und Zorn würgten ihn. Lächerlich und entehrt kam er sich vor. – Wie hatte er sich nur zu diesem Streich hergeben können? Nun war er der Helfer einer häßlichen Tat gewesen, nun war er mitschuldig an dem Überfall auf dieses Weib. Ekel schüttelte ihn.

Heimlich wie ein Dieb schlich sich Friedl in das Haus. Er entkleidete sich im Dunkel und fiel müde und schamzerwühlt auf sein Bett. Schluchzend schlief er ein.

Digitized by Google

XXVI.

Als Heinz am nächsten Tage sich von Maria verabschiedet hatte und den schmalen Weg zum Gartentore hinabging, wo Franz mit den Pferden wartete, vertrat ihm Dschinolu den Weg. Heinz sah erstaunt in die dunkelglühenden Augen der Alten. Die Runzeln in ihrem verwelkten Gesichte zitterten wie ihre Hände, die sich in seinen Arm krallten. „Was ist, Dschinolu?" fragte Heinz erstaunt.

„Weißer Herr! — O, weißer Herr!" keuchte Dschinolu. „Dschinolu hat so große Bitte!"

„Nun, so sprich!" sagte ungeduldig Heinz. „Was ist denn geschehen?"

„Weißer Herr — nicht in den Wald gehen! — große Gefahr wartet auf den weißen Herrn. Arme weiße Frau wird weinen!"

„Aber Unsinn!" Heinz wollte sich ärgerlich losmachen, aber Dschinolu krallte ihre Hände nur noch fester in seinen Arm. — „Also," rief Heinz. „Was ist? Welche Gefahr droht mir?"

„Sie wollen das Blut des weißen Herrn!" flüsterte Dschinolu und sah sich scheu um.

Digitized by Google

„Woher weißt du das?“ herrschte sie Heinz an.

Aber Dschinolu rief nur immer wieder: „O, weißer Herr! nicht in den Wald gehen! Sie wollen das Blut!“

„Nun!“ Heinz sah zweifelnd in das erregte Antlitz der Alten. „Das ist doch seltsam! — In den Wald muß ich nun erst recht, — aber,“ er winkte Franz herzu, „hallo, Franz, laß Friedl bei den Pferden! Komm einmal her!“

Als Franz näherkam, rief Dschinolu noch einmal heiser: „O ,weißer Herr — sie wollen Blut!“ Dann lief sie rasch in das Haus.

„Du, Franz,“ sagte Heinz, „da scheint etwas nicht ganz richtig zu sein. Ich bin gewiß keiner, der auf alte Frauen etwas gibt, — aber Dschinolu war so erregt — nun, was hast du denn, Franz, du wirst ja ganz bleich?“

„O, nichts, Herr Rittmeister!“ sagte Franz und wischte sich mit dem Ärmel über die Stirne. „Es ist nur — ich habe wenig geschlafen heut nacht!“ — Er versuchte zu lächeln.

„Du solltest dich schämen!“ sagte Heinz ernst. „Wie kann man sich als Weißer mit diesen Schwarzen abgeben. Pfui Teufel!“

„Herr Rittmeister wissen?“ fragte Franz, wieder erblassend.

„Nun, das ist wohl kein Kunststück!“ antwortete Heinz. „Deine Streiche kennt man doch schon! — Es würde

Digitized by Google

mir viel besser gefallen, wenn du öfters Urlaub nach Paloppo erbitten würdest – dort gäbe es sicherlich auch weiße Frauen!"

„Ja, – ich will nie mehr ein schwarzes Weib anrühren!" sagte Franz so ernst, daß ihn Heinz ganz betroffen ansah. Dann sagte Heinz: „Also höre einmal, Franz! Es kann ja sein, daß alles nur törichte Plaudereien dieser Dschinolu sind. Aber wir wollen doch auf unserer Hut sein! – Es scheint sich da allerlei im Walde vorzubereiten. Wir werden heute nicht nur unsere Pistolen mitnehmen. Hole für jeden von uns einen Karabiner, auch für Friedl. Der Junge schießt recht gut. Man kann nicht wissen, was uns oben erwartet!"

Franz nickte stumm und ging in das Haus, um den Befehl auszuführen.

Heinz sah ihm kopfschüttelnd nach. Was war nur in den Franz gefahren? Vier Jahre Krieg hatten sie miteinander erlebt und Franz hatte in mancher bösen Stunde Mut bewiesen. Und heute erbleichte er vor der bloßen Möglichkeit einer Gefahr? Und wie verstört er um sich blickte? Ja, ja, das waren die Tropen! Die waren nicht für jedermanns Nerven! Und diese dunklen Frauen! Nein, daß sich sein biederer Älpler mit ihnen abgab, das war doch fast nicht zu verstehen. Brr. –

Die drei Reiter sprachen wenig auf dem Wege in das Innere des Waldes. Als sie im Walde an jenen

Digitized by Google

Seitenweg kamen, der zu dem Dorfe führte, versuchte Franz, Friedl zuzunicken. Der aber sah starr geradeaus, zwei steile Falten lagen um seinen jungen Mund.

Und weiter ging es in den Wald hinein.

„Nun, — wo bleibt denn heute der Pferdejunge?" fragte Heinz erstaunt, als sie den Beginn des Pfades zu den Arbeitsstätten erreicht hatten.

Der kleine Malaienjunge trat hinter einem Holzstoß hervor. Heinz sah, daß er zitterte. „Was ist denn los?" fragte er.

„Sie kämpfen!" flüsterte der Junge und sah sich scheu um.

„Wer kämpft!" rief Franz und tastete nach seiner Pistole.

„Die Arbeiter, Herr!" berichtete der Pferdejunge leise. „Es sind ihrer eine ganze Menge. Sie haben einen Teil der Anlagen zerstört!"

„Was haben sie zerstört?" Heinz schrie es fast.

Der Junge legte den Finger mahnend an den Mund. „Die zwei Motoren sind umgeworfen. Die Baracke des Herrn ist niedergebrannt. Nun kämpfen sie."

„So ist ein Teil der Leute für mich?" fragte Heinz.

„O ja, weißer Herr. Viele Arbeiter sind für dich. Aber viele Arbeiter sind gegen dich! Sie wollen das Blut der weißen Herren. Sie wollen alles zerstören, damit im Wald niemand mehr ist als sie."

Digitized by Google

„Wo kommen wir zu den getreuen Leuten?" fragte Franz.

„Die weißen Herren müssen warten," sagte der Junge. „Ich will die Pferde verbergen. Dann führe ich die weißen Herren. Sie warten am Wege, — wir müssen anderen Weg, keinen Weg, gehen!"

„Gut!" nickte Heinz. „Wir warten!"

Heinz, Franz und Friedl lagerten sich und lockerten ihre Pistolen.

„Nun geht es los!" frohlockte Friedl. „Nun werden wir ihnen zeigen! — Es ist viel besser so!"

„Es ist viel besser so!" nickte auch Franz. „Nun wissen wir wenigstens, wie wir daran sind! Mit den Schuldigen werden wir schon fertig werden. Unsere Waffen werden ihnen Achtung beibringen!" Ein wilder Haß schlug aus seiner Stimme.

„Ich möchte nur wissen, womit man die Leute so aufgewiegelt hat?" sagte Heinz nachdenklich. „Eigentlich haben doch die Arbeiter keinen Grund zum Haß, der Blut will!"

„Sie sagen, du verhöhnst ihre Götter!" sagte der malaiische Junge. Unhörbar war er wieder zwischen die drei getreten, die ihn erstaunt sahen.

„Sie sagen, du hast Wegzauber zerstört mit deinen Arbeiten, du hast Dämonen beleidigt. Sie sagen, die weißen Herren haben ein Weib geraubt und die Toradjas verhöhnt!"

Digitized by Google

„Ein Weib?" Heinz sah scharf auf Franz. Der senkte schuldbewußt den Kopf.

„Pasanga hat alles erzählt," berichtete der Knabe weiter. „Sie sagte, kein Dämon hätte das Reisfeld verwüstet. Der weiße Herr, der mit ihr schlief, hat alles getan und hätte verbotenen Zauber getrieben, um Pasanga zu küssen. Sie sagen, der eine der weißen Herren hat den heiligen Ort entweiht. Und sie sagen auch —" der Junge neigte sich tief zu den Lauschenden, „es ist ein weißer Herr in Paloppo. Er ist mächtiger als die weißen Herren des Waldes. Er hat Geld und viele Ware. Und Geld und viele Ware gibt er armen Arbeitern, die Anlagen zerstören und Zeichnungen bringen oder verbrennen! — Es sind aber die anderen Arbeiter, die sagen, daß sie bei dir bleiben, weißer Herr. Und sie sagen: Was ist das, ein Weib? Der weiße Herr hat ihr Geschenke gegeben wie wir. Und es ist gut, daß er die Toradjas erschrecken wollte, denn sie sind hochmütig und unsere Götter lieben sie nicht. Und wir haben schon oft mit ihnen gekämpft. Und diese Arbeiter wollen bei dir bleiben und dir helfen, die anderen vertreiben!"

Atemlos hatten die drei zugehört. Heinz erhob sich: „Es ist schließlich gleichgültig, was zum Ausbruch führte," sagte er. „Das ist keine Entschuldigung für dich, Franz," fügte er hinzu. „Aber nun sehen wir wenigstens klar! — Also führe uns, Junge — wir werden schon sehen!"

Digitized by Google

Der Junge legte wieder seinen Finger warnend an den Mund und ging voraus. Schweigend folgten ihm die anderen. Nimmermehr hätten sie sich selbst in dieser Wildnis zurechtgefunden, durch die sie der Knabe führte. Er aber schien jeden Baum und jede tote Wurzel zu kennen. Lange ging es so durch Gestrüpp und man hörte nichts als die Arbeit der Buschmesser und den Atem der Wandernden.

Da drang von ferne Geschrei an ihr Ohr. Der Junge wies mit der Hand in eine Richtung. „Unsere Leute!" sagte er. Nun schlichen sie sich langsam heran. Der Junge lief einige Schritte voraus. „Sie sind allein! Ihr könnt unbesorgt kommen!" Heinz, Franz und Friedl traten zu den Arbeitern. Alle waren bewaffnet. Es war keiner, der nicht einen Kris in den Händen hielt. Ein Aufseher trat vor: „Wir haben sie hier hinausgeworfen!" berichtete er stolz.

Heinz sah umher. Die Sägen lagen auf dem Boden, einige waren zerbrochen. Die beiden Motoren lagen umgestürzt. Franz sah sie an. „Es ist nicht viel geschehen!" sagte er aufatmend.

Der Aufseher berichtete weiter. „Hier sind die Zeichnungen, Herr!" sagte er und überreichte Heinz einige übel zugerichtete Papiere. „Ich habe den Räuber getötet. — Aber die Hütte ist verbrannt."

Heinz schenkte dem Aufseher sein schwedisches Messer.

Digitized by Google

„Du wirst noch vieles von mir bekommen!" sagte er und barg die Zeichnungen glücklich in seiner Tasche.

„Sie sind nun bei den Anlagen, wo die Patronen sind!" berichtete der Aufseher weiter. „Wir konnten sie nicht verjagen, denn wir mußten uns verteilen, um die anderen Maschinen zu schützen."

„Es gab schon Tote?" fragte Friedl scheu.

„Ich habe einen erschlagen!" bekannte der Aufseher stolz. „Sie haben einige Verwundete. – Bei uns ist nur einer verwundet – an der Schulter, es ist nicht schlimm!"

„Nun, wir werden ihnen schon noch einige zu ihren Vätern senden!" sagte Franz. Friedl sah scheu zu ihm auf. Er mußte daran denken, daß hier im Walde schon ein Toter lag.

Heinz überlegte einige Zeit, dann gab er seine Befehle. Er zählte die Arbeiter, die mit ihm kämpfen wollten. Dann verteilte er sie. Eine Anzahl blieb zurück, um die einzelnen Anlagen zu bewachen. Er wollte mit Franz, dem Aufseher und einigen Arbeitern einen Angriff gegen die Luftverflüssigungsanlagen machen, um diese zu befreien.

„Was darf ich tun?" fragte Friedl, den die knappen Befehle seines Onkels begeistert hatten.

„Ich will auch kämpfen!"

Heinz sah einen Augenblick zögernd auf Friedl. Friedl war noch so jung! Ja, aber er konnte keinen sparen, der mit Pistole und Karabiner umzugehen verstand.

Digitized by Google

„Wir können nicht wissen, wie der Angriff ausgehen wird!" sagte Heinz. „Ich habe für dich eine schöne Aufgabe. Während wir uns von vorne an die Anlagen heranpirschen und sie dann stürmen, machst du den Umweg über den Waldrücken. So bleibst du im Rücken der Aufständischen. Von einem Baum, — oder im Moose, kannst du alles beobachten. Du hast ja Gewehr und Pistole — da kannst du uns decken, wenn wir fliehen müssen. Aber gib keinen Schuß ab, wenn es nicht nötig ist. Wir müssen Munition sparen und können erst dann einen von uns entbehren, daß er die Gendarmerie in Paloppo verständigt, bis die Anlagen in unserer Hand sind!"

Friedl nickte. Eigentlich war er enttäuscht, daß er nicht bei dem Angriffe dabei sein durfte, — aber er sah doch ein, daß ihm Heinz eine wichtige Aufgabe zugeteilt hatte.

„Und wie lange soll ich auf meinem Posten bleiben?" fragte er noch.

„Bis ich dich rufe, Friedl!" antwortete Heinz. „Auch wenn wir die Anlagen haben, mußt du noch bleiben, denn du übersiehst von der Anhöhe die Gegend ringsum und kannst uns vor einem Überfall schützen! — Also — mach deine Sache gut!"

„Ja, — Onkel Heinz!" nickte Friedl. Seine Augen glühten vor Begeisterung.

Friedl hing den Karabiner über den Rücken und machte sich auf den Weg. Nun kam ihm zustatten, daß

Digitized by Google

er die Umgebung der Arbeitsstätten so genau kannte! Diese Waldgegend, die von der Anhöhe herab zu dem abgeholzten Waldgrund führte, kannte er genau, hatte er doch hier jede freie Stunde verbracht.

Scharf um sich blickend, zog er seines Weges. Nun gab es also endlich offenen Kampf! Der war freilich besser, als dieser entnervende Kleinkrieg in der letzten Zeit! Es konnte ja nicht lange dauern, bis sie mit den Aufständischen fertig waren! Und dann war wenigstens wirklich Ruhe und den Wald würde wieder das ruhige Ticken der Motoren, die lustigen Explosionen der Patronen und das Knarren der Sägen erfüllen. Jetzt fühlte er sich Heinz ganz nahe in diesem Geschehen. Sie kämpften beide für dasselbe. Der Arbeit galt ihr Kampf und dem Gelingen ihrer Pläne. Das Wort Deutschland rauschte in Friedl, groß und tief wie der Sang einer Orgel. Ja, so ferne sie der Heimat waren, sie kämpften für Deutschland. Sie kämpften dafür, daß diese Anlagen, die deutscher Wille und deutscher Fleiß geschaffen, ihrem Sinne zugeführt werden konnten, daß deutsche Menschen, denen die Heimat nicht mehr genug Brot und Verdienst geben konnte, hier deutsche Erde fanden, auf der sie der Heimat dienen konnten.

Warum ihm nur immer wieder der Tote einfiel, sann Friedl. Er hatte ihn doch nicht einmal gesehen?

Digitized by Google

Es war doch überall im Leben so, das alles war doch nicht zu ändern? Warum zerstörten die Arbeiter die Anlagen? Warum waren sie so voll Haß gegen Heinz und seine Arbeit? Es war ja richtig, Franz hatte die Toradjas schwer gereizt. Und Friedl dachte nur mit Beschämung an das häßliche Geschehen, dessen Zeuge er gewesen. Aber der Haß war ja schon früher gewesen. Der Haß, die Diebstähle, die heimlichen Zerstörungen an den Maschinen! Und Franz hatte doch auch gesagt, daß ihm die Toradjas vieles angetan hatten?

Friedl ärgerte sich. Was dachte er überhaupt darüber nach? Die Arbeiter hatten heute die Anlagen überfallen und nun galt es, die Arbeit von Onkel Heinz zu schützen. Und hatte der Pferdejunge nicht gesagt, daß ein Herr in Paloppo die Arbeiter aufgehetzt hatte? Auch Heinz hatte öfters schon solche Andeutungen gemacht? Wer weiß, was sich da für geheimnisvolle Dinge verbargen?

Plötzlich fiel Friedl Maria ein. Das war wie eine Flamme, die ihn aus allem Grübeln riß. Ja, auch um Maria ging es! Das war der Weg, um ihr die Ruhe wieder zu geben. Wie würde sie sich freuen, wenn es ihnen gelungen, die Aufständischen zu zerstreuen! Wenn es sich nur ergab, daß auch er kämpfen durfte! O, nun würden sich alle Träume erfüllen! Denn nun durfte er dann vor Maria hintreten und ihr sagen, was er getan, was er gewagt! Maria! –

Digitized by Google

War es nicht aufwühlend schön, bewaffnet auf diesen geheimen Wegen zu gehen und auf den Lippen den Namen Marias zu tragen? In Kampf hinein und Gefahr! Friedls Herz schlug und hämmerte in einem jähen Glück.

Nun hatte er die Anhöhe erreicht! Friedl blieb einen Augenblick atemschöpfend und lauschend stehen, dann schlich er vorsichtig und gebückt weiter. Er ärgerte sich, wie viel Lärm sein Gehen noch immer verursachte. Da waren ihm die Eingeborenen weitaus über.

Friedl kletterte den Waldhang von der anderen Seite langsam bis zur Mitte herab. Nun sah er die Baracken der Anlagen greifbar nahe vor sich und hörte das erregte Schreien der Arbeiter. Noch näher schlich er an sie heran und warf sich in das Gras. Von hier konnte er den Kampf gut beobachten. Friedl wartete angespannt. Er wartete lange.

Plötzlich brach aus dem Buschdickicht nicht weit vor den Anlagen wildes Kampfesgeschrei. Die Getreuen von Heinz stürmten gegen die Baracken an. Friedl konnte das dichte Handgemenge mit den Augen nicht entwirren, er sah nur Knäuel dunkler Gestalten, hörte Schreien, Wehrufe, Achzen. Ein Grauen kroch an ihn heran. Aber Friedl wehrte sich. Fest umfing er den Schaft seines Karabiners. Er war hier auf seinen Platz gestellt, er hatte seine Pflicht.

Digitized by Google

Und schon knatterten die ersten Schüsse. Eine jähe Ruhe folgte ihnen. Eine Ruhe, die Friedl beklemmend an das Herz griff. Aber da stürmten auch schon die Arbeiter, von Franz geführt, neuerdings gegen die Baracken. Der Kampfplatz wurde immer größer. Einige Aufständische rannten gegen das Gebüsch, aus dem Heinz schoß. Er sprang hervor und schoß einen nieder. Die anderen wichen zurück.

Aber nun? Friedls Herzschlag setzte einen Augenblick aus, — ein Toradja schlich hinter Franz. Franz schien ihn nicht zu hören, — o, Friedl wußte, wie unhörbar die Eingeborenen schleichen konnten. Friedl sah zu Heinz hinüber. Heinz rang mit zwei Eingeborenen. Und immer näher kam der Toradja an Franz. Da — Friedl riß den Karabiner an die Backe und drückte los. Einen Augenblick schloß er die Augen. Dann sah er wieder hinab. Franz hatte sich erstaunt umgewendet, — er sah nun den Malaien, der sich am Boden wälzte.

Aber nun begannen die Aufständischen zu weichen. Friedl sah mit Anspannung aller Sinne zu, die Arme um das Gewehr gekrampft. Und nun rannten die Eingeborenen schon den Hang hinab. Friedl atmete auf. Aber warum — aber Franz! Friedl wäre am liebsten von seinem Versteck geeilt und hätte Franz die Waffe entrissen. Wozu schoß er denn noch hinter den Fliehenden her? Friedl hielt sich die Ohren zu.

Digitized by Google

Dann schämte sich Friedl. Gewiß, er war ja fast feige. Das waren doch die Feinde! Was für dumme Empfindungen hatten ihn da angefallen?

Nun sah er wieder ruhiger zu den Baracken hinab. Heinz und Franz durchsuchten die Anlagen. Aber dort, — das war doch Warang? Wo war nur Warang plötzlich hergekommen?

Friedl sah erstaunt Warang zu, der furchtlos auf dem Platz vor den Baracken umherging und sich manchmal bückte. Nun trat Franz auf ihn zu mit erhobenem Karabiner, — Friedl erblaßte.

Aber Franz ließ den Karabiner schon wieder sinken. Natürlich! Warang hatte ihm doch nichts getan!

Friedl sah, wie Warang immer wieder auf dem Platz umherging und da und dort stehen blieb. Was tat er nur? — Ach, die Verwundeten! Friedl verstand plötzlich. — Das war aber schön von Warang! Er gab ihnen wohl Wasser?

Da ertönte ein schriller Pfiff. Ach, das Zeichen von Heinz. Und schon sah Friedl einen Malaien in der Richtung zu sich den Waldhang emporklimmen. Friedl erkannte den Aufseher. Er wurde abgelöst.

Friedl sprang in großen Sätzen zu den Baracken hinab. Franz trat ihm zuerst entgegen und drückte ihm die Hand.

„Der dort," er wies mit der Hand auf einen Malaien

Digitized by Google

der seltsam verkrümmt im Grase lag, – „vor dem hat mich wohl deine Kugel bewahrt!"

Friedl nickte. Er wagte es nicht länger in der Richtung von Franzens Hand zu sehen.

Heinz stand vor den Baracken und lachte: „Nun, wir haben gute Arbeit gemacht! – Die Kerle sind davon und werden wohl nicht so bald wieder kommen!"

„Die Anlagen sind frei!" sagte Friedl, aber plötzlich erschienen ihm seine Worte verlegen und gespreizt. Er sah zu Warang hinüber.

„Dein Freund verbindet die Verwundeten!" sagte Heinz. „Nun, er hat nicht viel zu tun. Die Toradjas haben ihre Verwundeten mit sich mitgeschleift. Nur die Toten und einige Verwundete ließen sie liegen."

Friedl dachte wieder mit Grauen daran, daß Franz den Fliehenden noch einige Kugeln nachgesandt hatte.

Heinz sagte: „Bleibe nun hier, Friedl. – Der Aufseher wacht oben. Ich lasse dir noch einige Leute hier. – Franz und ich wollen sehen, ob nun überall Ruhe ist."

Einige Arbeiter lagerten sich vor der Hütte. Heinz gab Friedl die Hand. „Leb' wohl und gib mir auf Warang acht. Ich traue ihm nicht, denn er weigert sich, sich unseren Bewaffneten anzuschließen. Allerdings, auf der anderen Seite hat er auch nicht gekämpft. Scheint ein Waschlappen zu sein!"

Digitized by Google

Heinz und Franz gingen.

Friedl ging über den Platz auf Warang zu. Warang sah kaum auf. „Du kannst Wasser holen!“ sagte er zu Friedl und wies auf ein Gefäß, das neben ihm stand. Dann beugte er sich wieder über einen Verwundeten, der leise stöhnte.

Friedl ärgerte sich ein wenig über Warangs kurze Art, dann nahm er aber doch den Krug und eilte zu dem Brunnen hinüber, den die Arbeiter unweit des Flusses gegraben hatten. Eilig kam er mit dem gefüllten Kruge zurück. Warang nickte nur. Dann sagte er: „Der Diener des großen Freundes lehrte mich, wie man Wunden verbindet. Aber es ist sehr schwer.“ Warang hatte breite Streifen roh gewebten ungefärbten Gewebes neben sich liegen und legte dem Verwundeten einen Verband an.

So schritten sie von einem zum andern und Friedl half Wunden waschen und verbinden. Warang sprach mit den Anhängern von Heinz und diese versprachen, abends, wenn es möglich sei, die eigenen Verwundeten in die nächste befreundete Siedlung, die feindlichen Verwundeten auf die Waldstraße hinab zu bringen, damit sie von ihren Freunden geholt werden konnten. Die Toten aber versprachen sie zu begraben.

Dann setzten sich Friedl und Warang unweit der Baracken, um auszuruhen. Warang schwieg lange und

sah nur immer wieder auf den Karabiner, den Friedl über den Rücken trug.

„Ich bin sehr froh!" sagte Friedl, den das Schweigen Warangs bedrückte. „Wir haben die Aufständischen verjagt. Vielleicht wird nun wirklich Ruhe sein. Wenn nicht, dann müssen wir eben weiter kämpfen, bis wir endlich wieder ruhig arbeiten können."

„Warang trauert um seine Brüder!" sagte Warang leise. „Sie sind im Haß hinübergegangen."

Da schwieg auch Friedl und seine Siegerfreude verdunkelte sich.

„O, wie klug ist der große Freund!" sagte Warang und es war als spräche er für sich allein. „Du sollst dein Herz nicht hängen an Weib oder Felder oder Büffel. Sonst kommt deine dunkle Stunde und du wünschst dem Bruder Böses."

„Aber Warang!" entgegnete Friedl. „Wir konnten wirklich nicht anders. Wir wurden überfallen!"

„Du sollst nicht töten! sagte der große Freund," sprach Warang schwer. „Er sagte nicht: Du sollst töten, wenn du überfallen wirst. – Und sie kamen zu Warang und sagten: Die weißen Herren verhöhnen die Götter, sie rauben die Frauen und zerstören unsere Felder. Und sie sagten, die weißen Herren wollen uns aus dem Tale vertreiben und aus den Dörfern, denn sie sind gierig nach Gold und ihnen gilt das Leben der Toradjas

Digitized by Google

nichts. Und sie sagten, Warang solle ihnen helfen, die weißen Herren zu vertreiben. Aber Warang sagte, er werde nicht helfen. Da schlugen sie Warang und drohten ihn zu töten. Aber Warang war ruhig und dachte an den großen Freund!"

„Aber Warang!" rief Friedl. „Dein großer Freund sagte auch, daß wir den Bedrängten helfen sollen und kein Unrecht dulden dürfen!"

Warang schüttelte seinen Kopf. „Den Bedrängten hilft nicht Mord und Böses. Und der große Freund sagte, nur er dürfe richten."

„Und doch richtest auch du!" entgegnete Friedl triumphierend, „denn du siehst mit bösen Augen auf meine Waffe und nennst mich sicherlich böse, weil ich getötet habe, so wie es meine Pflicht wollte."

Warang schüttelte wieder den Kopf. „Warang hat nur geschwiegen!" sagte er. „Warang ist traurig."

„Und was sollten wir tun," fuhr Friedl fort, „wenn sie uns alle Anlagen zerstören und die Arbeit hier unmöglich machen?"

„Es ist alles nur ein Weg!" antwortete Warang leise. „Die weißen Herren können auch anderswo arbeiten."

„Und wenn uns dort wieder dasselbe begegnete?" fragte Friedl hartnäckig weiter.

„Der Diener des großen Freundes sagte, es sei besser,

Digitized by Google

unrecht zu leiden als unrecht zu tun," antwortete Warang langsam. „Aber Warang ist nicht klug. Warang weiß nur: Geschäftigkeit macht blind! Und Warang ist traurig über die weißen Herren, die Macht haben und vieles können, was Warang nicht kann und doch arm sind, weil sie gehängt sind an ein Ding, für das sie kämpfen und töten müssen. Warang ist glücklich, weil er nichts besitzt. Er muß nicht kämpfen und nicht töten."

Friedl schwieg. Nein, es war sinnlos, mit Warang darüber zu sprechen. Warang war zu sehr anders. Und vielleicht hatte es Warang auch viel leichter, weil er arm war im Innern und außen, weil nichts ihn zu einer Tat riß. Wenn man sich an keine Tat gab, — ja dann wurde man nie schuldig. In keinem Sinne. Das verstand Friedl nun.

Aber da war etwas in ihm, das wehrte sich gegen Warang. Und Friedl sagte plötzlich ja zu seiner Tat und zu der Pflicht, die ihn dazu gezwungen. Ja, er würde es schwerer haben als Warang. Aber er wollte dem Leben nicht ausweichen! Er wollte nicht. Und auch dann nicht, wenn es ihn zwang, schuldig zu werden.

Und Friedl gab Warang die Hand und lächelte. Dann ging er wieder zu den Baracken und setzte sich vor die Türe. Ein Vogelschrei schrillte durch die Stille. Friedl wußte nicht, war das ein Schrei der Liebe oder des Todes?

Digitized by Google

XXVII.

Franz ließ sich den gefangenen feindlichen Arbeiter, der ihn zu sprechen wünschte, vorführen. Franz und Friedl standen bei Heinz, als der Aufseher den Gefangenen brachte. Heinz befahl, ihm die Fesseln zu lösen.

Der Gefangene rieb sich die von den Fesseln schmerzenden Glieder und sah Heinz unsicher an.

„Sprich nur!" sagte Heinz ermunternd. „Es geschieht dir nichts!"

Und der Gefangene erzählte. „Ich bin aus einer kleinen Siedlung oben im Walde. Und ich arbeitete in deinen Diensten seit du hier bist, weißer Herr!"

„Und hattest du dich jemals zu beklagen?" fragte Heinz.

Der Gefangene schüttelte den Kopf. „Wir liebten alle deine Arbeit. Anfangs nicht sehr, aber dann gefiel sie uns. Da kamen einige deiner neuen Arbeiter zu uns hinauf und sagten: Ein großes Schiff ist unterwegs mit weißen Arbeitern. Sie kommen auf den Befehl des weißen Herrn. Und sie werden euch aus den Wäldern vertreiben, eure Hütten verbrennen und

Digitized by Google

eure Weiber wegnehmen. Und dann erzählten sie, ihr Herr sei Gyldenstern und er sei sehr mächtig. Ihm gehören viele Schiffe und er macht alle Geschäfte hier mit den Chinesen und Holländern. Und Gyldenstern wolle von uns, daß wir deine Anlagen zerstören. Er sei unser Freund und dulde nicht, daß uns Böses geschehe. Auch werde er uns schützen, wenn du uns etwas tun willst. Da glaubte ich den neuen Arbeitern noch nicht. Dann aber kam Gyldenstern und noch ein weißer Herr und besuchte alle Siedlungen."

„Wie, er war hier im Walde?" fragte Heinz erregt.

Der Gefangene nickte. „Und er schenkte unseren Frauen Schmuck und gab uns Waffen. Und er sagte, daß der Gouverneur uns helfen wolle. Und dann —" der Gefangene warf unruhige Blicke umher und sah erregt auf Franz.

Heinz glaubte ihn zu verstehen. „Ich weiß, was du sagen willst. — Ich weiß alles! Franz, gehe einmal ein paar Schritte weiter! — So! — Nun erzähle!"

Der Gefangene fuhr flüsternd fort, damit ihn Franz nicht höre. „Die Männer hatten heute eine Versammlung, ehe es zur Arbeit ging, denn abends hatte man aus dem Dorfe Pasanga geraubt und viele Toradjas glaubten, es sei der Dämon gewesen. Aber Pasanga sagte, der Dämon wäre der weiße Herr gewesen, der immer mit dir ist und er hätte einen furchtbaren Zauber

um sich gehabt. Und Gyldenstern kam in die Versammlung der Männer und sagte, er kenne den weißen Herrn und er könne gar nicht zaubern. Er hätte nur die Toradjas und ihre Götter verhöhnen wollen. Und die Götter würden nun den Toradjas so lange zürnen, bis nicht die weißen Herren, die das Geisterhaus entweiht haben und Pasanga geraubt, aus dem Walde vertrieben seien. Und er gab uns Palmwein und sagte, wir sollen dich vertreiben. Er würde uns helfen. Aber dann, als wir die Motoren umwarfen und deine anhänglichen Arbeiter vertreiben wollten, da war Gyldenstern nicht mehr da, und als du unsere Männer tötetest und die anderen flohen, ließ er uns im Stich. Ich wurde verwundet und konnte nicht so schnell mit. Da blieb ich im Walde liegen und deine Leute fanden mich. Ich glaubte, sie würden mich töten. Und nun sehe ich, daß Gyldenstern und die Arbeiter aus Paloppo gelogen haben. Gyldenstern hält sich im Walde versteckt oder ist schon in Paloppo. Und die Toradjas, denen er so viel versprochen, sind allein und warten vergeblich auf Hilfe!"

Heinz sah einige Zeit vor sich hin. „Glaubst du, daß die Aufständischen noch einen Angriff wagen werden?"

„Sie glauben, daß die Gendarmerie ihnen zu Hilfe kommen wird!" antwortete der Gefangene.

Digitized by Google

„Gyldenstern und der andere weiße Herr haben es versprochen!"

„Ich habe bereits einen Boten um die Gendarmerie nach Paloppo gesandt!" sagte Heinz zu dem erstaunten Gefangenen. „Deine Leute werden sie morgen schon sehen!"

Der Gefangene schwieg und sah vor sich hin: Heinz legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ich lasse dich nun frei!" sagte er und der Toradja sah in namenlosem Staunen zu ihm auf. „Gehe zu deinen Leuten zurück. Sage ihnen, daß Gyldenstern log. Ich will sie nicht aus dem Walde vertreiben. Ich will hier arbeiten wie sie. Auch ihre Götter will ich nicht verhöhnen und wenn es der andere weiße Herr getan hat, so tat er es ohne bösen Willen und nur weil ihm Pasanga so gefiel. Er wird dem Dorfe reiche Geschenke machen. Gehe zu deinen Leuten und sage ihnen das. Wenn aber noch einer an meinen Anlagen etwas zerstört oder meine Arbeiter angreift, dann verbrenne ich alle Dörfer, die ich finde, und töte alle Männer!"

Der Gefangene fiel auf die Knie und machte beteuernde Gebärden. Heinz sah ihn noch, wie er durch den Wald hinkte. Dann wandte er sich zu Friedl und winkte Franz herzu. „Der Spaß mit deinem Zauber, Franz, – kann uns noch teuer zu stehen kommen! – Nun – hoffentlich richtet der Freigelassene etwas aus."

Digitized by Google

„Wenn sie nur nicht glauben, daß du schwach bist, weißer Herr!" sagte der Aufseher, der bisher geschwiegen hatte. „Du hättest den Gefangenen töten sollen!"

„Töten?" Friedl fragte es entsetzt. „Wie kann man einen Wehrlosen töten?"

Der Aufseher sah ihn verständnislos an und erwiderte nichts.

Als Heinz mit Franz und Friedl heimwärts ritt, immer noch auf der Hut vor einem Überfall und mit lockeren Pistolen, überdachte er den Tag. Der Angriff der Aufständischen war wohl jetzt abgeschlagen, aber damit war noch wenig geschehen. Das Übrige mußten die Gendarmen besorgen. Es ging doch nicht an, daß dieser Gyldenstern hier Verschwörungen anstellte und ihn dadurch an Besitz und Leben bedrohte?

Das war ein Willkomm daheim! Dschinolu lief Heinz entgegen und bedeckte seine Hände mit Küssen. Maria umfing ihn bleich und ohne Worte. Die Kunde von dem Gefecht im Walde war als dunkles Gerücht doch auch bis hieher gedrungen. Und Maria hatte Stunden namenloser Angst verbracht. Aber selbst in dieser Stunde wollte Maria nicht zeigen, wie sehr sie sich um Heinz gebangt und wie glücklich sie war, ihn unversehrt daheim zu sehen. Ein weher Stolz schloß ihr den Mund. Nein, er sollte nicht wissen, daß sie ihn noch immer liebe!

Digitized by Google

Heinz merkte nichts von dem, was in Maria vorging. Er war müde und genoß nach Bad und Umkleiden die Ruhe seines Heims. Nur Friedl sprach und sprach. Denn er erlebte erst jetzt den Tag, da er ihn vor Maria in allen Einzelheiten erstehen ließ. Und er genoß es in tiefstem Innern, daß Marias Blicke atemlos an seinem Munde hingen, daß sie errötete und erblaßte, während er das wechselnde Geschehen des Tages berichtete.

Dann stand Heinz auf und sagte: „Ich muß noch mit Franz sprechen, wegen morgen. – Maria, wirst du noch wach sein, wenn ich komme?"

Maria nickte. Nein, sie konnte noch nicht schlafen. „Ich bleibe hier, – Heinz. Wenn Friedl nicht zu müde ist, bleibt er noch bei mir!"

Ob Friedl müde war! Sein Jubel kniete vor der Stunde und segnete sie. O Maria!

Und Friedl erzählte weiter. Da geschah es durch eine Frage Marias, daß Friedl auch von Franz erzählen mußte und wie sehr er die Toradjas mit Pasanga gereizt. Maria hörte mit großen Augen zu. Wie, Franz hatte eine dieser malaiischen Eingeborenen zur Liebsten genommen? Maria schüttelte der Ekel.

Friedl aber ergriff es mächtig, mit Maria über solche Dinge zu sprechen und er verstand es selber nicht ganz, warum ihm dabei das Herz bis in die Kehle schlug.

Digitized by Google

Und doch wußte er, daß es auch darum war, weil er plötzlich erkannte, wie schön Maria war. Sein Schauen umfing Maria immer brennender.

„Tante Maria, — ich glaube, daß du Franz nicht verstehen kannst!" sagte Friedl. „Und ich selbst — — die Frau, die ich liebe, müßt' weiß sein und schön wie eine Heilige!"

„Du, Friedl?" Marias jähes Lächeln erstarb plötzlich. Ja, Friedl war ein Knabe, — aber doch schon dort, wo auch im Knaben der Mann erwacht. Daß sie nie daran gedacht hatte! Maria sah plötzlich auf seine Schultern, die ihr in der Dämmerung noch breiter erschienen. War er noch ein Knabe? Er hatte heute gekämpft — vielleicht getötet?

„Aber du sollst Franz nicht verdammen, Tante Maria!" fuhr Friedl fort. „Da ist der Wald — und diese Nächte. Und alles Leben weiß hier nur von Liebe und Gefahr. — — Ich selbst, — — o Tante Maria, ich bin nicht wie Franz und ich bin anders als alle hier!"

„Wie bist du denn?" fragte Maria und bereute schon fast, daß sie gefragt hatte.

„So — daß ich alles will!" sagte Friedl und reckte sich. „Aber ich will nichts Kleines und Bequemes. Unsagbar schwer müßte alles sein und immer so, daß ich alles daran wagen müßte. — Manchmal werde ich ja irre an mir, — aber daran sind immer nur andere

Digitized by Google

schuld, die mich in ihren Weg zwingen wollen. Aber ich muß doch meinen Weg gehen und mein Leben leben! —"

Maria sann plötzlich, was für ein seltsames Gespräch sie da führten. Und sie sagte ein wenig mütterlich und mit der Überlegenheit der Erwachsenen: „Also Friedl — du bist kein kleiner Knabe mehr. Man kann sich auf dich verlassen! Da darf ich dich schon bitten, auf Onkel Heinz acht zu geben!"

„Du darfst mich um alles bitten!" sagte Friedl und erschrak selbst über seine Stimme, wie schwer sie plötzlich klang, „denn, Tante Maria — —" Friedl schwieg plötzlich.

Maria sah Friedl fragend an und doch lag in ihrer stummen Frage schon das leise Ahnen um die Antwort, die Friedl nicht geben durfte.

Friedl sah hinaus in die sinkende Nacht. Seine Stimme klang hell und war doch voll Ferne. „Es war so, wie wenn ich heute ein Kleid abgeworfen hätte, Tante Maria. Nun ist alles anders. Ich bin traurig und glücklich darüber!"

„Nun Friedl!" sprach Maria mit einem Versuch zu scherzen. „Du sprichst ja wie einer, der seinen ersten Kuß geküßt hat. Hat dich eine Waldfee verzaubert?"

„Nein!" sagte Friedl schwer und errötete bis zu den weißblonden Schläfen. Dann reckte er sich und sagte: „Ich habe einen Feind erschlagen!"

Digitized by Google

Maria fuhr zurück. „Getötet — Friedl?"

„Ja!" nickte Friedl. „Es ist sehr schwer, das zu wissen. Und doch, Tante Maria — du wirst das nicht ganz verstehen, — — es ist auch schön!"

„Ich verstehe dich!" sagte Maria und wußte nicht, warum sie es sagte. Denn sie empfand nur ganz im Urgrunde ihres Fühlens, daß Friedl für sie ein anderer geworden war.

Heinz trat ein und beugte sich über Maria. „Es ist alles in Ordnung, — — ich sehne mich nun nach Ruhe. Komm!"

Maria erhob sich und reichte Friedl die Hand. Heinz schob seinen Arm in den Marias und nickte Friedl zu. „Geh nur schlafen, mein Junge, morgen gibt es vielleicht noch genug zu tun!"

Friedl blieb stehen und sah Heinz und Maria nach. Er schloß die Augen in einem jähen und brennenden Schmerz.

Warum war er so jung, so unsinnig jung? Denn sonst — — — o, wie schön war Maria? Und heute würde sie Heinz vielleicht küssen?

In einem jähen Bilde sah Friedl den Malaien, den seine Kugel heute niedergestreckt. Ein Gedanke sprang von dem Bilde zu Heinz.

Da erschrak Friedl bis in das Innerste und rannte wie gehetzt in sein Zimmer.

Digitized by Google

XXVIII.

Heinz erhielt am nächsten Morgen die Nachricht, daß es im Walde ruhig sei. Da beschloß er, die Ankunft der Gendarmen zu erwarten und sandte nur Franz und Friedl hinauf in den Wald.

Der Chef der Gendarmerie kam mit einer größeren Anzahl Mannschaft und ließ sich von Heinz berichten. „Bleiben Sie nur hier bei Ihrer Frau Gemahlin," meinte er dann. „Es wäre an sich nicht klug, das Haus unbewacht zu lassen. Ich werde einige Verhöre oben in den Siedlungen anstellen und vielleicht gelingt es uns auch, diesen Herrn Gyldenstern aufzustöbern, gegen den auch ein Haftbefehl von anderer Seite vorliegt!"

„Auch von anderer Seite?" fragte Heinz erstaunt.

„Jawohl!" antwortete der Beamte. „Ich will aber noch nicht darüber sprechen, bis alles geklärt ist."

„Und ich soll wirklich hier bleiben?" fragte Heinz ungeduldig.

„Es ist besser so!" meinte der Beamte. „Wir werden Ihnen dann Bericht erstatten."

So blieb Heinz daheim, während die Patrouille in den Wald hinaufritt.

Digitized by Google

Das war seit langem wieder ein Tag, den er daheim bei Maria verbrachte. Fast hatte Heinz Angst vor ihm. Er durchschritt einige Male den Garten, nachdem die Gendarmen weggeritten waren, dann stieg er langsam die Treppe zu den Wohnzimmern empor.

Maria kam ihm entgegen. „Was sagten die Gendarmen?" fragte sie und es zitterte ein Bangen in ihrer Stimme.

Heinz berichtete. Maria war glücklich, daß sie Heinz nun außer Gefahr bei sich daheim wußte, aber auch sie hatte Angst vor dem langen Tage, den sie nun miteinander verleben mußten.

So schwang eine Verlegenheit durch diesen Tag, deren sich jeder von ihnen schämte und in der jeder dennoch eine Schuld des anderen zu sehen vermeinte. Ängstlich wichen sie jedem tiefer schürfenden Gespräch aus.

So kam es, daß ihr Zusammensein in ein Schweigen sank, dessen Leere ihnen beiden weh tat. Sie saßen nebeneinander, sie dachten beide aneinander und fanden doch nicht den Mut zu einem Worte, das ihr Schweigen zerteilt hätte.

Heinz dachte einige Male daran, eine Aussprache herbeizuführen. Aber dann sann er wieder müde: Es war doch alles vergeblich. Was hätte da ausgesprochen werden sollen? Gab es denn Geheimnisse zwischen ihnen? Gab es etwas, das durch eine Aussprache geklärt werden

Digitized by Google

konnte? Sie hatten sich doch beide so rettungslos voneinander entfernt, daß es kaum mehr ein Zurück gab. Nur, warum das alles so gekommen war, sann Heinz immer wieder trübe und sah auf Maria, die schweigend an ihrer Handarbeit stichelte. Gab es Traurigeres als ihr Los? Wie weltvergessen hatten sie sich einmal geküßt, wie nahe waren sie einander einst in ihrem Sehnen, einander zu erfassen, gekommen! Und nun war nur mehr dieses hoffnungslose Schweigen zwischen ihnen. War dies das Schicksal jeder Liebe? Gab es keine Rettung? O, wie gut hatte Heinz es immer verstanden, wenn dies anderen geschah. Immer wieder hatte er es ja gesehen, daß der blinde Gattungswille zwei Wesen zueinanderzwang, bis alles Persönliche versank und sie, die sich jetzt am persönlichsten und stärksten glaubten, nichts mehr waren als Knechte eines Willens, der hoch über ihnen stand und von ihnen dasselbe forderte, wie von Tieren, Pflanzen und Kristallen. Durfte es Menschen, die so zueinander gekommen, wundern, wenn nach verlodertem Rausch das unterdrückte Persönliche erwachte, dieses Ich mit seinen Winkeln und Ecken, das in der Zeit wilder Sehnsucht verschüttet gelegen? Durfte es solche Menschen wundern, wenn dieses jäh erwachte Ich sich nicht in die Bindung fügen wollte, die dumpfe Sehnsucht geschaffen?

Und er selbst? Heinz sann zurück an jene Frauen,

Digitized by Google

die ihm nahe gestanden in seinem Leben. Ja, immer war es dasselbe gewesen. Nur sich selbst hatte er erlebt in Sehnsucht und Rausch, was er aber in dumpfem Sehnen in den anderen Menschen geträumt, das war Irrtum gewesen, – immer wieder. Ja, Sehnsucht zog und narrte und wehe demjenigen, der es nicht lernen wollte, hart zu sein und jenseits zu bleiben, der mehr gab als Lust, der dem Sehnen folgte, sich selbst zu geben! Denn die Frauen! – Sie waren nur das, was man in sie träumte! Und wehe, wenn man aufhörte zu träumen und die Wirklichkeit sah! Nur eines waren sie, diese Frauen, an die so mancher sein Bestes und Heiligstes verschwendete, eines waren sie: die Peitsche, mit der Gott die Hochmütigen und Selbstsicheren schlug, bis sie demütig wurden in sehnender Not.

Und wieder sah Heinz auf Maria, deren gleichmütiges Antlitz nichts erraten ließ. Warum geschah auch ihrer Liebe so Trauriges, wo sie doch ganz anders war, wo sie doch Höchstes gewagt? Als sie beide aus dem Lärm der Städte, aus der vergiftenden Luft Europas mit ihrer Liebe in diese Stille geflohen, um sich hier ganz zu erleben, da waren sie beide schon frei gewesen von der vergoldenden, vergöttlichenden Sehnsucht derer, die nur träumten, die noch nicht besaßen? Da hatten sie sich ja schon erkannt gehabt in der heißen Lust des Blutes. Und über diese Stunden

Digitized by Google

hinaus hatte doch dann die andere Sehnsucht gelobt, die große, stolze: einander ganz zu erfahren, wie es nur je Menschen gekonnt, die drängend einer am Ufer des andern gestanden. Und hatten sie dann nicht dieses Große und Befreiende erlebt, daß es Wege gab von einem zum andern, daß es jenes Höchste gab: Einer um des andern Weg wissen und ja sagen zu diesem Wege.

Wie war es nur gekommen, daß plötzlich alle Wege verschüttet lagen und so müde Verdrossenheit ihren besten Willen drosselte? Wie war es nun gekommen, daß sich eine innerste Feindschaft plötzlich zwischen ihnen aufreckte, jedes Wort fälschte und jede Gebärde, bis nichts mehr blieb als ein trübes Schweigen und eine bittere Anklage?

Maria sah nicht von ihrer Arbeit auf, ihre erregten Gedanken flohen in ihre Hände, die sich hartnäckig an die Arbeit gaben. Gleichmut lag auf ihrer Stirne und ihr Mund zuckte nicht, so bittere Worte er auch auszusprechen dürstete. Sie stickte an einer Decke nach einem eigenen Entwurfe. Und es war etwas ganz Seltsames mit dem Muster, das sie in unbewußter Laune geschaffen und dem ihre hastigen Stiche nun folgten. Linien verschlangen sich ineinander in rätselhafter Wirrnis, die doch irgend ein Wille zu beherrschen schien. In hundert verschlungenen Linien strebten sie zueinander und voneinander fort. Eine Linie aber war, sie bildete den Stengel einer fremdartigen Blüte, die strebte über die

Digitized by Google

Wirrnis der vielen Blüten und Linien empor, sehnsüchtig in den weißen Grund der Handarbeit ragend.

So saßen Heinz und Maria viele Stunden dieses Tages. Und sie sprachen nur wenig miteinander.

Abends kamen Franz, Friedl und die Gendarmen aus dem Walde zurück. Franz und Friedl kamen als Erste und berichteten, daß sich außer einigen Zwischenfällen nichts Wesentliches ereignet hätte.

Friedl erzählte: „Die Gendarmen bringen einen Fremden zu dir, Onkel Heinz! Er kam von Makale und wurde von Toradjas angefallen. Die Malaien scheinen ja außer Rand und Band zu sein und sind offenbar voll Wut über jeden Fremden, den sie im Walde finden. Der Fremde ist verwundet, – die Gendarmen tragen ihn. – Doch da kommen sie schon!"

Der Chef der Gendarmerie begrüßte Heinz und Maria – und berichtete: „Ich habe leider nicht die Empfindung, daß der Aufstand unter Ihren Arbeitern schon beendet ist. Wir können für die nächsten Tage noch Kämpfe erwarten. Es scheint den Leuten nun einmal zur festen Überzeugung geworden zu sein, daß Sie den Eingeborenen Übles wollen, ihre Götter beleidigen und die Eingeborenen selbst aus dem Walde vertreiben wollen. Wie ich hörte, lief die Erregung weiter, die Aufständischen werden Verstärkungen aus den tiefer im Lande liegenden Ortschaften erhalten!"

„Friedl erzählte von einem Fremden?" warf Maria fragend ein.

„Ja! Sie müssen verzeihen, gnädige Frau, wenn ich Ihnen einen Gast in Ihr Haus bringe!" sagte der Beamte zögernd. „Herr Sinther besuchte einen Freund in Makale, der dort vom Gouvernement angestellt ist. – Er wurde überfallen, – offenbar auch von den Aufständischen. Seine beiden Diener – malaiische Soldaten übrigens – wurden von den Eingeborenen ermordet. Die Verwundung Herrn Sinthers ist nicht schwer, – aber wir können ihn doch nicht nach Paloppo bringen. Darum dachte ich, – Sie verzeihen, Herr Rittmeister – aber hier muß wohl einer dem andern helfen?"

„Das ist doch selbstverständlich!" antwortete Heinz. „Meine Frau wird nach Kräften für den Verwundeten sorgen. – Er ist noch im Garten?" Heinz wandte sich zum Gehen.

„Die Träger rasten unten!" sagte der Beamte.

„Ich werde sofort – –" Heinz eilte hinab.

„Und ich will sofort alles bereiten lassen!" sagte Maria. „Die Herren bleiben doch alle hier?"

„Wir bitten darum!" antwortete der Beamte. „Das heißt – meine Leute finden im Dorfe Unterkunft. Ich möchte nicht gerne ungelegen – aber da Ihr Herr Gemahl so liebenswürdig war ..."

Digitized by Google

„Das ist doch selbstverständlich!" sagte Maria herzlich. Sie rief nach Dschinolu und dem Gärtner und gab rasch einige Befehle.

Bald vereinigte das Nachtmahl Heinz, Maria und ihre Gäste. Selbst Herr Sinther hatte es sich nicht nehmen lassen, sich der Hausfrau vorzustellen, obwohl sein Bein sehr schmerzte. Nur schwieg er meist, ermüdet durch den schmerzhaften Transport.

Heinz sah einigemale forschend zu dem Verwundeten hinüber. Nach der Aussprache schien sein Gast ja Engländer zu sein. Das war ihm nun nicht gerade angenehm, er bemühte sich aber schon um des Beamten willen, sich von seinem Eindrucke nichts merken zu lassen.

Nach der Mahlzeit zogen sich die Herren bald zurück. Heinz begleitete seine Gäste und wies jedem sein Zimmer an. Als er sich von dem Beamten verabschiedete, fragte er ihn noch in der Türe: „Herr Sinther ist wohl Engländer?"

„Gewiß!" nickte der Holländer. „Er ist der Chef jenes großen englisch-amerikanischen Konsortiums, das sich hier um die Stahllieferungen bewirbt!"

„Ah! — das ist mir nicht gerade angenehm!" sagte Heinz und trat noch einmal in das Zimmer. „Sie wissen doch, was ich Ihnen über Gyldenstern erzählte. Ich bin überzeugt, daß da auch die Engländer dahinter stecken. Da kann ich in Herrn Sinther nur einen Feind sehen!"

Digitized by Google

„Herr Sinther ist ein Ehrenmann!“ entgegnete der Beamte fest. „Dafür stehe ich ein. Ich hätte ihn auch sonst niemals in Ihr Haus gebracht!“

„Verzeihen Sie!“ sagte Heinz verwirrt. „Ich wollte Ihnen nicht nahetreten. Aber, – bezüglich Herrn Gyldensterns haben Sie sich doch auch geirrt?“

„Ich irrte mich nicht!“ entgegnete der Beamte lächelnd. „Ich wußte damals schon mehr als Sie. Als Sie bei mir waren, lag bereits eine schwerwiegende Anzeige gegen Gyldenstern vor. Aber es ist nicht meine Art zu sprechen, ehe ich nicht klar sehe. Darum kann ich Ihnen auch heute noch nichts Näheres sagen! Aber seien Sie beruhigt. Sie werden schon zu Ihrem Rechte kommen!“

„Herr – Sie kennen die Engländer nicht!“ warf Heinz neuerdings ein. „Diese Menschen sind alles imstande!“

„Sie waren Offizier, mein Herr!“ entgegnete der Beamte mit einem feinen Lächeln. „Da dürften Sie die Engländer noch weniger kennen. Haß verwirrt nur. – Aber wie ich schon sagte: Für Herrn Sinther stehe ich ein!“

Heinz reichte dem Beamten die Hand. „Ich danke Ihnen!“ sagte er und wandte sich zum Gehen.

Digitized by Google

XXIX.

Maria hatte ihrem Gaste einen bequemen Liegestuhl in den Garten stellen lassen. Herr Sinther lag, etwas bleich durch die ausgestandenen Schmerzen und Erregungen und blickte auf die junge Frau. „Bitte, lassen Sie mich ruhig allein!" sagte er. „Ich möchte Sie gar nicht stören. Die Sonne wird mich bald wieder auf die Beine bringen!"

„Eben kommt mein Mann und Friedl!" rief Maria. „Da will ich Sie gerne dieser sicherlich anregenderen Gesellschaft überlassen. Ich selbst weiß ja wenig zu erzählen, — ich erlebe hier so wenig!"

„Ja, — es ist nicht einfach, die Tropen zu ertragen!" sagte der Engländer nachdenklich. „Von uns hält es keiner lange aus. Zum Tropendienst gehört viel innerste Sicherheit!"

Heinz und Friedl traten zu dem Verwundeten. Friedl vermied es, dem Fremden die Hand zu reichen. Maria ging in das Haus zurück.

Heinz versuchte ein Gespräch, das nicht in die Tiefen sank. Es wurde ihm schwer, sich unbefangen zu geben. Auch ärgerte er sich über Friedl, der stumm neben ihm stand.

Digitized by Google

Während sie sprachen, sah Heinz oftmals forschend in das Gesicht des Fremden. Der Chef der Gendarmerie hatte ihn mit seinen Worten keineswegs beruhigt. Und Heinz forschte in diesem offenen, hübschen Männergesicht, ob sein Lächeln Maske für einen geheimen Willen.

Mister Sinther sprach über das Leben in den Tropen. „Ich fühle mich hier wohler als in Europa!" sagte er. „Ich weiß, das sagen nicht viele, die hier zu leben gezwungen sind. Ich kenne manche, die wehren sich verzweifelt gegen eine Veränderung, die die Landschaft hier und das ganze Leben in ihnen bewirkt!"

„Dieser Veränderung kann ja doch keiner entgehen!" meinte Heinz. „Vor allem keiner, der wirklich lebendig ist. Das liegt sicherlich nicht nur im anderen Klima und in der Landschaft selbst! Aber es ist ja schon dies eine eigene Sache: die Einsamkeit, die Landschaft — und der Mensch unserer Zeit! Da ist zuerst die unmittelbare Wirkung, von der man früher — namentlich als Stadtmensch — nichts wußte. Aber gewiß, diese unmittelbare Wirkung und ein gewisses Einswerden mit der Natur kann man in Europa auf irgend einem Landgut auch erleben. Ebenso den Zwang der Landschaft sich besinnen zu müssen, sich bis auf den Grund zu gehen. Wenn es auch in Europa in solchen Fällen mehr Gelegenheit zur Flucht gäbe. — Aber hier ist noch ein anderes: das Erleben der anderen Rasse, fremder Religionen und

Digitized by Google

Bräuche. Leider läßt es ja die viele Arbeit nicht zu, sich ganz an dieses Fremde zu geben, sich willenlos durch dieses Erleben und die neuen physiologischen Bedingungen wandeln zu lassen."

„Würden Sie das denn wünschen?" fragte Mister Sinther erstaunt.

„Aus einer unerhörten Neugierde heraus," sagte Heinz. „Man müßte sich da ganz neu erfahren! — Aber Sie sagten vorhin, daß sich hier die meisten irgendwie gegen die Einflüsse des Lebens in den Tropen wehren? — Da meinten Sie doch, daß Sie das nicht tun, daß Sie sich dieser Veränderung bewußt hingeben?"

„Im Gegenteil!" entgegnete der Engländer lächelnd. „Ich fühlte von dieser Veränderung nichts. Ich teile auch Ihre Anteilnahme für fremde Rassen und dergleichen kaum. Ich mag mich nicht aus dem Gleichgewicht bringen lassen und kann mir so eine Veränderung kaum vorstellen. Ich kümmere mich nur um mich und meine Bedürfnisse im höchsten und niedrigsten Sinne!"

„Da haben Sie doch sehr wenig von dem Erleben hier!" sagte Heinz erstaunt. „Wenn nichts auf Sie starken Eindruck macht, werden Sie weniger leicht aus dem Gleichgewicht gebracht, — aber Sie erleben dann auch weniger stark?"

Mister Sinthers Blicke strichen über die Gartenbeete. Auf seinem offenen Gesicht lag ein Lächeln. „Ich will

Digitized by Google

gar nicht in Ihrem Sinne erleben!" bekannte er ruhig. „Mir genügt meine Arbeit und die Jagd. In meinem Heim in Menado lebe ich fast wie in England, wenigstens was den Lebensrhythmus und die Einteilung anbelangt. Ich weiß, die Holländer halten das anders und auch die Franzosen. Aber wozu mich anpassen? Ich mag das Einstellen auf eine fremde Umgebung nicht!"

„Ich habe niemals so gedacht!" sagte Heinz nachdenklich. Eigentlich, dieser Engländer begann ihn zu fesseln. Fast vergaß Heinz sein Mißtrauen. Er fuhr nach kurzem Schweigen fort: „Wenn mich nicht die viele Arbeit hinderte, ich gäbe mich gern an eine ganz andere Lebensform. Man kann sich selbst doch nur kennen lernen, wenn man sich in den verschiedensten Verhältnissen sieht!"

„Darüber kann ich schwer sprechen!" meinte Mister Sinther mit leichter Überlegenheit. „Das wird wohl jeder für sich entscheiden müssen. Mir schien es immer als wichtigstes, mich selbst zu besitzen und zu behaupten. Ich habe nichts dafür übrig, wenn man sich hemmungslos an alle möglichen Gefühlserlebnisse gibt. Da zersplittert man sich und verliert die Herrschaft über sich!"

„Und wenn auch!" rief Heinz erregt. „Sich selbst beherrschen ist ja schön – aber sich selbst verschenken, erleben, erfahren ist noch schöner!"

Mister Sinther sah ein wenig erstaunt in das erregte Antlitz des Deutschen. „Sich verschenken," sagte er,

Digitized by Google

langsam und nachdenklich vor sich hinsehend, „mir dünkt es, daß man das nur könne, wenn man sich beherrscht! — Aber ich kann mich ja irren!“ setzte er mit leisem Lächeln hinzu.

Heinz ärgerte sich über den etwas überlegenen Ton des Engländers und dessen unbewegtes Gesicht. Er war schon mit ganzer Seele bei diesem Gespräche und empfand nun mit leiser Scham, daß der andere seine Erregung verwundert sah.

„Ich danke Ihnen!“ sagte Mister Sinther plötzlich. „Ich spreche sehr gerne mit deutschen Menschen. So muß ich meinem Abenteuer im Walde wirklich dankbar sein, denn ich habe wenig Gelegenheit, mit Europäern zu plaudern. Mit den holländischen Beamten verkehre ich nur dienstlich.“

„Aber die Eingeborenen sind doch eine Welt für sich!“ sagte Heinz. „Ich bedaure, daß ich so wenig Zeit habe, mit meinen Leuten zu sprechen, man würde da sicherlich unerhört viel erfahren und lernen. Das wäre ein Weg zu den Urzeiten, zu der Kinderstube der Menschheit!“

„Nein, — dafür habe ich gar nichts übrig!“ sagte Mister Sinther ablehnend. „Zwischen uns und der anderen Rasse muß eine Ferne bleiben. Das ist selbstverständlich.“ Er setzte lächelnd hinzu: „Ich weiß, ihr Deutschen habt da eine ganz andere Anschauung!“

Heinz ärgerte sich wieder. Hatte das nicht wieder fast spöttisch geklungen? Er schwieg verstimmt.

Digitized by Google

Mister Sinther wandte sich an Friedl, der die ganze Zeit stumm neben seinem Liegestuhl gestanden. „Wie gefällt es Ihnen hier?" fragte er.

„Danke, gut!" antwortete Friedl.

„Es muß doch fein sein, so jung das alles zu erleben?" fuhr Mister Sinther fort, der Friedls Einsilbigkeit für Schüchternheit hielt.

Friedl nickte nur.

„Sie haben im Walde mitgekämpft, wie ich hörte?" fragte Mister Sinther wieder. „Nun, es ist noch nicht Ruhe! Da werden Sie noch fest mittun müssen!"

„Man darf keine Gnade kennen!" sagte Mister Sinther und wandte sich wieder an Heinz. „Ich weiß, daß man in Europa oft entsetzt ist über die Unerbittlichkeit, mit der jede richtige Kolonisation durchgeführt werden muß. Aber man muß die Verhältnisse kennen! Gerecht sein, ferne und unerhört strenge, das ist die einzige Möglichkeit. Sie werden das auch noch erfahren! Man hat da manches erlebt!"

„Wie mit den Buren zum Beispiel!" platzte Friedl plötzlich heraus und sah den Engländer haßerfüllt an.

„Aber Friedl!" Heinz war bei den Worten des Jungen erblaßt. Wie konnte er nur auf alle Rücksicht der Gastfreundschaft vergessen!

Auch Mister Sinther hatte einen Augenblick betroffen geschwiegen. Dann wandte er sich ruhig an Friedl.

Digitized by Google

„Sie haben recht!" sagte er gleichmütig. „Ich bin nicht der einzige Engländer, der damals diesen Feldzug verurteilte."

Heinz sagte tötlich verlegen: „Bitte, Mister Sinther — verzeihen Sie meinem Pflegesohne. Das war eine unglaubliche Taktlosigkeit! Bitte, verzeihen Sie!"

„Aber warum?" sagte Mister Sinther lächelnd. „Wir wollen ruhig darüber sprechen. Das habe ich noch nicht erlebt, mit einem deutschen Jungen über unsere Politik zu reden! — Hören Sie, junger Mann, nun müssen Sie aber auch mich sprechen lassen. Ich gebe Ihnen also recht, der Feldzug gegen die Buren war an sich nicht schön. Aber was geschah dann? Gab es jetzt während des Krieges einen allgemeinen Aufstand unter ihnen? Nein! Das kam aber daher: die Minister sind Buren, das Volk regiert sich selbst. Früher litt das Volk unter einer unerhörten Sittenverderbnis in der Verwaltung, nun ist es davon frei! — Sie meinen, das sei keine Entschuldigung? — Ich meine, es kommt doch immer nur auf die Wirkung an, auf das Endergebnis. Fragen Sie einen Buren, ob einer die früheren Verhältnisse zurücksehnt? Sie werden kaum einen finden!"

Friedl schwieg und sah trotzig vor sich hin.

„Es ist wohl fast unmöglich, daß ein Deutscher und ein Engländer heute über Politik miteinander sprechen!" meinte Heinz höflich aber ablehnend. „Da sind uns verschiedene Dinge doch noch zu nah!"

Digitized by Google

„Verzeihen Sie!" widersprach Mister Sinther. „Gut erzogene Leute können über alles sprechen. Und warum nicht gerade das tun, was ungewöhnlich ist? Aber wenn es Ihnen unangenehm ist, will ich Ihnen gerne von meinen Jagden erzählen. Auf Celebes gibt es ja leider nicht viel Raubwild —"

„Wenn du es erlaubst, Onkel," sagte Friedl, „so möchte ich gerne mit Mister Sinther weiter über Politik sprechen."

„Gerne, junger Freund!" sagte lächelnd Mister Sinther. „Sprechen Sie nur lustig darauf los!" Er lächelte Friedl mit blitzenden Zähnen zu.

Heinz zündete sich eine Zigarette an. Ihm war es peinlich, daß Friedl nicht nachgab. So beschloß er, nach Möglichkeit sich an dem Gespräche nicht zu beteiligen.

„Da ist Indien!" rief Friedl eifrig. „Alle Welt weiß von den Grausamkeiten — und einmal wird doch ein Aufstand kommen!"

„Da kennen Sie Indien schlecht!" entgegnete der Engländer ruhig. „Die Bevölkerung setzt sich aus Dutzenden von Rassen und Völkern zusammen, jede zerfällt wieder in Kasten. Man muß Indien und seine Gegensätze kennen, dann weiß man, daß es niemals eine dauernde Waffenbrüderschaft zwischen diesen Völkern geben kann! Ich kann Ihnen unmöglich auch nur das Wesentlichste über indische Verhältnisse sagen, Herr

Digitized by Google

Friedl – aber ich versichere Sie, es wird viel gelogen über Indien! Die Mohammedaner genießen dort vollständige Religionsfreiheit. Die Radschas herrschen unbeschränkt –"

„Aber doch nur dem Scheine nach!" warf nun Heinz gegen seine Absicht zu schweigen ein.

„Das ist es eben!" sagte Mister Sinther ruhig. „Das ist das eigentlich Große. Denn was zu alldem gehört ist das Schwerste: – Es gilt Takt und immer wieder Takt. Ich bin kein blinder Anbeter meines Volkes, aber darin haben unsere Beamten wirklich Unerhörtes geleistet. Ich darf es ruhig sagen: Indien ist ohne uns nicht zu denken!"

Heinz sagte nachdenklich: „Ich kenne Indien leider nicht, aber ich muß gestehen, daß ich es lebhaft wünsche, Indien wirklich zu erleben, – nicht nur als gefühlsbeherrschter Reisender."

„Sondern englisch!" sagte Mister Sinther lächelnd. „Ja, das wäre das Richtige. – Im übrigen habe ich früher mit vielen Deutschen verkehrt, die jahrelang in Indien lebten. Es war kaum einer unter ihnen, der das Urteil jener Deutschen, die nie aus Europa herausgekommen waren, teilte. Diese Deutschen würden Ihnen erzählen, wieviel Vorteile sie von unserer Kolonialmacht hatten."

„Vorteile?" rief Heinz ungläubig.

Digitized by Google

„O ja!" sagte Mister Sinther. „Sehr große Vorteile! Unbehindert und gleichberechtigt mit englischen Schiffen lagen deutsche Schiffe mit deutschen Waren in englischen Häfen. Unsere Kolonien waren ein gutes Absatzgebiet für euren Handel!"

„Aber Ägypten!" warf Friedl wieder hartnäckig ein.

Mister Sinther lachte über das ganze Gesicht. „Welche Großmacht hätte diese Kornkammer nicht besetzt, wenn sie Gelegenheit gehabt hätte?"

Heinz sagte ernst: „Nein, Mister Sinther — es ist wirklich fast unmöglich, daß wir über solche Dinge sprechen. Da fällt mir zu viel ein, das ich Ihnen nicht so ruhig sagen könnte!"

„Man kann alles ruhig sagen!" widersprach Mister Sinther.

„Sie sagen, daß wir über diese Fragen schlecht unterrichtet sind!" sagte Heinz langsam. „Noch viel weniger wissen Sie aber über uns. Wenn ich die englischen Blätter las, war ich oft fassungslos über die Unwissenheit Ihrer Zeitungsschreiber. Und der Durchschnitt Ihrer Leser muß auch ziemlich ungebildet sein! Was wurde nicht während des Krieges an faustdicken Lügen über Deutschland geschrieben und geglaubt! Da schrieb einer Ihrer ersten Tagesschriftsteller im Leitartikel, man hätte in deutschen Schützengräben ein Schriftstück über die ‚Kadaver-Verwertungsgesellschaft' gefunden. Daraus schloß

der Herr Zeitungsschreiber auf den Kannibalismus der Deutschen! Ist das nicht irrsinnig?"

„Ein einzelner Fall!" warf Mister Sinther ein.

„Ja!" sagte Heinz. „Aber einer, der Schlagwerferhelligkeit auf die Verhältnisse wirft. Ich weiß nicht, ob Sie sich daran erinnern? Lord Cecil wurde im Unterhaus gefragt, ob man der Aufklärung der Deutschen über jenes Schriftstück glauben dürfe. Und Ihr Lord Cecil antwortete ausweichend: Man könne keiner Behauptung der deutschen Regierung Gewicht beilegen!"

Mister Sinther sah vor sich hin. Dann sagte er langsam: „Solche Dinge müssen wir alle vergessen, wenn wir aus dem Irrsinn dieses Krieges heraus wollen. Das hat nichts mit Politik zu tun. – Vielleicht haben Sie recht, und wir sollten noch gar nicht über das alles sprechen. Aber wir würden ja doch daran denken! Und dann – Europa liegt weit. Ich bin ein Kaufmann und Sie. Da besitzen wir schon ein wenig mehr Entfernung zu jenem Geschehen. Es zu entwirren wird unmöglich sein und einzelnes heraus zu greifen, würde die Wirrnis nur vergrößern. Mir liegt Gefühlsüberschwang nicht und von jener Geisteskrankheit der großen Worte und dem Glauben an die Menschenverbrüderung bin ich weit entfernt. Wir arbeiten und Sie – da werden wir uns schon irgendwo begegnen! Aber über jene anderen politischen Fragen sprach ich

Digitized by Google

gerne mit Ihrem Herrn Pflegesohn, — ich bin immer wieder erstaunt, mit wieviel Sentimentalität Sie an die Politik herangehen!"

„Das ist nicht Sentimentalität!" entgegnete Friedl etwas gereizt. „Wir empfinden eben mit allen Menschen!"

„Ich glaube nicht, daß wir schwächer empfinden," sagte Mister Sinther nachdenklich. „Aber wir überlegen sicherlich nüchterner. Und der Erfolg gibt uns schließlich recht. Ich meine nicht den Erfolg unserer Macht, — sondern unseren innerlichen Erfolg bei den Völkern, deren Herren wir sind. Was immer Sie uns vorwerfen mögen, — wir werden überall geachtet und — wir werden nicht so gehaßt wie Sie! Verzeihen Sie, ich wollte damit nichts gegen das Volk der Deutschen sagen, das ich persönlich sehr hochschätze — sondern nur gegen Ihren Angriff auf unsere Politik. Es kommt doch nur allein auf die Wirkung an —"

„Es ist etwas Wahres an Ihren Worten!" sagte Heinz. „Wir sind eben ein junges Volk. Das war in manchem unser Unglück!"

„Und wird noch Ihr Glück sein!" sagte Mister Sinther. „Ich habe da meine eigenen Anschauungen. Das lange Leben in Einsamkeit hat mich gelehrt, selbständig zu denken. Ich würde es begrüßen, wenn wir noch öfter zusammen sprechen würden — ich lerne gerne!"

Heinz wollte etwas erwidern, da erblickte er den

Digitized by Google

holländischen Beamten, der eben aus dem Hause trat. Er kam auf Heinz zu. Heinz begrüßte ihn herzlich.

„Ich will nun mit meinen Leuten in den Wald!" sagte der Beamte. „Ich möchte Sie bitten, heute noch hier zu bleiben."

„Nein, das ertrage ich nicht!" entgegnete Heinz. „Ich möchte zu meinen Maschinen! Vielleicht haben wir heute schon Ruhe. Die Motoren müssen wieder aufgestellt werden – die Sägen –"

„Bitte, gedulden Sie sich noch!" bat der Beamte. „Vielleicht kann ich Ihnen heute schon melden, daß Sie wieder mit der Arbeit beginnen können. Es ist mir aber lieber, den Leuten allein gegenüber zu treten, ich weiß, wie man die Leute behandeln muß!"

Heinz fügte sich und ließ den Beamten ziehen.

Digitized by Google

XXX.

So sehr sich Heinz dagegen wehrte, es verging Tag um Tag und er durfte noch immer nicht in den Wald. Der Beamte hatte sich von Paloppo Verstärkung kommen lassen, da sich der Aufstand der Eingeborenen immer mehr ausbreitete. Aus dem Aufstand schien sich ein bösartiger Kleinkrieg entwickeln zu wollen.

Heinz war nun fast froh, daß Mister Sinther sein Angebot, bis zur vollständigen Heilung seiner Wunde bei ihm zu bleiben, annahm. Das rettete ihn vor dem Alleinsein mit Maria, das er so fürchtete. Und trotz seines immer wieder erwachenden Mißtrauens gegen den Engländer konnte er es sich doch nicht mehr verhehlen, daß er sich zu Mister Sinther eigentlich sehr hingezogen fühlte. Mister Sinther vermied mit einem Takt, für den ihm Heinz trotz seines Wehrens dankbar war, jedes Gespräch, das eine Gefahr für ihr gutes Einvernehmen enthielt. Nun war es Heinz, der öfter ein Gespräch über politische Fragen, ja sogar über den großen Krieg begann. Nur manchmal mußte er fast darüber lächeln. daß sie beide, Angehörige zweier Völker,

Digitized by Google

die sich soviel des Bittersten zugefügt und von denen das eine nach einem furchtbarsten Kriege unterlegen, mit soviel Zartheit alles vermieden, was den anderen hätte verletzen können. Und ganz seltsam berührte es Heinz, daß es trotz aller schmerzlichen Erinnerungen wirklich die Möglichkeit gab, sich zu verständigen.

Es war für Heinz eine Genugtuung, daß er manche Irrtümer in den Anschauungen Mister Sinthers über Deutschland berichtigen konnte. Erblassend sann er oft, wieviel Lügen und Verleumdungen die Hetzer hüben und drüben verbreiten durften.

Freilich, dachte Heinz weiter, Mister Sinther war persönlich ein sehr freier und wahrhafter Mensch, er war gar nicht in jener Anbetung des eigenen Volkes befangen, wie es Heinz früher bei manchem Engländer gefunden. Es war sicherlich eine Ausnahme, also bewies er nichts für die Möglichkeit einer Verständigung.

Aber auch andere Gedanken kamen zu Heinz und so sehr er sich wehrte, besonders ein Gedanke kam immer wieder. Das war während seiner Gespräche mit Mister Sinther. Daß es ihm immer mehr zum Bewußtsein kam, daß sie beide immer Tatsachen und Gründe anführten, von denen sie nur durch Bücher und Zeitungen erfahren hatten.

Und da war dieser Gedanke, der ihn nicht los ließ: Ja, was hatte er und mit ihm die meisten seiner

Digitized by Google

Kameraden von England, in dem sie den Erbfeind sahen, gewußt? In seinem ganzen Leben hatte er vielleicht mit drei Engländern gesprochen und englischen Boden hatte er nie betreten. War es nicht furchtbar, daß man ein Volk haßte, das man gar nicht kannte? Daß es einen Haß gab, der sich auf kein eigenes Erfahren, der sich nur auf das gründete, was er aus Zeitungen und Büchern erfahren hatte? Ein Haß durch fremden Willen, auf fremden Befehl!

Und auf der anderen Seite? – Da waren es doch auch vornehmlich Zeitungen und Bücher gewesen, die den Haß nährten? – Heinz wurde ganz verwirrt bei diesem Gedanken.

Und einmal wagte es Heinz, mit Mister Sinther darüber zu sprechen. „O, ich habe darüber viel nachgedacht!" sagte Mister Sinther. „Und ich habe auch viel beobachtet. Gewiß gibt es da mancherlei wirkliche Gründe, Geschäftsneid hüben und drüben, politische Ungeschicklichkeiten und anderes. Ich begnügte mich aber nicht mit diesen Feststellungen. Denken Sie einmal die ganze Geschichte durch, Herr Rittmeister! Die Nachkommen der normannischen Herrenmenschen, ebenso wie die der Angelsachsen waren das große Schicksal Europas, seine Entwicklung, seine Verheißung. Und bei uns wie bei euch gab es einige klare Köpfe, die wußten und wollten mehr als die zünftigen Politiker. Wäre

Digitized by Google

man ihnen gefolgt, vielleicht wäre manches anders gekommen. Vielleicht hätte es für uns dann einen gemeinsamen Weg gegeben – oder doch einen nebeneinander! – Aber nein! Es war doch alles, was geschah, die Frucht einer unseligen Entwicklung. Denn es kam jene raffende Gebärde, jene phantasielose Geschäftsgläubigkeit und Einstellung auf das Nächstliegende, die Führer hochbrachte, die wenig mehr mit der Überlieferung der einstigen Herrenmenschen zu tun hatten. Das war bei uns so und bei euch. Und diese raffende Gebärde, die Goldgläubigkeit, wurde unser Schicksal. Sie wurde uns zum Verhängnis. Ich sage ruhig Verhängnis, obwohl uns der Krieg manches Erfüllen unserer Wünsche brachte. Aber – ich entstamme einer altenglischen Familie, in der die Überlieferung immer das Höchste war. Da kann ich mit dem politischen Bekenntnis der Führer von heute nicht mit. Ich lebe seit frühester Jugend in den Kolonien. Ich kenne auch die Traditionen hier. Man war hier immer strenger als im Mutterland. Es gab in London manchen reizenden Skandal, – – in den Kolonien war eine Eheirrung unmöglich. Mochte es im Mutterland viel Verwirrung in den Sitten geben, – hier war jeder Engländer ein Gentleman und jede Engländerin eine Dame. Das hatte seinen Grund. Das gehörte zu dem Schauspiel, das wir überall den Eingeborenen gaben. Wir waren die Herrenrasse,

Digitized by Google

unfehlbar, tadellos. Strenge vielleicht, aber unangreifbar. Darum gab es auch keine Vermischungen mit den Eingeborenen, keine gefährlichen Verschwägerungen. Vermischung wurde mit dem Ausschluß aus der Gesellschaft bestraft. Das war Überlieferung und hatte seinen tiefen Sinn. Es lebte Ferne zwischen uns und dem fremden Volke. — — Nun aber kam dieser Krieg. Es kam die Verwendung der Kolonialtruppen gegen Weiße! — Ich sagte Ihnen schon, Herr Rittmeister, ich bin aus einer altenglischen Familie. Wir können mit der neuen vorurteilslosen Zeit nicht mit. Und darum nennt so einer wie ich die raffende Gebärde, die heute die Nachkommen der normannischen und angelsächsischen Herrenmenschen beherrscht, — — ein Verhängnis! Ich befürchte alles von dem Aufgeben der Überlieferung!"

„Da denke ich wie Sie!" sagte Heinz. „Und leider stimmt nur zu sehr, was Sie von Deutschen und Engländern sagen. Ich könnte manches zu Ihren Worten sagen, — aber ich spreche über diese Dinge nicht gern, — schon deshalb, weil ich's nicht ändern kann!"

„Und darin haben Sie unrecht!" entgegnete Mister Sinther. „Es hätte wohl nicht viel Zweck, wenn wir beide über diesen Krieg und seine Ursachen viel sprechen würden. Aber sehen Sie, ich denke so: wo ich bin und arbeite, ist England. Und ich vertraue sehr auf die Kraft des Beispiels. In diesem Sinne fühle ich mich verantwortlich!"

Digitized by Google

„Auch ich lernte hier so denken!" bekannte Heinz und fuhr nach kurzem Zögern fort: „Das ist ja auch der Sinn meiner Arbeit, die mehr soll als mir persönlich Auskommen zu schaffen!"

„Ich weiß!" sagte Mister Sinther ruhig. „Ich war über Ihre Pläne schon früher unterrichtet!"

Heinz sah jäh auf. Plötzlich erfaßte ihn wieder sein Mißtrauen. Wie – wenn dieses ganze Gespräch nur eine Falle war? Scharf sah er den Engländer an, aber er konnte nichts aus seinem Antlitz entnehmen. Heinz schwieg. Er dachte über das seltsame Wort Mister Sinthers nach: „Ich war über Ihre Pläne schon früher unterrichtet!" Was hieß dies? Das bestätigte doch seinen Verdacht, daß Mister Sinther mit Gyldenstern unter einer Decke spielte?

„Ich habe ebenfalls große Dinge hier vor!" fuhr Mister Sinther fort. „Auch darüber möchte ich gerne einmal mit Ihnen sprechen. Auf Celebes gäbe es noch genug zu tun! Aber ich möchte auch gerne näheres über Ihre Pläne erfahren, von denen ich schon so viel hörte!"

„Darüber kann ich wenig sprechen!" sagte Heinz fast unhöflich ablehnend. „Ich bin im Auftrage einer deutschen Fabrik hier und kann keine näheren Mitteilungen machen!"

„Ich verstehe!" sagte Mister Sinther gleichmütig und begann von anderen Dingen zu sprechen.

Digitized by Google

XXXI.

Auch Maria empfand es als sehr angenehm, daß nun ein Dritter zwischen ihr und Heinz stand. Sie vermochte es dadurch, viel unbefangener mit Heinz zu sprechen. Aber sie fühlte auch, wie sie sich von Heinz gerade durch diesen von einem anderen hervorgerufenen Stillstand in ihrem Ringen entfernte. In ihrer Feindschaft noch, in ihren bösesten Worten hatte ein Empfinden gepocht, ein wehes und wundes, aber doch ein Fühlen. Nun aber zwang sie der Dritte zum Sprechen, wenn sie lieber geschwiegen hätten und zu einer Liebenswürdigkeit, die Lüge war.

Da floh Maria oft aus ihrem Zusammensein und schloß sich an Friedl. Sie klammerte sich an die Liebe dieses Knaben, die ihr Bestätigung ihres Ichs gab. Wohl wußte sie in ihren helleren Stunden, daß es allzu weiblich und unrecht war, daß sie die Anbetung des Siebzehnjährigen genoß und seiner aufblühenden Leidenschaft nicht wehrte. Wohl sagte sie sich, daß sie nur wie andere Frauen sei, die ihren Wert nur aus den Händen der Männer empfangen, die sie lieben und für sich allein leer und wesenlos waren. Auch wußte sie, daß sie

Digitized by Google

Friedls Empfinden eigentlich nur mißbrauche, um sich bestätigt zu wissen. Aber zu sehr schmerzte das Erkennen, daß sie Heinz nicht mehr alles war, zu tötlich hatte es ihren Stolz getroffen, daß Heinz sich immer mehr von ihr entfernte. Sie ertrug sich nicht allein mit diesem Wissen. Und Friedls Liebe blieb so ferne stehen, war wie ein Mantel, den er zart und verehrend um ihre Schultern legte, die so sehr fröstelten.

Maria ahnte nicht, in welche Bedrängnis sie Friedl riß. Denn Friedl vermochte nicht, sich des Alleinseins mit Maria unbefangen zu freuen. Das war das Seltsame, das Friedl selbst nicht ganz verstehen konnte. Daß, so sehr seine Liebe Maria umfing, etwas Starkes und Tiefes in ihm doch immer Heinz verbunden blieb, ja, daß er sich trotz drängender Sehnsucht, sein Inneres ganz an Maria zu verschenken, doch mehr zu Heinz gehörig empfand. Friedl erriet, daß er Maria mit ihren gemeinsamen Spaziergängen von Heinz entfernte. Er sah, wie sie an seiner Seite lebendig und offen wurde und wie ihr ganzes Sein in Masken und Verstecke sank, wenn sie wieder zu Heinz zurückkehrte. Und Friedl war von jener Art, die daran litt.

O, Friedl empfand da ganz eigen. Wohl gab es manche Stunde, in der sein brennendes Schauen Maria trank und in sein Blut ein Wünschen nach Gefahr und Kampf stieg. Da hätte er einer sein wollen, der fremd

Digitized by Google

und ganz erwachsen war. Vielleicht hätte es dann eine Stunde im Walde gegeben zwischen ihm und Heinz, über der nur die eine Frage brannte: Du oder ich! So träumte Friedl in manchem Augenblick, da sein Blut wach und drängend um die Schönheit Marias wußte.

Aber dieses andere ertrug er nicht! Daß Maria ihm auf ihren Wanderungen zu zweit oder in mancher Stunde im Garten ein Antlitz zeigte, das sie niemals Heinz wies, daß sie zu ihm so ganz anders hell und offen war als zu Heinz. Das quälte Friedl. Das Ahnen um eine Schuld, die er nicht fassen konnte, stieg in ihm auf. Da war es, daß er Maria oft fast haßte. Da war es, daß er sich jäh Heinz und seiner klaren, männlichen Welt verbunden fühlte und nur in tiefem Zorne an Maria dachte, die dieses dunkle Bangen vor einer Schuld zwischen ihn und Heinz gestellt.

Warang sah er jetzt nur selten. Warang war fast immer im Walde und Friedl schien es, daß er ihm ausweiche. Friedl dachte darüber nach und ihm schien es, daß jetzt erst zwischen ihm und Warang das Wissen erwacht sei, sie gehörten jeder einer anderen Rasse an. Denn nun stellte auch Warang eine Ferne zwischen sich und Friedl. Und sah er nicht manchmal so forschend und fragend auf ihn wie von einem anderen, ewig fernen Ufer?

Und einmal faßte Friedl Mut und fragte seinen Freund Warang, was zwischen sie getreten sei.

Digitized by Google

Warang sah Friedl lange an und antwortete: „Warang hat Friedl alles gesagt. Was niemand auf Celebes erfuhr, weiß Friedl. Er weiß von dem Diener des großen Freundes, der Warang die Gnade schenkte. Aber Friedl verbirgt Leid und verbirgt Glück. Friedl lief weit von Warangs Liedern und Warangs Liebe!"

Da senkte Friedl den Kopf und schwieg. Er wollte nicht lügen. Aber sprechen konnte er auch nicht. Nein, das konnte er nicht. Und so bitter das war, durch die Tage zu gehen mit so viel Wirrnis in sich und so viel Ungeklärtem, er konnte Warang nicht sagen, was sein Sein so erfüllte und aufwirbelte, er konnte den Sturm nicht nennen, der in seine Stille gebrochen.

Denn Warang! Nein, Warang konnte man nicht von dem allen erzählen. Da war Lihunga und da war dieses Geschehen, das Warang an Lihunga band. So sehr sich Friedl gemüht hatte, das alles zu verstehen, sein Fühlen brach immer wieder an diesem Punkte aus. Das war zu häßlich, war zu fremd.

So gab Friedl nur schweigend Warang die Hand und ging. Langsam ging er durch die Felder und eine Traurigkeit schnürte seine Kehle.

Als Friedl heimkam, sah er die Gendarmen, die gerade absattelten. Er lief rasch näher und sah, daß einige Soldaten einen Europäer gefesselt zwischen sich führten. Erstaunt sah er auf den sonnverbrannten Mann, dem die schwarzen Haare wirr in die Stirne hingen.

Digitized by Google

Der Beamte winkte Friedl und rief ihm zu: „Bitte, holen Sie den Herrn Rittmeister! Ich habe dringend mit ihm zu sprechen!"

Friedl traf Heinz im Garten. Rasch berichtete er und Heinz eilte mit ihm vor das Haus.

„Wir haben einen wichtigen Gefangenen!" sagte der Beamte. „Morgen werden wir ihn einliefern. Wenn Sie gestatten, möchte ich gerne mit ihm bei Ihnen übernachten! Ich habe Gründe, weshalb ich ihn nicht in das Dorf bringen will. Auch möchte ich mit ihm ein Verhör anstellen!"

Heinz erklärte sich gerne bereit, für den Gefangenen und den Beamten Räume zur Verfügung zu stellen. Während Friedl vorauslief, um Maria und Franz zu verständigen und die malaiischen Soldaten ihren Gefangenen in das Haus führten, wandte sich Heinz an den Beamten. „Es ist Gyldenstern?" fragte er erregt.

Der Beamte nickte. „Ich werde ihn später vorführen lassen. Nun muß ich nur meine Soldaten in ihre Quartiere im Dorfe senden."

„Und die beiden holländischen Beamten?" fragte Heinz.

„Die gehen auch in das Dorf. Es sind militärische Unterbeamte. Beim Verhöre kann ich ja Sie um Ihre Unterstützung bitten. Bitte, erwarten Sie mich, ich komme bald!"

Digitized by Google

Heinz ging in das Haus, wo er Maria und Mister Sinther in erregtem Gespräche fand.

„Das ist sehr wichtig!" rief Mister Sinther, „daß dieser Gyldenstern gefangen sitzt!"

„Sie kennen ihn?" fragte Heinz scharf und erregt.

„Nur zu gut!" sagte Mister Sinther. „Eigentlich haben wir — ich meine meine Mitarbeiter und ich — nur einen Verdacht gegen ihn. Wir haben die Anzeige gemacht, konnten unseren Verdacht aber so wenig stützen, daß man zu keinem Haftbefehl gegen Gyldenstern schreiten konnte! — Ich werde Ihnen später einmal davon erzählen!"

Heinz fragte: „Wer ist dieser Gyldenstern eigentlich? Kennen Sie ihn näher?"

„Er ist Dammarhändler!" antwortete Mister Sinther. „Er hat schon viele Anstände mit der Regierung gehabt, weil er seine Arbeiter immer zur unerlaubten Art der Harzgewinnung verleitet. Wie ich hörte, nutzt er die Eingeborenen unglaublich aus. Er ist ein reicher Mann geworden, denn eigentlich liegt der Handel mit Dammar ganz in seinen Händen. Fast alle Schiffe in Menado und Makassar gehören ihm."

„Was für ein Landsmann ist dieser Gyldenstern?" fragte Heinz.

„Ja, so genau weiß das niemand!" antwortete Mister Sinther lachend. „Er hat die holländische Staatsbürgerschaft erworben. Einige sagen, er sei Grieche, andere

Digitized by Google

Portugiese. Auch armenisches Blut soll er haben. Er gehört eben zu jenen orientalischen Mischlingen, die bereits überall einen großen Teil aller Handelsbeziehungen an sich gerissen haben und durch ihr unbedenkliches Vorgehen viele anständige Firmen verdrängen."

Der Beamte trat ein und sagte: „Herr Rittmeister, wenn es Ihnen recht ist, möchte ich nun gerne ein erstes Verhör mit dem Gefangenen anstellen. Bisher war nichts aus ihm herauszubringen. Wir betrafen ihn dabei, wie er Eingeborene mit Waffen beteilte. Darum nahmen wir ihn fest."

Heinz öffnete die Türe zu seinem Arbeitszimmer und sagte: „Wenn es Ihnen recht ist, lassen Sie Herrn Gyldenstern hier herein führen. Hier sind wir ungestört!"

„Ich möchte gerne zuhören!" sagte Mister Sinther.

„Heinz sah den Engländer mißtrauisch an. Wieder überfiel ihn der Gedanke, daß Mister Sinther vielleicht doch mit Gyldenstern im Bunde sei und ihn nun beeinflussen wolle.

Aber da nickte der Beamte schon dem Engländer zu. „Bitte, — ich habe nichts dagegen. Nur möchte ich die Herren bitten, sich etwas ferne von uns zu halten und keine Frage zu stellen!"

„Selbstverständlich!" sagte Mister Sinther.

Der Beamte eilte hinaus. Nach kurzer Zeit kam er

Digitized by Google

mit Gyldenstern und zwei Gendarmen zurück. Gyldenstern trat ein und sah zuerst nicht auf. Er setzte sich langsam und sah sich dann erst in dem Raume um. Da sah er Heinz und ein Lächeln des Erkennens flog über sein Gesicht. Er lächelte Heinz vertraulich zu.

Heinz wurde blaß über so viel Frechheit. Mister Sinther sah Heinz erstaunt an.

Der Beamte begann: „Herr Gyldenstern –, Sie schulden uns noch immer Antwort auf die Frage, was Sie dazu bewog, die Eingeborenen mit Waffen zu versorgen?"

Gyldenstern schwieg und sah angespannt auf seine Stiefel herab.

„Sie wissen recht gut, Herr Gyldenstern," fuhr der Beamte fort, „daß Sie uns früher oder später werden Aufklärung über Ihre seltsame Handlungsweise geben müssen. Es ist besser für Sie, wenn Sie sofort ein Geständnis ablegen. Das erleichtert Ihre Lage!"

Gyldenstern schwieg.

Nun wandte sich der Beamte leise an den einen Soldaten.

„Hat er am Wege etwas fortgeworfen?"

Der Soldat verneinte.

Der Beamte wandte sich an Heinz. „Wir konnten ihn noch nicht untersuchen, mußten sehen, daß wir ihn so rasch als möglich aus dem Walde bekamen. – Wenn

Digitized by Google

Sie gestatten, möchte ich jetzt eine Untersuchung vornehmen lassen!"

Heinz nickte.

Über das Gesicht Gyldensterns lief ein Zucken. Er stand plötzlich auf. „Zu einer Untersuchung haben Sie kein Recht!" rief er erregt.

Der Beamte wies schweigend auf seine Legimation. „Die Untersuchung findet statt!" sagte er dann kurz.

Gyldenstern trat einen Schritt zurück. „Dann verzeihen Sie, wenn ich vorher noch etwas ordne!" sagte er mit einem zwinkernden Blicke auf Heinz. „Ich hatte im Auftrage des Herrn Rittmeisters etwas zu unternehmen. Sie werden mit mir zufrieden sein!" wandte er sich nun an Heinz. „Ich habe Ihre Wünsche vollständig erfüllt." — Er griff in seine Brusttasche und überreichte Heinz lächelnd ein Bündel Papiere. „Hier ist alles!" sagte er. „So — Herr Kommissär, nun können Sie mit der Untersuchung beginnen!"

Heinz sah starr auf Gyldenstern und die Papiere, die er in den Händen hielt. Was hatte Gyldenstern nur jetzt gesagt? „Aber ich kenne Sie doch nicht!" sagte er endlich fassungslos. „Ich habe Ihnen doch nie einen Auftrag erteilt!"

„Bitte, machen Sie nicht so viele Worte!" sagte Gyldenstern, spöttisch lächelnd. „Es könnte sonst jemand sehr aufmerksam werden! — Wir sprechen später über

Digitized by Google

alles weiter. Bei Ihnen bin ich ja meines Geldes sicher!"

Heinz sah hilflos auf den Beamten. „Was soll ich mit diesen Papieren anfangen? Der Herr hier ist ja wahnsinnig, – ich habe ihn nie gesehen!"

Gyldenstern verschränkte wieder die Arme und sah angelegentlich auf seine Stiefel.

„Wollen Sie mir die Papiere übergeben?" fragte der Gendarmeriechef.

„Aber, bitte!" rief Heinz bereitwillig. „Hier sind sie."

„Aber nun dürfen Sie den Herrn wohl um sein Stillschweigen bitten, damit die Papiere nicht bei der Protokollverlesung genannt werden. Das könnte sonst unangenehm sein!" meinte Gyldenstern wieder spöttisch und überlegen.

„Was soll mir da unangenehm sein?" brauste Heinz auf. „Ich kenne Sie nicht, ich habe Ihnen niemals einen Auftrag gegeben. Was wollen Sie eigentlich von mir?"

„Bitte, erregen Sie sich nicht unnütz!" sagte Gyldenstern. „Mister Sinther wird schon aufmerksam – und das werden Sie doch am wenigsten wünschen!"

Heinz sah auf Mister Sinther, der ruhig von einem zum andern sah.

„Ist meine Anwesenheit peinlich?" fragte der Engländer und erhob sich.

Digitized by Google

„Bitte, bleiben Sie!" rief Heinz. „Ich weiß nicht, was dieser Mensch von mir will. – Und nun, – bitte, verlesen Sie doch die Papiere, damit wir endlich wissen, um was es sich handelt!"

Gyldenstern setzte sich und verschränkte beide Arme. Der Beamte entfaltete die Papiere und begann zu lesen. „Exposé zur Errichtung einer Zellulosefabrik und anderer Holzverwertungsindustrien. Sinther & Co."

Mister Sinther sagte ruhig: „Das ist das Exposé einer unserer neu zu gründenden Gesellschaften. Das ist sehr hübsch!"

Heinz war bleich. „Also ist es doch wahr!" rief er erregt. „Nun kenne ich Sie, Herr Sinther!"

„Bitte, – wir wollen weiter hören!" entgegnete gleichmütig der Engländer. „Die Überraschungen dürften ja für beide Teile wesentlich sein!"

Der Beamte las weiter: „Beilagen. Das Projekt der erforderlichen Fabriken. – – Hier sind die Beilagen! Soll ich den Entwurf vorlesen?"

„Wie Sie wünschen!" sagte Heinz. „Mir genügt, was ich nun weiß! Nun sehe ich wenigstens klar! Nun habe ich den Beweis für meine Vermutung! Nun, Herr Kommissär, – nun wird Ihnen vielleicht auch der Zusammenhang klar? Wer steckt hinter dem Patentdiebstahl? Wer allein konnte einen Vorteil davon haben? Wer bediente sich dieses Gyldenstern?" Heinz schrie nun fast.

Digitized by Google

Mister Sinther stand auf. „Sie verkennen die Tatsachen, mein Herr!“ sagte er ruhig. „Wir hörten doch, was Herr Gyldenstern eben sagte. Dieses Exposé und die Pläne, die aus meinem Schreibtische in Menado so rätselhaft verschwanden, waren für den Herrn hier“, er wies auf Heinz, „bestimmt. Herr Gyldenstern ist der Dieb, — das ist ja nun klar. Aber klar ist nun auch, wer der Auftraggeber war. — Der Herr wollte die Sache umkehren, das ist echt: das kennen wir! — Aber die Dinge liegen wohl zu klar!“

Heinz trat vor den Engländer und hielt ihm beide geballten Fäuste unter die Augen. „Herr! Wagen Sie nicht, das zu wiederholen! Ich könnte sonst vergessen — —“

„Daß ich Ihr Gast war! — Sie haben recht!“ sagte Mister Sinther kühl. „Ich werde sofort diese unmögliche Lage ändern. — — Aber wir sprechen uns wohl noch! — Der Herr Untersuchungsleiter hat ja, wie ich selbst, bemerkt, wie vertraut Ihnen Herr Gyldenstern bei seinem Eintritt zunickte. Das allein war deutlich genug. — Herr Reverend, verzeihen Sie, wenn ich hier nicht länger anwesend sein kann. Ich werde schon irgendwie Unterkunft finden! Und morgen komme ich mit Ihnen nach Paloppo. Das wird mein Fuß schon gestatten. — Gute Nacht, Herr Reverend.“ Mister Sinther verneigte sich gegen den Beamten und ging langsam hinaus.

Digitized by Google

Heinz wandte sich wutbebend an den Beamten. „Dieser Engländer wird mir sein Benehmen büßen! Er wird mich kennen lernen! — — Und Sie, Gyldenstern!" Heinz machte Miene, auf den Makler loszugehen.

Der Beamte trat auf Heinz zu. „Wir können das Verhör hier nicht fortsetzen!" sagte er. „Wir werden die Untersuchung des Gefangenen durchführen und bringen ihn morgen nach Paloppo. Dort werden sich wohl auch Sie einfinden?"

„Dieser Mister Sinther!" — rief Heinz wieder. „Mein erstes Empfinden hatte doch recht, wie immer!"

Der Beamte zuckte die Achseln. „Es wird sich noch alles klären," sagte er beruhigend. „Aber — ich kann Sie versichern, — ein Engländer macht so etwas nicht!"

Heinz erblaßte. „Da halten Sie es also eher für möglich —?" fuhr er auf.

„Ich habe keinen Grund, an Ihnen zu zweifeln!" sagte der Beamte. „Die Untersuchung wird alles klären. — Ich möchte Sie aber sehr bitten, uns jetzt ein wenig allein zu lassen!"

Heinz ging nach kurzem Gruße hinaus. Ärgerlich ging er im Wohnzimmer auf und ab. So waren sie nun alle! Ein Engländer macht so etwas nicht! Unglaublich war das! Woher nur diese verrückte Meinung über dieses Volk kam? Alle lagen sie vor ihm im Staube!

Digitized by Google

Wie anders das geklungen hatte: Ich habe keinen Grund, an Ihnen zu zweifeln! – Das galt nur ihm. Nur weil ihn der Beamte kannte, nur deshalb traute er ihm keine Schurkerei zu. Nicht deshalb, weil er einem Volke angehörte, „wo man so etwas nicht tat!" Es war wirklich zum Lachen mit dieser Schwärmerei aller Menschen für England!

Nun, diesmal würde sich ja bald alles erklären und die Tatsachen würden dann beweisen, wessen ein Angehöriger des angebeteten Volkes fähig war!

Digitized by Google

XXXII.

Das war während der Zeugeneinvernahme in Paloppo, daß zweie nicht wagten, sich anzusehen. Das war in dem schlichten Kanzleiraume der Gouvernementsgendarmerie, daß zweie um einen Schein bleicher wurden und dann eine brennende Röte der Scham über ihre Stirne strich. Rittmeister Heinz und Mister Sinther sahen sich nicht an, als der Verlauf der Verhandlung jäh und blitzartig aufleuchtend dunkelste Zusammenhänge erhellte.

Dann klang die Stimme des Vorsitzenden scharf und schneidend in den Saal: „Herr Gyldenstern, es ist ganz unnötig, daß Sie uns länger Geschichten erzählen! Nun ist uns alles klar! Ihr Plan war klug, aber doch nicht so klug, daß Sie sich nicht in ihm verstrickt hätten. Es leuchtet uns ja ein, daß Sie, der Dammarkönig, die Bestrebungen anständig arbeitender Firmen mit scheelen Augen betrachten mußten. Sie, der Sie die Eingeborenen unglaublich mißbrauchten und ausnutzten und aus der elend bezahlten Arbeit Ihrer Leute immer neuen Reichtum preßten, Ihnen mußte es peinlich sein, daß durch die Gründung großer Gesellschaften neue, gut

Digitized by Google

bezahlte Arbeit für die Eingeborenen geschaffen wurde. Es mußte Ihnen peinlich sein, daß Mister Sinther Eingeborene, die sonst für einen Hungerlohn für Sie Dammar gesucht hätten, für seine Stahllieferungen verwenden wollte. Es mußte Ihnen noch unangenehmer sein, daß Mister Sinther an die Gründung von Holzverwertungsgesellschaften dachte und damit vielleicht langsam das Ende für Ihren Raubbau an unseren Wäldern gekommen wäre. Noch unangenehmer aber mußte Ihnen der deutsche Rittmeister sein, der mit den Patenten seiner Fabrik eine Stockrodung hier einführte, die unerhörte Aussichten auf die Gewinnung von Harzen eröffnete. Das alles ist uns klar, Herr Gyldenstern, und wir verstehen Ihren Haß. Wir begreifen den Haß des Maklers gegen alle, die ihren Gewinn schöpferischer Tätigkeit verdanken."

Der Vorsitzende sah auf seine Notizen und fuhr fort: „Nun dachten Sie über Mittel und Wege nach, um den Engländern und Deutschen das Gelingen ihrer Pläne unmöglich zu machen. Und sie haben ein wahrhaft teuflisches Mittel ersonnen."

„Das ist alles Unsinn, — das ist alles unrichtig!" rief Gyldenstern.

Der Vorsitzende fuhr unbeirrt fort: „Die Aussagen der Zeugen haben unzweideutig ergeben, daß Sie mit einigen Ihnen ergebenen, von Ihnen gekauften

Digitized by Google

Eingeborenen sowohl den Diebstahl in Menado als jenen oben im Walde ausführten. Sie haben den Aufstand im Walde angezettelt, durch den bereits einige Menschenleben zu beklagen sind!

Sie wußten, daß Mister Sinther sich für die Arbeiten des deutschen Rittmeisters interessierte und daran dachte, mit ihm gemeinsam die Grundlagen für eine großzügige Holzverwertung auf Celebes zu schaffen. Darum setzten Sie alles daran, um beide zu entzweien, um durch einen Prozeß, einen Kleinkrieg, die Arbeit beider unmöglich zu machen. Jawohl, Herr Gyldenstern – bitte unterbrechen Sie mich nicht. Das alles haben die Tatsachen unzweideutig ergeben! Darum wäre Ihr Leugnen fruchtlos. Wir wissen nun alles, von dem Diebstahl in Menado, von der Einschmugglung Ihrer Mithelfer unter die Arbeiter im Walde, von den Hetzereien, die Sie unter den Eingeborenen anzettelten, von Ihren Waffenlieferungen. – Ehe ich das Protokoll schließe, möchte ich noch wissen, was Sie zu Ihrer Verantwortung anzuführen haben?"

Gyldenstern war sehr bleich, als er erregt erwiderte: „Ich war früher hier und andere haben hier nichts zu suchen! Sie zerstören mein Geschäft! Und es ist nicht nur das. Ich weiß auch, daß beide, der Engländer und der Deutsche, geheime Pläne gegen die holländische Regierung hier haben! Wenn ich erzählen wollte!"

Digitized by Google

„Sie sollen uns gar nichts erzählen!" sagte der Vorsitzende ruhig. „Da Sie zu Ihrer Verantwortung weiter nichts anzuführen haben, lasse ich Sie nun abführen!"

„Ich gehe — aber meine Leute werden mich rächen!" rief Gyldenstern haßerfüllt.

Der Vorsitzende zuckte die Achseln und gab zwei Soldaten den Auftrag, Gyldenstern abzuführen. Dann schloß er die Verhandlung.

Heinz und Mister Sinther drückten sich scheu aneinander vorbei und strebten jeder dem Ausgang zu. Im Tore mußten sie nochmals aneinander vorüber. Da sahen sie beide plötzlich auf und blieben stehen. Sie gaben sich schweigend die Hände und gingen miteinander durch die Straßen.

Endlich brach Heinz das Schweigen, aber er wagte nicht, über die Verhandlung zu sprechen: „Nun hält es mich hier nicht länger!" sagte er unruhig. „Ich muß in meinen Wald hinauf. Wer weiß, was dort geschehen ist. Ich bange um meine Leute."

„Nehmen Sie mich mit!" rief der Engländer rasch und sah Heinz bittend an. „Es geht schon ganz gut mit meinem Fuß, — ich werde einen Ritt schon aushalten. Und vielleicht können Sie mich brauchen!"

Heinz nickte.

So ritten sie am nächsten Tage von Paloppo fort. Erst schwiegen sie lange oder sprachen nur, um die Stille

Digitized by Google

zu unterbrechen. Noch wagte keiner an das Geschehene zu rühren.

Mister Sinther brach zuerst den Bann. „Das war das Bedeutungsvollste, was ich je erlebt!" sagte er. „Sie werden mich verstehen. Für mich ist das mehr als der Streich eines Lumpen und Mißgünstigen."

„Ich bin entsetzt, wie leicht es gelingt, uns vom Häßlichen und Gemeinen zu überzeugen!" antwortete Heinz schwer.

„Das ist es, was ich meine!" sagte Mister Sinther. „Das erscheint mir so bedeutungsvoll und gibt mir so viel zu denken! Daß wir alle so sind! Daß wir so leicht zum Werkzeuge eines Dritten werden, der nur entzweit, um Arbeit und Kraft zu zersplittern! — Herr Rittmeister, ich habe wenig Hoffnung, daß es je anders wird! — Wir alle sind so leicht geneigt, von anderen Böses zu denken und denken früher an Rache als daran, uns zu überzeugen. Darum haben die Gauner so leichtes Spiel mit uns! — — Herr Rittmeister — es drängt mich, Ihnen zu sagen, daß ich mich schäme!"

„Auch ich schäme mich!" sagte Heinz und sah den anderen voll an. „Wir haben alle so wenig Geduld."

Mister Sinther sagte mit leichtem Tone: „Nun ist alles in Ordnung! Diesmal ist ja nichts geschehen! Herrn Gyldenstern gelang sein Werk nicht — und wir beide haben gelernt! Es hat sich alles aufgeklärt — also ist die Sache erledigt!"

Digitized by Google

„Nun gilt es noch, die Arbeiter aufzuklären!“ entgegnete Heinz. „Auch sie waren nur die Opfer eines fremden, bösen Willens!“

Sie ritten weiter, jeder schweigend in seine Gedanken versunken.

Als sie bei dem Heime von Heinz anlangten, sprang Heinz aus dem Sattel und lief die Treppe zu Maria hinauf. Mister Sinther blieb wartend am Tore.

Heinz berichtete kurz, was geschehen und fragte nach Nachrichten aus dem Walde.

„Ich weiß gar nichts —“ sagte Maria. „Heute morgens kamen einige Boten aus dem Walde, darauf ritten Franz und Friedl weg. Sie sind noch nicht zurück.“

„Ich will ihnen entgegenreiten!“ sagte Heinz. „Ich bin ungeduldig, zu erfahren, was sich oben ereignet hat!“ Und er eilte nach kurzem Abschied weiter.

Mister Sinther ließ es sich nicht nehmen, Heinz zu begleiten. So ritten sie weiter schweigend durch die Reisfelder und tauchten bald in den abenddämmernden Wald.

Ihre Gedanken waren noch immer bei dem Geschehen, das ihnen beiden so bedeutungsvoll schien, denn von ihm liefen Beziehungen zu vielem und auch zu größerem Geschehen, das vielleicht auch nur durch die Schuld dritter und durch den bösen Willen der Menschen, immer so leicht

Digitized by Google

und so gerne das Schlimmste von anderen zu glauben und ohne Überlegung zu richten und anzuklagen, verschuldet schien.

Mister Sinther sagte plötzlich schwer in ihr Schweigen: „Wir hätten uns manches ersparen können!"

Dieses Wort stand jäh schwer und anklagend zwischen ihnen.

Heinz wollte etwas entgegnen, – da hörte er Stimmen. Und schon brach aus dem Waldesdunkel ein seltsamer Zug. Vier Malaien trugen eine Bahre aus Bastgeflecht.

Heinz und Mister Sinther sprangen vom Pferde. Heinz trat zu den Trägern – und fuhr jäh zurück. Auf der Bahre lag Warang und von seiner Stirne sickerte dunkles Blut.

„Er wurde von den Unsern erschlagen!" sagte einer der Träger. „Es war ein Zufall. Er wagte sich zu weit vor, als er den Verwundeten Wasser brachte."

Der zweite Träger sagte: „Sie bringen noch einen! – Einen weißen Herrn!"

Heinz griff eine Hand eisig und fremd nach dem Herzen.

Da sah er schon die Träger. Franz schritt neben ihnen.

Er trat zögernd auf Heinz zu und sagte leise: „Er ist schwer verwundet, Herr Rittmeister. – Er ist ohne Bewußtsein. Ich weiß nicht, ob er davonkommt!"

Digitized by Google

Heinz sah Friedl an. Seltsam starr schien sein Antlitz. Die Lippen standen halb offen und um die geschlossenen Augen lagen schwere, dunkle Ringe. Er rief Friedl an, aber der antwortete ihm nicht. Da strich er ihm mit einer zitternden Hand über die feuchte Stirne.

Dann wandte sich Heinz nach dem Engländer um. Mister Sinther trat wortlos neben ihn. Aber beide wagten nicht sich anzusehen. Sie schritten schwer und schweigend hinter dem Zuge, der langsam durch den Wald schwankte. Die Träger entzündeten Fackeln, die ein düsteres Licht auf den Waldweg warfen.

Und keiner wagte zu sprechen, keiner erzählte, wie es gekommen, daß zweie so still lagen. Und Heinz fragte nicht.

Heinz ging neben Mister Sinther hinter den Trägern, die Friedl trugen. Lange gingen sie so nebeneinander und keiner sprach ein Wort.

Da – plötzlich, fühlte Heinz eine Hand, die seine fest umklammerte. Und eine helle, hochmütige Stimme war plötzlich verhängt und schwer. Mister Sinther sagte: „Wir sprachen von Irrtum, der sich klären läßt. Und nun liegt hier einer ganz still und ein anderer todeswund. – Was hilft es, daß die Lebenden sich erkennen? – – Es weckt die anderen nicht mehr auf!"

Digitized by Google

XXXIII.

Friedl lag fieberglühend zwischen weißen Kissen. Noch war er nicht zum Bewußtsein gekommen. Noch rang sein junger Körper mit der harten Stimme, die ihn rief, immer wieder rief, weit weg von Kampfeslärm und Liebe. Nur wenn eine weiche Frauenhand über seine Stirne glitt und die Kissen zurückdrückte, waren seine zuckenden Züge für einen Augenblick gestillt, und seine Lippen, denen sonst nur leise, zusammenhanglose Worte entbrachen, formten erkennend und selig den Namen: „Maria!"

Maria saß Tage und Nächte an dem Lager Friedls und lauschte erschreckt seinen irren Worten. Diese Worte jagten und hetzten sich und zeugten von den wirren Bildern, die Friedls fiebernde Phantasie erfüllten. Aber oft mußten sie schön sein, diese Bilder, und voll Sonne! Dann lächelte er tief in sich hinein! Und lächelte zu dem Worte, das immer wieder aus seinen Phantasien brach: „Deutschland!" Und dann begann Friedl zu sprechen, unzusammenhängend und oft nur murmelnd, aber Maria fügte sich seine Träume aus den irren Worten. Von den Schloten der Heimatstadt sprach er

Digitized by Google

und dem Bergwerk, in das der Vater tauchte um aus ihm arbeitend das Brot für Weib und Kind zu schaffen. Von Blumenstöcken, die in den Fenstern der Arbeiter blühten, von dem Murmelspiel der anderen Knaben in engen Gassen.

Und „Mutter!" rief er so oft angstvoll und sehnsüchtig aus seinen Träumen. Und er bettelte und beschwor das Meer, das seine Mutter gefangen hielt und rief die Wolken zu Zeugen, die gesehen, wie seine Mutter in das Meer gesenkt wurde, nur um ihm die seltsamen Tiere zu holen, die er geschaut. Und „komm zurück!" schrie er mit schriller Stimme.

Dann war der Kaiser in seinen Träumen. Alle verneigten sich und nur Friedl stand aufrecht vor ihm. „Ich habe für dich gekämpft!" sagte Friedl und sah mitten in die strahlenden Augen seines Kaisers. „Für dich und Maria!" schrie er mit so jubelnder Stimme, daß Maria an seinem Lager erschrak und seine Hände, die wild durch die Luft fuhren, in die ihren nahm, bis er ruhiger wurde und nur selig lächelnd wiederholte: „Für dich und Maria!"

Aber dann kamen wieder dunklere Träume. Unruhig warf sich der Fiebernde hin und her. So viele Toradjas stürmten gegen ihn. Sie waren winzig klein und sprangen wie toll auf den Linnen seines Bettes. Immer mehr wurden sie. Und sie trugen riesige Köpfe auf ganz kleinen

Digitized by Google

Körperchen, die sie kaum zu tragen vermochten. Und Friedl schlug um sich und schrie vor Angst und Zorn.

Dann rang er mit Heinz. Sie waren Ritter und ihre Rüstungen klirrten aneinander. Heinz hatte ein riesiges Schwert und Friedls Waffe war ein kleiner, stumpfer Kindersäbel. Aber damit schlug er auf Heinz, bis dieser in die Knie sank. Aber nicht lange konnte er sich seines Sieges freuen, denn dann mußte er mit Heinz furchtbar lange Stiegen in rasendem Laufe erklettern und gewonnen hatte, der früher oben war. Und oben stand Maria in einem weißen Kleide und lachte. Wie grell sie lachte! Friedl keuchte vor Anstrengung — die Stiegen waren entsetzlich hoch!

Von einem Bilde in das andere warfen die Träume Friedl. Und keinen erkannte er, der an seinem Bette stand. Nicht den Arzt aus Paloppo, der mit ernstem Antlitz seine Hand in seine nahm, nicht Franz, der unbeholfen und mit erschreckten Augen vor ihm stand, nicht Heinz und Maria.

Und dann war es jäh über Nacht, daß Friedl aus seiner Wirrnis erwacht war und mit großen, tiefliegenden Augen um sich sah. Und das erste, was seine suchenden Blicke fanden, war Maria. Da fiel er mit einem Lächeln und einem tiefen Aufatmen zurück und sank in einen Schlaf, so tief und köstlich, wie man ihn nur ganz nahe dem tiefsten und ernstesten Schlafe erleben kann.

Digitized by Google

Da sagte der Arzt aus Paloppo zu Heinz und Maria, daß Friedl gerettet sei.

Und nun kamen köstliche Tage für Friedl! Das waren die Tage des neuen Hineinwachsens in alle Dinge. Da waren hundert Dinge, die er mit stillem Jubel sich wieder zu eigen zwang und wieder erkannte. Und da war dieses köstliche Empfinden eines Strömens in seinen Körper, daß seine Lungen sich dehnen mußten in einem tiefsten Atemholen.

Da war es, daß Maria immer kürzer an seinem Bette blieb, weil sie sich vor diesen Blicken fast fürchtete, die so brennend an ihr hingen und so schwer.

Und Friedl lag und hatte so unendlich viel Zeit nachzudenken und alles zu ordnen, was nun wieder mit verdoppelter Macht in sein Bewußtsein stürmte. Da war Warang, — an dessen Tod er immer wieder denken mußte. Und immer noch konnte er es nicht fassen, daß er Warang, der ihm Freund gewesen trotz aller Fremdheit, nie mehr sehen würde. Nie mehr wieder! Das war ein Wort, das Friedl gar nicht fassen konnte.

Und da war Maria und dieses Neue, das nun in seiner Liebe war. Aber darüber konnte Friedl nicht nachdenken, das war eine brennende Not.

Er konnte sich nur wehren gegen dieses Fremde, das in seine Liebe kam, daß sie aufbrach fremd und wild wie eine jener Tropenblüten, die er schon so lange nicht

Digitized by Google

gesehen. Und dieses Fremde zerbrach sein Wehren wie ein törichtes Spielzeug, klopfte in seinen Schläfen und brannte auf seinem Munde, bis er nichts mehr wußte, als daß Maria schön war und daß er sie einmal in seine Arme zwingen müsse und dürfe er sie dann auch nie mehr sehen, müsse er dann auch für immer fort.

Und doch wußte Friedl, daß diese Träume Schuld waren und Verrat. Denn seine Liebe und dieses Begehren, das ihn zu zerbrechen drohte, galt nicht einer, für die er kämpfen durfte und heilig werden in einsamsten Stunden, galt nicht einer, die ihm nach unerhörten Mühen und Leiden werden durfte als seines Lebens köstlichster Lohn, – sie galt einer Frau, die ihr Sein und Leben schon verschenkt hatte und jeder heiße Gedanke an sie war Verrat und Schuld.

Und doch konnte Friedl diese Träume nicht erschlagen, diese Träume nicht und seine Liebe, die es nicht mehr stillte, wenn er mit Maria sprechen durfte oder ihre Hand über seine Haare fuhr.

Da wuchs ein Wille in Friedl, fremd und groß. Und als er mit ersten zagenden Schritten aus dem Krankenzimmer in den Garten trat, aus dem ihm das Leben wild und überschäumend wie ein Verheißen entgegenflutete, da wußte er sich schon stark genug, sich ein Wehestes zu tun und ein Schwerstes zu ertragen.

Digitized by Google

Und als Friedl langsam durch den Garten ging, als die vielen fremden wilden Blüten seine Knie streiften, da blieb er einen Herzschlag lang wie taumelnd stehen und barg seinen Kopf in beiden Händen.

Als er aber aufblickte und sah, wie Maria in einem lichten Kleide langsam auf ihn zukam, blieb er wartend stehen und um seinen Mund lag schon das Lächeln, das er in einer schwersten Stunde gelernt.

Digitized by Google

XXXIV.

Friedl Bösbauer bat Herrn Sinther um eine Unterredung. Und der Engländer kam mit seinen leichten Schritten zu Friedl, der ein wenig blaß im Liegestuhle lag, ganz fremd in dem blühenden Garten.

„Nun liegen Sie in demselben Liegestuhle, in dem ich mein Bein still halten mußte!" sagte Mister Sinther. „Nun haben Sie das Schlimmste hinter sich und werden so rasch wie ich wieder auf die Beine finden!"

„Setzen Sie sich zu mir!" sagte Friedl leise.

Mister Sinther zog sich einen Gartenstuhl zu Friedl. „Nun möchten Sie natürlich gerne wissen, was im Walde los ist? Nicht wahr?"

Friedl sah schweigend vor sich hin.

„Sie dürfen zufrieden sein!" fuhr Mister Sinther fort. „Ihr habt damals alle Eure Sache wirklich famos gemacht! Es mag ja ein heißes Stück Arbeit gewesen sein. — Aber die letzte entscheidende Niederlage, die ihr den Aufständischen zugefügt habt, hat den Leuten wirklich den Spaß verdorben. Es ist jetzt vollständige Ruhe, — ja, ein Teil der Arbeiter kam sogar zu Ihrem Onkel

Digitized by Google

und bat, sie wieder in den Betrieb aufzunehmen. Es wird schon tüchtig gearbeitet oben."

Über Friedls Antlitz flog ein Lächeln. „Ja, ich freue mich so!" sagte er. „Nun ist ja alles gut!"

„Ja, — Sie junger Held, — wird sind alle tief in Ihrer Schuld!" sagte der Engländer ernst. „Wir wissen, daß wir es vor allem Ihrer Tollkühnheit verdanken, daß damals der Überfall Ihre Leute nicht völlig zu überrumpeln vermochte. Ja — wir wissen alles — aber nun wollen wir nicht weiter darüber sprechen, Sie dürfen sich nicht aufregen!"

Friedl lag einige Zeit still und schloß die Augen. Dann sagte er: „Ich wollte mit Ihnen sprechen, Mister Sinther!"

„Ja? — Was gibt es also junger Freund?" fragte Mister Sinther.

„Sie gehen doch jetzt nach Menado zurück?" begann Friedl.

„Ja!" antwortete der Engländer. „Meine Arbeit verlangt mich endlich wieder. Ich war ja nur in diese Gegend gekommen, um einen Freund in Makale zu besuchen, und dann, um Ihren Onkel kennen zu lernen, von dessen Versuchen ich gehört hatte und den ich um das Zusammengehen mit unseren Plänen bitten wollte! — Zu dieser Zusammenarbeit sind wir allerdings auf merkwürdigen Umwegen gelangt!" fügte er lächelnd hinzu.

„Ich möchte Sie bitten," sagte Friedl nach einem tiefen Atemholen, „mich nach Menado mitzunehmen!"

Digitized by Google

„Sie wollen von hier fort?“ rief erstaunt Mister Sinther. „Aber das kann ich gar nicht glauben! Das kann doch nur eine Stimmung sein. – Sie möchten wohl einigen Eindrücken hier ausweichen? – – Ja, – ich hörte ja, der Toradjajunge Warang sei Ihr Freund gewesen?“

„Nein, es ist nicht das!“ sagte Friedl. „Ich gehe sehr schwer fort, – aber es geht nicht anders!“

„Und es geht Ihnen doch hier so gut!“ fuhr der Engländer verwundert fort. „Aber natürlich – wenn Sie wollen – sehr gerne nehme ich Sie mit! Ich weiß, daß Sie hier Vieles gelernt haben – und dann: einen so unerschrockenen Jungen wie Sie – den kann man überall brauchen!“

„Es ist nur,“ begann Friedl zögernd, „ich möchte Sie bitten, daß Sie meinem Onkel erzählen, Sie selbst hätten mir diesen Vorschlag gemacht! Überhaupt! – ich möchte nicht, – daß meine Pflegeeltern viel fragen. Ich –“

„Ihr Onkel und Ihre Tante werden sehr traurig sein, daß Sie sie verlassen!“ sagte Mister Sinther. „Ihr Onkel war doch immer sehr gut zu Ihnen. Sie haben sich doch immer mit ihm vertragen? Nein, ich verstehe das wirklich nicht!“

„Ich habe meinen Onkel sehr gerne!“ antwortete Friedl. „Nein, es ist nicht das. Onkel war immer

Digitized by Google

sehr gut zu mir und es tut mir leid, ihn zu verlassen!"

„Und Ihre Tante?" fragte Mister Sinther. „Das ist doch eine entzückende Frau! Und wie ich weiß, hat sie Sie sehr lieb!"

„Ich habe sie sehr lieb!" sagte Friedl fast unhörbar.

Mister Sinther sah, wie über des jungen Mannes Stirne eine brennende Röte flog und seine Lippen zuckten. Er fragte nichts mehr.

„Sie wollen also gleich mit mir kommen?" meinte Mister Sinther. „Ich will in einer Woche abreisen, werden Sie da schon reisefähig sein?"

„O ja!" nickte Friedl. „Und nicht wahr — Sie helfen mir, damit mein Onkel keine Schwierigkeiten macht!" bat Friedl.

Mister Sinther griff nach Friedls Hand. „Wie es unter Männern und Freunden selbstverständlich ist!" sagte er sehr ernst. „Ich werde Sie nichts weiter fragen, — aber das muß ich Ihnen sagen, ich will Ihnen Freund sein — Sie junger Held!" Mister Sinther betonte die letzten Worte ganz eigen.

Und Friedl sah erglühend in zwei ernste Männeraugen und fühlte eine Hand, die sich fest um seine schloß.

Und doch wußte keiner, was Friedl dieser Abschied war. Fast nicht zu ertragen war es, daß er nun in den letzten Tagen vor seiner Abreise. abschiednehmend jene

Digitized by Google

Wege gehen mußte, die er so oft allein oder mit Warang, — mit Maria gegangen.

Da war der Abschied vom Walde. O, Wald war ja überall, — Wald gab es auch unweit von Menado, wie Mister Sinther erzählt hatte. Aber nicht diesen. Und es war ganz heimlich und scheu, daß Friedl manchen Stamm umfing und von ihm Abschied nahm wie von einem geliebten Bruder.

Da war diese wilde, unsagbar schöne Welt, in der Friedl geworden und gewachsen, in der er Warang erlebt und ein schmerzlichstes Einsamsein. Da waren die Wege durch die Reisfelder, die er so oft mit Maria gegangen. Da waren Büsche, Baumstümpfe und geheime Plätze am Wasser, die wußten, wie Friedl getreu mit sich gestritten und wie er zu sich gefunden aus der Wirrnis mancher Stunde.

Aber Friedl hatte in den langen Tagen eines frühen Einsamseins gelernt, sich zu verbergen. Darum erriet keiner, was Friedl dieser Abschied war.

Seine Hand zitterte nicht, als er sie abschiednehmend in die von Heinz legte. Helle und fast fröhliche Worte fand er, als er Franz und dem Gärtner vom Wiedersehen sprach. Und auch das Schwerste konnte er noch mit trockenen Augen. Nur ein wenig zuckte es um seinen Mund, als er vor Maria stand. Nur ein wenig.

Heinz ahnte den Inhalt dieser Stunde, aber rührte

Digitized by Google

mit keiner Gebärde daran. Und er sah nur immer auf diesen jungen Mund, der so herbe sich schloß, und auf diese jungen Augen, in denen groß und fern ein Schwerstes leuchtete: ein Verzichten.

Dann gingen Maria und Heinz allein in ihr Haus zurück. Maria sann: Wie fremd und fern Friedl gewesen war! Ihm wurde der Abschied doch viel leichter als sie erwartet hatte?

Und etwas war in seinen Augen gestanden, was sie nicht erfassen konnte. Eine fremde, fremde Welt. Und Maria sann erblassend, welche Ferne ein Mann zwischen sich und die geliebteste Frau legen konnte.

Digitized by Google

XXXV.

Nun wußte Maria, daß es zwischen ihr und Heinz nie mehr so werden konnte wie in den jungen Tagen ihrer Liebe. Nicht einmal die Tage tiefster Erschütterung hatten sie wieder zueinander gezwungen, wie sollten sie nun die kommenden Tage ertragen, die sie wieder unrettbar aufeinander wiesen und keine Möglichkeit mehr boten, in der Erregung eines von außen einbrechenden Geschehens sich wieder näher zu kommen?

Nun würde es wieder so sein Tag für Tag: Heinz an seine Arbeit gegeben und ihren neu einsetzenden Takt, sie an einen Alltag gebunden, von dem kein geheimer beglückender Zusammenhang mehr zu dem Leben eines geliebten Menschen lief, für den sie sorgen durfte. Ja, nun würde sich ein Tag leerlaufend an den andern reihen und ihr Leben würde sein, einem Abend entgegenzubangen, der nur innerlich leere Gespräche und ein immer angstvolleres einander Ausweichen brachte.

Was half es, daß ihr Stolz es vermochte, sie äußerlich nach seinem Willen zu formen, ihre Züge zu beherrschen, daß die gleichgültige Maske feindselige Wirklichkeit ihr und Heinz schien? Was half es, daß er

Digitized by Google

ihren Mund in eine herbe Linie bannte, damit kein Zucken und kein klagendes Wort ein Geheimstes verriete, das Maria nicht wissen wollte. Was half es, daß er selbst ihre Augen in müdes, glanzloses Grau zwang, damit kein feuchter Glanz Heinz etwas verriete, was sie selbst sich nicht gestand?

Dieser Stolz, zu dem sie betete in ihrer Not und an den sie sich klammerte, vermochte ja doch das eine nicht. Er vermochte nicht, ihr die jähen Augenblicke zu ersparen, in denen sie erschreckend ihr Inneres sah und erkannte, da sie erfuhr, daß sie sich selbst belog, und es nur ihre Scham über die Veränderung in Heinz war, die sie hieß, immer neue Anklagen gegen ihn zu finden und sich immer neue Beweise zu schaffen, daß sie Heinz nicht mehr liebe.

Es war in einer heimlichsten und bittersten Stunde, daß Marias Fühlen den Fesseln ihres Stolzes entbrach und sie sich erkannte. Da wußte sie es jäh und erschrak über dieses Wissen, warum sie es nicht ertragen konnte, mit Heinz so weiterzuleben, warum sie nach einem Auswege suchte, diesem Leben zu entrinnen. Es war, weil sie ihrem Leben keinen anderen Sinn geben konnte. Sie hatte ihr Sein und Leben einmal verschenkt und sie war nicht von denen, die sich zurücknehmen konnten, die über einen zerschellten Traum hinweg neue Wege in das Leben fanden. Ihre feindseligen Gespräche mit Heinz,

Digitized by Google

der oft selbst ihr sinnlos scheinende Widerspruch gegen seine Meinungen, ihre ganze äußerlich veränderte Art war ja nur der schmerzhafte Versuch, sich zurückzunehmen, auszulöschen, was sie mit dem Bekenntnis ihres ganzen Wesens einst gegeben. Ein Versuch, der nur äußerlich gelungen war! Das wußte sie nun tief in dieser Stunde des Selbsterkennens.

Sie konnte ihrem Leben keinen anderen Sinn mehr geben, keinen anderen Inhalt. Ja, es war vergeblich, wenn sie ihren Stolz aufrief und zu ihm nach Erlösen bettelte aus drängender Qual, weil immer wieder das Einst in schimmernden Bildern erstand und dadurch das Jetzt noch schwerer zu ertragen war. Es war umsonst, — sie liebte Heinz.

Das war in einer heimlichsten und bittersten Stunde, daß sich Maria dieses gestand. Ja, sie hatte gelitten in heißester Scham durch das veränderte Wesen ihres Mannes, ja, ihr Stolz hatte es vermocht, ihre Art äußerlich zu wandeln, daß nichts Heinz verriete, wie sehr sie litt: aber ihre Liebe starb nicht an der brennenden Scham und starb nicht an dem zürnenden Stolze.

Wie aber sollte sie es nun ertragen, daß Heinz neben ihr ernüchtert und feindselig durch die Tage ging? Wie sollte sie es ertragen, daß alle Wege von ihm zu ihr verschüttet lagen und sie aneinander vorbeilebten wie Fremde?

Digitized by Google

Und doch nicht wie Fremde! Maria barg das schamerglühende Antlitz zwischen beiden Händen. Hatte nicht sie beide, die der Tag getrennt und auf gegenseitige Feindseligkeiten lauernd sah, noch manche sternfunkelnde Tropennacht Herz an Herzen gefunden? War es nicht gewesen, daß manche Abendstunde, die sie einander gegenüber gesessen, in nervenzerrendem Kampf um die Überlegenheit, in kühlem Überdenken, welches Wort eine geheime Wunde des anderen treffen könnte, plötzlich in eine wilde, wortlose Liebesstunde gemündet hatte, da ihre Küsse fast Haß wurden?

Nein, das konnte, das durfte sie nicht mehr ertragen. Zu grauenhaft war das Alleinsein zu zweit, jenes furchtbarste Alleinsein, das Maria wie körperlichen Schmerz empfand. Sollte sie es tragen, daß ihr Leben so verklang, so in Leere und Häßlichkeit, daß sie einander immer fremder wurden?

Maria dachte jäh an Deutschland, an ihren Vater. In seinem letzten Brief hatte er geschrieben, wie er sich freue, daß sie mit Heinz eine neue Heimat gefunden und ein neues, reiches Leben.

Wenn ihr Vater wüßte, wie weit es mit ihnen beiden gekommen! Aber einem Vater konnte man das nicht erzählen. Und ihre Mutter war so früh gestorben, daß sie sich kaum ihrer entsann. O, nur eine Schulter wissen, an der man ausruhen durfte und weinen! Nur nicht dieses entsetzliche Alleinsein!

Digitized by Google

Maria dachte an die Menschen, die sie früher lieb gehabt und die sie in Deutschland zurückgelassen. Ein brennendes Heimweh überkam sie jäh. Nein, sie würde es nicht ertragen, hier allein zu bleiben mit einem Schicksal, das zu schwer war für sie, zu schwer. Alles war hier so fremd, die Landschaft, die Menschen! Nein, sie hatte das früher nie empfunden — niemals, da war Heinz ihre Welt, ihre Heimat gewesen. Da war Deutschland nur ein lieber, ferner Traum gewesen. Aber jetzt sehnte sie sich schmerzhaft nach vertrauten Menschen, nach einer vertrauten Umwelt, die nicht nur von Heinz sprach und dem, was früher war!

Wie seltsam, daß sie sich niemals bisher ein Kind gewünscht! Ja, früher vielleicht, als junges Mädchen, — aber später nie mehr! Nur blühen hatte sie wollen, für Heinz blühen. Ihm das Fest seiner Tage zu sein, die Stille und letztes Erfüllen, war ihr einziger Wunsch gewesen und ihres Lebens Inhalt. Nichts sollte zwischen ihr und Heinz stehen, auch kein Kind, das ihre Liebe forderte und ihre Sorge. Nein, nur blühen hatte sie gewollt — sonst nichts!

Und dann waren sie beide fast froh gewesen, daß sie keine Verantwortung für ein Kind trugen, daß sie allein waren damals, als Heinz in die Fabrik eintrat und das neue Verfahren der Stockrodung erlernte, um später als ein Pionier deutschen Geistes und deutscher

Digitized by Google

Kraft in die Fremde zu gehen, in ein fernes, fremdes Land.

Warum ihr das alles nur gerade jetzt einfiel? Nie noch hatte sie darüber nachgedacht, daß ihre Liebe ein brennender Frühling war, kein Anfang eines neuen Lebens, sondern ein in sich beschlossenes Schicksal, keinem anderen Gotte dienend als sich selbst.

Und doch wäre dieses Kind, das ungeboren blieb, vielleicht Rettung gewesen und Erlösen. Vielleicht wäre auch in ihr die Wandlung eingetreten, die sie an mancher Frau erlebt, daß das Kind langsam von der Mutter Besitz ergriff und die andere, heißere Liebe verdrängte? Daß das Kind neues Verheißen wurde und neuer Sinn des Lebens? Dann vielleicht war es Schicksal, daß jede Liebe sterben mußte, nachdem sie neues Leben geschaffen, und aus dem Sterben des Frühlings neue Liebe stieg, die einen Sinn hatte über Tod und Erlöschen hinaus?

Aber waren sie nicht beide von jener Art, die sich gegen das allgemeine Schicksal gestemmt? Hatten sie nicht in auflodernder Herrenart alles gering geachtet, was an das allgemeine Schicksal gemahnte? Hatten sie nicht stolzer, reiner, herrischer geträumt als andere? Nein, so wie sie ihre Liebe und Ehe geträumt, da wäre auch ihr Kind nur ein reicheres Erfüllen, nimmer aber die bürgerliche Errettung von der Leere einer Ehe gewesen, die ihren allgemeinen Zweck erfüllt hatte.

Digitized by Google

Und doch! Wenn sie jetzt ein Kind ihr eigen nennen würde, – vielleicht würde sie dann das Zerbrechen des Traumes von ewiger stolzer Liebe ertragen? Es würde seine Augen haben und vielleicht einen Mund, der lächelte wie seiner!

Maria sann und sann. Grauenhaft erschien ihr das Alleinsein mit einem Schicksal, das unerbittlich und unerträglich war. Es gab keine Rettung!

Gab es keine? Mußte sie es erleben, wie ihre Tage immer tiefer ins Leere mündeten, wie ihr Leben inhaltslos und unerfüllt der Sinnlosigkeit zutrieb? Ihre Liebe konnte sie nicht erschlagen. Die lebte und glühte und ging mit wunden Füßen durch die Nesseln ihres Stolzes zu den blühenden Gärten des Einst. Sie konnte diese Liebe schlagen und beschimpfen, sie konnte ihr den Namen hilfloser Schwäche und duldender Erbärmlichkeit geben, sie starb nicht. Sie flüchtete in hundert Masken und verbarg sich in seltsamsten, unkenntlichsten Träumen. Aber immer wieder stand sie jäh vor Maria.

Und immer wieder kam der Gedanke zu ihr: Wenn sie ein Kind hätte! Mit ihm könnte sie fliehen vor diesem Leben! Irgendwo in der deutschen Heimat könnte sie mit ihm ihrer Erinnerung leben. Das allein wäre Rettung vor diesem Leben, das zu schwer war für ihre Jugend, zu schwer.

Dann müßte sie es auch nicht mitansehen, daß Heinz

Digitized by Google

ungeduldig und zerquält an den Ketten rüttelte, daß ihm ihr Zusammenleben immer mehr zu lästigem Zwang und drückender Pflicht wurde, denn daß dies geschah, fühlte Maria aus jeder Stunde, die sie zum Zusammensein zwang. So wie Heinz blickte nur einer, der nach Ferne dürstete und Befreiung.

Was Heinz sagen würde, wenn sie so aus seinem Leben schiede? Vielleicht würde er trauern über eine entrissene liebe Gewohnheit? Vielleicht würde er froh sein, sich endlich frei und allein zu wissen, nach des Tages Arbeit und Erregung nicht mehr in die verdrossene Stimmung ihres Zusammenseins tauchen zu müssen?

So gerne malte sich Maria aus, wie es sein würde, wenn sie von Heinz gegangen war. Sie gestand es sich selbst in freien Stunden, daß diese Vorstellungen ein wenig von verlogenem Mitleid mit ihr selbst erfüllt waren, daß sie selbstgefällig und sentimental mit ihnen spielte. Aber immer wieder ließ sie sich in diese Bilder locken.

Und dann war es für Maria plötzlich Gewißheit, daß sie so handeln mußte und ihr Denken wurde Entschluß. Sie war sich selbst nicht ganz klar, welche Erwägung eigentlich für diesen Entschluß bestimmend gewesen war, sie wußte nur, daß sie aus ihrem eigensten Fühlen vielleicht nicht zu ihm gekommen wäre. Vielleicht war es der heimliche Wunsch von Heinz, sann sie,

Digitized by Google

der sie führte? Ihm mußte doch auch dieses Leben unerträglich scheinen! Und schon flüchtete sich Maria in die Vorstellung, sie opfere sich für Heinz, und ihr Mitleid mit sich wuchs.

Aber das eine würde sie doch nicht können, mit Heinz ihre Abreise zu besprechen. Vielleicht würde er sie zurückzuhalten versuchen, – aus Gewohnheit, aus Mitleid – vielleicht aus Scham? Denn sicherlich war es auch ihm nicht leicht, sich einzugestehen, daß sie sich beide getäuscht, daß ihr Wille zu einer Ehe im höchsten Sinne, in ihrem Sinne, nur zu Irrtum und Qual geführt.

Nein, sie konnte darüber nicht mit Heinz sprechen. Das wäre die letzte und schlimmste Demütigung für sie gewesen, daß Heinz aus Ritterlichkeit versuchen würde, sie zu halten. Und auch das andere – nein, Maria wußte sich nicht stark genug, um Heinz die Hand zum Abschied zu geben, zu einem Abschied, von dem sie beide wußten, daß es für immer war. Vielleicht würde sie schwach werden, vielleicht würde sie seinen Bitten nachgeben, obwohl sie wußte, daß diese nicht ernst gemeint waren. Und dann würde ihr Elend neu beginnen, bis ihr Zusammenleben immer leerer und trostloser wurde, bis sie nur mehr häßliche Erinnerungen mitnehmen konnte in das Alleinsein, das ja doch unerbittlich auf sie wartete.

Digitized by Google

Nein, es war besser so. Heute konnte sie noch in den Tagen, von denen nur sie wußte, daß es die letzten waren, gut zu Heinz sein. Später würde alles viel häßlicher sein, dann würden noch mehr schlimme Worte zwischen ihnen stehen.

Fast erleichtert fühlte Maria sich nun, da sie ihren Entschluß gefaßt hatte.

Aber als Heinz ihr wenige Tage später sagte, daß er sich ein wenig müde fühle und jetzt, da ihm der ruhige Fortgang der Arbeit ein Ausspannen möglich mache, einen längeren Jagdausflug in das Innere der Insel machen wolle, erschrak Maria doch. Denn der nächste Jagdausflug ihres Mannes war die Gelegenheit zur Flucht, auf die zu warten sie sich vorgenommen hatte. Nun mußte es sein, so viel früher als sie gedacht!

Digitized by Google

XXXVI.

Heinz rüstete zu einer Jagdexpedition, die, wie er sagte, einige Wochen dauern würde. Er wollte nur einige Träger mitnehmen, diese von Makale dann nachhause senden und dort neue Leute aufnehmen. Seine Befehle für die Arbeit der nächsten Wochen hatte er gegeben, die Arbeit ging jetzt auch ohne ihn rasch vorwärts. Die Eingeborenen kannten ihre Arbeit. Franz verstand den Betrieb zu leiten, und seit er seinen Frieden mit den Leuten gemacht hatte, gab es keine Reibereien mehr außer jenen, die sich aus der angeborenen Trägheit der Malayen ergaben.

Heinz konnte also ruhig fortgehen und seinen Entschluß ausführen. Denn so ging es nicht weiter, das fühlte er mit jedem Tage, zu sehr litt er durch das veränderte Verhältnis zu Maria. Nein, er konnte es nicht ertragen, diese Liebe langsam sterben zu sehen, die einmal so aufwühlend groß und herrlich gewesen.

Eigentlich war sich Heinz nicht ganz klar, was nun werden sollte. Das eine nur wußte er, daß er dieses Leben nicht mehr ertrug. Er fühlte mit jedem Tage, wie er immer mehr die Herrschaft über sich verlor und zitterte

Digitized by Google

darum vor dem Alleinsein mit Maria, vor diesen Abenden, in denen er sich mühsam vor einem Ausbruch zu bewahren suchte.

Marias Gleichgültigkeit war so aufreizend, daß er sie oft nicht mehr zu ertragen glaubte. Sie nahm keinen Anteil an seiner Arbeit, seinen Plänen, sie erzählte nichts von sich. Ja, sie sprach überhaupt fast nicht mehr, und wenn er zu erzählen aufhörte, sank ihr Zusammensein sofort in ein verdrossenes Schweigen.

Marias Liebe schwand mit jedem Tage mehr, das fühlte er immer deutlicher. Sie war eben wie die anderen Frauen, deren Liebe nicht dem bestimmten Menschen, sondern irgend einem erträumten Wesen galt. Nun, da sie gezwungen waren, auch den Alltag miteinander zu leben, nun sah sie ihn, wie er war, mit seinen Eigenheiten und Schwächen, und nun fand ihre Liebe nicht mehr zu ihm.

Aber war das nicht allein ihre Schuld? War sie nicht schuld, daß es überhaupt diesen Alltag gab? War nicht früher ihr Leben ein einziges loderndes Fest gewesen? Hatte sie sich damals nicht täglich anders gezeigt und dadurch immer wieder neues Sehnen in ihm erweckt?

Aber er war es müde geworden, darüber zu grübeln, warum alles so gekommen war. Das eine nur wußte er, daß er dieses Aneinandervorbeileben nicht länger ertrug. Maria war die große, steile Flamme in seinem

Digitized by Google

Leben gewesen, an der er nackt geworden wie Metall im Feuer, befreit von allen Schlacken, jene Flamme, in der er sich selbst erkannt. Er durfte sich dieses Wissen um das große Erfüllen seines Lebens nicht zerstören lassen; nein, ihre Liebe durfte nicht in Häßlichkeit sterben! Lieber wollte er das Herbste auf sich nehmen!

Noch konnte es sich Heinz nicht recht vorstellen, wie er alles ordnen würde. Nur fort, nur fort, war sein einziger Gedanke! Lieber sein Leben mit einem jähen Entschlusse einsam und freudlos gestalten, als es ertragen müssen, daß aus ihrer Liebe ein schuldgequältes Hassen würde.

Es war wohl am einfachsten, wenn er gar nicht wiederkam? Maria konnte dann allein über ihr ferneres Leben beschließen. Franz konnte sie ja nach Europa bringen, wenn sie zu ihrem Vater zurückwollte. Oder sie konnte sich im Fremdenviertel Makassars eine Wohnung mieten? Oder in Menado, wo Mister Sinther und Friedl waren? Er konnte ja nun für sie sorgen, wo immer sie war!

Ja, es war so am besten! Er konnte ihr von Makale aus mit den rückkehrenden Trägern einen Brief senden. Sehr weh würde er ihr ja wohl nicht tun, sann Heinz bitter. Sie hatte ihm ja deutlich genug gezeigt, wie wenig er ihr mehr galt, wie gleichgültig sie ihm geworden.

Digitized by Google

Er freilich! Ihm zerbrach sein Leben mit diesem Ende, das wußte er nur zu gut! Aber immer war das noch besser, als das langsame Sterben ihrer Liebe zu ertragen.

Warum sagte er ihr eigentlich das alles nicht? So, wie er die Flucht nun plante, mußte er sich ja fast feige nennen?

Mochte es aber immerhin so heißen. Es war besser so. Zwischen ihnen zitterte zu viel Verstimmung, als daß er hätte so sprechen können, wie es ihn drängte. Vielleicht würde er sich vor Maria nur lächerlich machen.

Und dann wenn er erst einige Wochen allein gewesen, wenn er sich erst wieder in die Hand bekommen nach dieser Zeit wildzuckender Nerven, dann war er ja zu allem bereit. Auch mit Maria zu sprechen und persönlich alles zu ordnen.

Zuerst mußte er nur mit sich selbst fertig werden, mußte das in sich niederzwingen, was noch immer so heiß nach Maria schrie und was noch immer so töricht an seinem Traume von hoher, stolzer Liebe hing. Nein, ein Weib sollte ihn nicht verlachen dürfen. Da trug er lieber sein Weh in den tiefsten Wald wie ein totwundes Tier sein heimliches Sterben.

Mochte Maria dann nach Deutschland reisen! Er wollte nicht zurück dorthin, von wo er ausgezogen so

Digitized by Google

siegesgewiß in eine helle Zukunft hinein. Keiner sollte von seiner Stirne lesen dürfen: Das ist einer, dem sein stolzester Traum zerbrach.

Nein, er wollte keine Menschen, er brauchte sie nicht, sie und ihr schadenfrohes Verstehen. — Nur zu sich selbst wollte er, immer tiefer in sich hinein. Er wollte leidend erfahren, was noch von ihm blieb, nachdem ihm eine Frau sein Glück zerschlagen. Gefahren wollte er und ihre Seligkeit, den Rausch der Gefahr, der Vergessen schenkt und böse Trunkenheit.

Ja, er mußte zu sich, er mußte sich wiederfinden! Einen anderen würde er da wohl finden müssen, als er früher gekannt. Einen, der ohne Sehnsucht war, und der kein Glück brauchte. Einen, der nur eines kannte, die Pflicht und ihr Erfüllen.

Dann wollte er zu seiner Arbeit zurück. Und wenn er dann auch das Lächeln verlernt haben würde, so doch das Wollen nicht und nicht das Können. Er mußte leben lernen — ohne Glück!

Freilich, eine Leere würde dann sein, — eine bittere Leere.

Und eigentlich war er noch so jung!

O Maria!

— Und dann war alles bereitet und Heinz stieg noch einmal die Treppen zu Marias Wohnzimmern empor, während unten schon die Pferde gesattelt standen. Er

Digitized by Google

wagte es kaum, Maria anzusehen und auch sie wich seinen Blicken aus.

Als sie sich beide zum Abschiede die Hand reichten, zitterte in ihnen beiden das Wissen um einen anderen heimlichen Abschied.

Und beider Stimmen würgten Tränen.

Und beide fühlten sich jäh schuldig.

Digitized by Google

XXXVII.

Immer tiefer tauchte Heinz in den Wald. Mit dürstenden Sinnen ergab er sich allen Stimmungen, jeder Möglichkeit, von sich selbst loszukommen. So empfand er diesmal stärker als sonst das Unheimliche des Urwaldes. Oft ließ er die Träger rasten und irrte einen Tag lang allein umher. Dann erlebte er erst die bangende Schwüle, die tiefe Stille, die Undurchsichtigkeit selbst der nächsten Dinge. Alles wirkte nun mit unheimlicher Kraft auf sein Gemüt, die Fußspuren, die er nicht deuten konnte, das gedämpfte Licht, das ihn umfing. Ein Rascheln fallender Blätter konnte ihn jäh erschrecken, ein plötzlich fallender Ast erbeben lassen. In dem ungewissen Dämmerlicht konnte er niemals die Ursache für das, was seine Sinne ungenau erfaßten, finden. Er hörte über sich schwere Flügelschläge, aber er wußte nicht, daß Nashornvögel aufflogen. Rings war alles von Leben erfüllt, aber seine Sinne konnten es nie ganz erfassen.

Nur die Jagd gab manchmal Beruhigen. Da konnte er oft aufatmend vor einem erlegten Wildschwein stehen, wie einer, der jäh in den Kreislauf des Lebens tritt.

Digitized by Google

Nur tötend konnte er dieses Leben erfassen, das ihn durch seine Vielartigkeit verwirrte.

Tagelang mühte er sich, mit seinem halbvergessenen Schulwissen Namen und Art der Pflanzen zu bestimmen. Auch dieses Benennen war Jagd und auch dieses gab Beruhigung und den Schein des Eindringens in die verwirrende Fülle.

So lernte er einzelnes sehen und sehend scheiden. Er bestimmte einzelne Bambusarten und Palmen und freute sich seines Benennens wie ein Kind. In diesen ersten Tagen war er wie einer, der sich die Ohren zuhält, um sich selbst nicht zu hören. Er war von einer rastlosen Tätigkeit, gönnte sich keine Ruhe, stellte sich alle möglichen Aufgaben, nur um nicht zur Ruhe, nicht zum Besinnen zu kommen.

Er gewann mehr Mut zu sich, als er immer höher in das Gebirge kam. Hier schien ihm das Leben der Pflanzen gemäßigter und vertrauter. Er erkannte Geißblatt und Butterblumen, stand lange vor einer Primel und hatte fast Tränen in den Augen, als er auf einem hohen Berge Veilchen und Heidelbeeren fand. Da warf er sich in das Gras und schloß die Augen. Erwachend sah er wieder die heimischen Gewächse und dachte in einem schmerzhaften Schauen an Deutschland und den Tag, da er mit Maria in dieses ferne fremde Land gezogen zu dem Erfüllen ihres Glückes.

Digitized by Google

Und da wagte er zum ersten Male, seinem Leid tief in die Augen zu sehen. Da preßte er es an sein Herz, denn dieses Leid noch sprach von Maria. Und es erfüllte sein Inneres mit wehem Rausch und stieg in seine Augen bis sie brannten von tausend ungeweinten Tränen.

Aber nicht lange blieb er so seinem Schmerze hingegeben. Dieser Schmerz war ja sein Feind, er mußte ihn niederringen, damit er wieder atmen konnte, leicht und frei wie ein Siegender.

So eilte er weiter und füllte seine Tage mit hastendem Geschehen, schuf sich Ziele und Aufgaben, jagte ihnen nach und war nur glücklich, wenn er sich eine Müdigkeit erjagt hatte, die ihm bleiern die Augen schloß und vergessen ließ.

Doch wenn er sich einen Augenblick Zeit zum Besinnen ließ, dann stand wieder sein Leid vor ihm und er erkannte, daß all sein Tun nutzlos und Betrug und daß, wenn er an das Ende der Welt liefe, er sich selbst doch nicht entrinnen könnte.

Nichts stillte ihn, weder die Jagd noch die Gefahren, die manche Zwischenfälle mit den wilden Eingebornenstämmen im Innern der Insel brachten.

Nein, Betäubung fand er nur für Augenblicke. Sie war aber auch nicht das Ziel dieser Flucht, sagte sich Heinz, aus der Hast seiner Tage erwachend. Er mußte noch einmal alles durchdenken und dann innerlich

Digitized by Google

frei und stark werden, daß er sein bisheriges Leben durchstreichen konnte! Ja, das mußte er.

Aber es war so seltsam, daß nun in der Einsamkeit, da er den Entschluß gefaßt hatte, sein Leben von dem Marias zu trennen, keine Anklage gegen Maria seinem forschenden Denken standhielt. Was er da sich selbst vorbrachte, konnten doch nicht die Gründe für ihr Auseinandergehen sein?

Aber wie war es dann gekommen, daß sich ihr Verhältnis zueinander so geändert hatte, daß alles zerrissen war, was sie früher so selig aneinander gebunden? Wodurch war plötzlich zwischen ihnen die Feindschaft der Geschlechter erwacht und schlug und schlug auf ihre Liebe bis sie still wurde und krank?

Warum war ihnen das geschehen? — Heinz konnte keinen Schlüssel dazu finden, so sehr er ihr früheres Leben zerdachte.

Aber diese Feindschaft war da und wurde mit jedem Tage stärker. Vielleicht mußte das so sein?

Und das Seltsame war, daß er Maria doch noch liebte, daß es ihm unerträglich schwer schien, sie lassen zu müssen.

Gab es das, daß man nicht miteinander, aber auch nicht ohne einander leben konnte?

So irrte Heinz seinen Gedanken nach durch den Wald. Schon einige Tage rasteten seine Träger in einer

Digitized by Google

verlassenen Hütte im Urwald. Und immer noch nicht konnte er sich von dieser Gegend trennen.

Und wieder irrte er gepeitscht durch das graue Dämmern, Gedanken liefen neben ihm her und lockten ihn in tiefere Wirrnis als sie der Wald kannte.

Da sah er plötzlich aus seinen Gedanken auf, denn es wurde immer finsterer um ihn, obwohl seine Uhr eine Vormittagsstunde zeigte. Alles um ihn wurde unruhig. Zweige schlugen aneinander, Äste knarrten. Und schon begann es um ihn zu knacken und zu krachen, Äste brachen zu Boden, das Unwetter brach los.

Das Rauschen des Regens schwoll ganz nahe über ihm und ungeheure Wassermassen stürzten auf den Wald herab.

Heinz ging immer rascher, denn nun war der Wald gefährlich. Jeder knackende Ast war eine Gefahr.

Endlich hatte er die Lichtung erreicht, wo die Hütten lagen, in denen seine Träger rasteten. Heinz zog sich in einer Hütte um, während ganze Sturzbäche vom Himmel brachen.

Gegen nachmittag klärte sich der Himmel und der Regen hörte auf. Heinz saß vor seiner Hütte und genoß die kühle Luft. Eine ganz neue, tiefe Stille zog in ihn.

Und da war es zum ersten Male, daß Heinz der Gedanke anfiel, wie sehr seine Stimmungen hier der Witterung unterworfen waren. Die Landschaft hielt ihn vielleicht stärker in ihrer Macht als er ahnte? — Aber Heinz

Digitized by Google

verwarf diesen Gedanken bald, weil er seinen Stolz zu sehr verletzte.

Heinz zündete sich eine Zigarette an und sah den tausenden tanzenden Mücken zu. Er sah ihren Liebestanz in klarer Abendluft. Und er sah auch die Fledermäuse, die aus dem Dunkel kamen und auf liebesselige Mücken lauerten.

Plötzlich tönte ein dumpfes Getöse in das Schweigen wie das Donnern ferner Lawinen. Heinz sprang erschreckt auf und versuchte, den dunklen Wald mit den Blicken zu durchdringen. Und immer wieder erklang das donnerähnliche Krachen.

Heinz befragte einen seiner Träger.

„Baumsturz!" antwortete dieser gleichmütig.

Ganz eigen ergriff Heinz diese Erklärung. Während des Unwetters hatte Heinz im Walde keinen Baumsturz erlebt. Regengüsse fluteten herab, Blitze krachten, Äste knackten, aber kein Stamm hatte gewankt so weit Heinz sehen konnte.

Und nun brach in der tiefen Stille, in dem Frieden dieses Abends ein Urwaldriese zusammen. Er war wohl schon lange brüchig und die weißen Termiten hatten ihn schon lange unterhöhlt? Dem Unwetter hatte er noch standgehalten, aber nun war seine Stunde gekommen. Jedem kam sie so. Es gab kein Entrinnen.

Da dachte Heinz an seine Liebe und barg sein Antlitz aufstöhnend in beide Hände.

Digitized by Google

XXXVIII.

Nun durfte Maria nicht länger warten. Lange genug hatte sie die Ausführung ihres Entschlusses schon hinausgeschoben. Über eine Woche war Heinz fort, nun mußte sie zur Abreise rüsten.

Verzweifelt klammerte sich Maria an ihren Stolz, in wehestem Kampf stellte sie ihn immer wieder zwischen sich und die eine heiße Stimme, die schrie und weinte: Bleibe! Immer wieder holte sie Worte aus ihrem Erinnern, harte, verletzende Worte, die ihr Heinz in bösen Stunden gesagt. An diese Worte hing sie ihren verwundeten Stolz, in diesen Worten suchte sie die Kraft zu dem schwersten Schritte.

Aber das Erinnern gehorchte ihr nicht und gehorchte nicht ihrem Stolze. Es wußte auch um anderes als um böse Worte, es wußte um so viel selige törichte Dinge, es schuf quälend Bild um Bild aus vergangener Zeit. Und da verblaßten die bösen Worte und waren plötzlich so klein und wesenlos gegen alles andere, um das das Erinnern wußte.

Aber Marias Stolz wollte diese bösen Worte nicht versinken lassen, er wollte nicht. Immer wieder zerrte

Digitized by Google

er sie hervor, vergrößerte ihre Bedeutung und reckte sie vor Maria hin. Und Maria nickte ihnen weh zu und nannte die anderen Erinnerungen Schwäche und fand böse, harte Worte für diese Liebe, die nicht sterben wollte, die noch immer so verzweifelt an dem Einen hing.

Und immer heißer rief Maria ihren Stolz. Wie konnte sie für Augenblicke vergessen, was Heinz ihr getan, wie konnte sie? Vergaß sie so ganz auf ihren Wert, wollte sie Spielzeug werden für die Launen eines Mannes, der sie nicht mehr liebte? Ja, nicht mehr liebte! Das war die Wahrheit, die der verwundete Stolz immer wieder den Bildern zuschrie, die das Erinnern hervorgeholt. Was wollte sie hier noch? Hatte sie nicht erkannt, daß es für sie beide das Beste war, wenn sie ging? Ja, auch das Beste für Heinz! Ihnen beiden mußte sie das Häßliche ersparen, das sonst noch für sie kommen mußte.

Und so langsam Maria alles zu dieser Abreise rüstete, so oft sie den Brief an Heinz schrieb und wieder zerriß, so oft sie nochmals durch alle Räume ihres Heims ging, um zu sehen, daß auch alles in Ordnung sei und Heinz alles so finde, wie er es gewohnt war, die Stunde des Scheidens rückte immer näher.

Sie hatte sich ein kleines Gefährt bestellt und sagte Franz, daß sie in einer Angelegenheit für Heinz nach

Digitized by Google

Paloppo müsse. Und sie richtete es so ein, daß er im Walde war, als sie abreiste. Nur Dschinolu mußte wissen wie weit sie reise, denn sie half beim Packen und ihr mußte Maria alle Aufträge geben, die Heinz betrafen.

Dschinolu fragte und sprach nicht. Aber die Blicke der Alten konnte Maria fast nicht ertragen. Ahnte sie?

Und schon wartete der Wagen unten und Maria ging noch ein letztes Mal durch alle Räume. Dann lief Maria rasch die Treppen hinab und sprang in den Wagen.

Schon wollte sie dem Bugi das Zeichen zur Abfahrt geben, da sah sie, daß Dschinolu die Treppe herab gelaufen kam und etwas in den Händen hielt. Maria wartete. Sie sah nicht rechts und links.

Jäh klammert sich warm ein Leben an ihren Arm. Zwei dunkle Augen aus verrunzeltem Antlitz leuchten in ihre. Und eine häßliche, schwarze und verrunzelte Hand drückt ihr zwei Dinge in die Hand.

Maria sieht auf. In heißem Erschrecken erkennt sie das, was Dschinolu ihr in den Schoß drückt. Die zerfetzte Schürze ist es, die sie schon nicht mehr trug, die unter altem Kram gelegen, den sie zurücklassen wollte. Die alte Schürze. Damals hatte sie ihr Dschinolu nach ihren Angaben genäht als sie die ersten Tage hier am Herde stand und das Haus für Heinz einrichtete. Und

Digitized by Google

einige Blüten leuchten zwischen den alten Fetzen — rote Blüten. Ja, — solche blühten an der Hauswand und in den Steinschalen auf der Terrasse — rot, ungebärdig!

Maria will die Hand zurückstoßen, die nach der ihren faßt, Trotz und Spott lodert in ihr auf; wie dumm das ist — wie kindisch! Aber zwei dunkle, runde Augen lassen sie nicht los, leuchten in die ihren.

Da legt Maria die Arme um einen alten, zitternden Hals und weint — und weint.

Maria wußte nicht, wie sie aus dem Wagen gestiegen und neben Dschinolu wieder die Treppe in ihr Heim hinaufgegangen. Sie wußte es nicht.

Aber eines wußte sie nun: sie mußte bleiben, sie konnte sich und dem Schicksal ihrer Liebe nicht entlaufen.

Langsam ging sie durch die Räume und ihre Hände glitten immer wieder bebend über alle Dinge.

Digitized by Google

XXXIX.

Einer raste draußen in wildem Walde, in Gefahr, in Hast und böser Lust des Selbstzerfleischens. Und es wurde nicht still in ihm, ob er tief sich besinnend sein Leid zu erkennen suchte oder nach Vergessen und Betäubung jagte.

Immer öfter mußte er lange in kleinen Siedlungen und Dörfern rasten, denn die Regenzeit setzte langsam ein und machte die Waldpfade immer unwegsamer. Da mußte er lange stille sitzen und sann beim Rauschen des Regens seinen Gedanken nach.

Auch an das ferne Deutschland dachte er oft und an die letzte Sendung von Zeitungen und Briefen, die er noch vor seiner Abreise gelesen. Wie seltsam das war, daß einer nach dem andern selbst unter den Besten irre wurden an Deutschland! Wie konnten sie nur alle so kleinmütig werden, weil die geliebte Heimat ein verwirrtes Antlitz zeigte und ihr Wesen nun schwerer zu erkennen war? War es nicht schmählich, der großen, heiligen Liebe zu Volk und Heimat zu entlaufen, nur weil ein jähes Fieber diese verändert hatte? Warum kämpfte keiner für das, was ihnen einst das Höchste

gewesen, warum sahen sie untätig zu, wie verirrte Nerven und verwirrtes Denken das große, herrliche Deutschland in Not und Elend trieben?

Denn verirrte Nerven und verirrtes Denken, das war doch nur äußerlich? Das Wesentliche der Heimat und des Volkes blieb. War Deutschland nicht mehr die geliebte, herrliche Heimat, weil ihr Äußeres jetzt viel verwirrende Züge wies? Wie kleinmütig diese Menschen alle waren, wie leicht sie ihren Nerven glaubten, wie wenig bereit ihre Liebe zu einem gläubigen: Trotzdem! war. Denn das war doch das Große an jeder Liebe, daß sie streiten konnte, — auch gegen die eigenen Zweifel, auch gegen die eigene Müdigkeit?

Das war das Große an jeder Liebe! Heinz erschrak, als seine Gedanken zu diesem Punkte kamen. Und plötzlich fiel ihm Friedls Wort ein: „Wir wollen, daß die Menschen so oder so seien. Aber wir haben so wenig Geduld!"

War das nicht ein Richtspruch für jene Kleingläubigen? — Ja, aber auch für ihn! Was er anderen vorwarf, galt das nicht noch viel stärker für ihn selber?

Auch mit seiner Liebe zu Deutschland war es so gewesen. Solange er dort lebte und immerfort das Verwirrende sah, da hatte er schließlich auch seinen Nerven geglaubt, die zu zittern begonnen hatten unter den vielen Widerständen. Da war auch er ein Nervengläubiger

Digitized by Google

gewesen, der sein Urteil aus gereizten Nerven schöpfte und darüber das Wesentliche übersah. Erst die Entfernung hatte ihn wieder richtig sehen gelernt. War dies so? Mußte immer erst Ferne sein, bis man erkennen konnte?

Und ein anderer Gedanke, den Heinz mit dem Sinnen über sein Verhältnis zu Deutschland zu verdecken gesucht hatte, riß sich los und reckte sich vor Heinz auf, bis er ihm nicht mehr zu entfliehen vermochte.

Und Maria?

Da sprang Heinz auf und lief aus seiner Hütte hinaus in den wilden Wald. Nein, er wollte diesen Gedanken nicht, er wollte ihn nicht denken.

Und sein Stolz raste empor und schlug auf sein Denken, das eine wunde, nackte Stelle seines Innern gestreift. Und während sein Körper sich atemlos dem strömenden Regen gab und seine Sinne dem wilden Erleben des Wetters, schleppte sein Stolz keuchend und rastlos Hemmungen herbei und Beweise, damit er nur das Eine nicht denken müsse, das Eine.

Und doch konnte er nicht hindern, daß irgendwie in seinem Innern eine heiße Freude, eine jubelnde Hoffnung emporloderte, die eine Tür in das Freie ahnte.

Heinz kam müde und durchnäßt heim und sank in tiefen, erlösenden Schlummer.

Aber am nächsten Tage rief ihn der Gedanke wieder hinaus zum Kampfe, und wie der rauschende Regen

Digitized by Google

morsche, tote Zweige niederbrach und Platz schuf für neues jubelndes Leben, so zerbrachen alle scham- und eitelkeitsgeborenen Hemmungen vor der siegenden Härte eines Gedankens.

O, Heinz wehrte sich, wie jeder Kranke seine Krankheit ängstlich und verliebt hütet, gegen den anderen Willen, der in ihm erwacht, gegen jenen zur Gesundung.

Aber immer wieder war dieser helle Gedanke da und ließ Heinz nicht mehr los.

Feige und erbärmlich hatte er die genannt, deren Wesen er aus Zeitungen und Büchern zu erkennen glaubte. Feige und erbärmlich, weil sie nur ihren Nerven glaubten und der allgemeinen Nervenverwirrung ihrer Brüder und darüber das Wesentliche vergaßen.

Ja, so hatte er doch über jene geurteilt, welche die Heimat kleinmütig verrieten?

Aber, hatte nicht auch er feige und erbärmlich an seiner Liebe gehandelt?

Wo war der Beweis, daß Maria nicht jener einzige Mensch war, den er gesucht und gefunden? Wußte er etwas Wesentliches gegen sie und seine Liebe vorzubringen?

In ihr Verhältnis zueinander waren Stunden gekommen, die weh taten und zerrten, Stunden der verirrten Nerven. Es waren dieselben Stunden, wie sie zwischen die Brüder seines Volkes gekommen waren,

Digitized by Google

daß sie sich jäh verzerrt und anders sahen und einander nicht mehr erkannten. Es waren jene Stunden, wie sie immer schon zwischen Menschen und Völker getreten, und immer schon war es Sünde und Schuld gewesen, ihnen zu folgen, sich von ihnen bestimmen zu lassen und das Wesentliche, das einigte, darüber zu vergessen.

Und in Heinz brannte eine tiefe Scham, die das Letzte verbrannte, was noch zwischen ihm und seinem Erkennen stand.

Feige und erbärmlich hatte er an seiner Liebe, hatte er an sich und Maria gehandelt. Er hatte nicht den Mut gehabt, sich wahrhaft zu erkennen, willenlos hatte er sich von seinen Nerven in Wirrnis und Anklage gegen den geliebtesten Menschen zerren lassen. Von Kleinem hatte er sich bezwingen lassen, so daß sein Schauen auf einmal das Große nicht mehr erkannte, bis er gar nicht mehr versuchte, das Kleine niederzuzwingen um des Großen willen.

Und Maria? O, sie beide hatten gefehlt! Sie hatten an sich und einander gezweifelt. Darum konnte es geschehen, daß diese Landschaft nach ihnen griff, die kein Eigenleben dulden wollte und kein herrisches Schicksal, die alle, alle unter ihren Willen zwang. Ja, unter dem bösen Blick dieser Landschaft waren seine Nerven erwacht zu herrschsüchtiger Wildheit, in der Glut dieses

Digitized by Google

brennenden Sommers, in der alles Leben nur mehr Sieg der Art war, und das Persönliche, das sich dagegen wehrte, in härtestes Bewahren hätte finden müssen.

Wie waren die Bugis erstaunt, als ihr Herr heimkehrte und sie plötzlich zu hastigem Aufbruch trieb! Nicht rasch genug konnte es Heinz nun gehen. Jede Stunde, die ihre Liebe noch in der Starrheit der Entfremdung versunken blieb, schien ihm verloren und verflucht. Und eine heiße, bebende Angst trieb ihn zu rastloser Eile. Ob es ihm gelingen würde, auch Maria aus der Herrschaft der Nerven zu erwecken? Ob sie mit ihm erkennen würde, daß alles, was sie zu trennen schien, nur ein Fremdes gewesen, von außen in sie gekommen und nicht aus ihnen geworden?

Und viele Gedanken noch kamen zu Heinz auf dieser Heimkehr und viele Wege fand er von seinem Erkennen und Erleben zu anderen Geschehen.

Und immer wieder erschrak er, schamvoll und verwirrt, wenn er dachte, wie leicht es hätte geschehen können, daß ihre Liebe, die Schwerstes bezwungen und so kühn über das Ich und Du Brücken geschlagen hatte, an kleinen Widerständen gestorben wäre.

Aber vielleicht war das die große Gefahr jeder Liebe und nicht alle jene Zwiespälte, von denen die Bücher in so großen Worten schrieben? Vielleicht war das die größte Gefahr, diese Nerven, die müde wurden nach

Digitized by Google

den Festen des Blutes und der ewig unerfüllten Sehnsucht der Seele, diese Nerven, die sich für kleinliche Häßlichkeiten schärften und so gut das Schönste in Grau zu schminken verstanden?

Und Heinz sann weiter, während ihn sein Weg immer näher dem Heime brachte. Wieviel Liebe war schon an dieser Gefahr zugrunde gegangen! Wieviel Liebe und wieviel aufrechter, steiler Wille!

Wieviele mochten sich schon so verloren haben, die für einander bestimmt waren und sich in blinder Nervengläubigkeit nicht mehr verstanden?

Ein großes Verstehen kam über Heinz und eine tiefe Trauer. War das nicht dieselbe Nervengläubigkeit, die liebende Menschen auseinanderdrängte, die auch manchen heiß Strebenden vor dem Ziele erlahmen ließ, ja, ihm das Ziel verdunkelte und mit häßlichen Lügen in eine Enttäuschung schminkte? War das nicht dieselbe Nervengläubigkeit, die verwandteste Völker jäh in blinden Haß und sinnlose Vernichtungsgier trieb? Die Nähe war so schwer zu ertragen, sie verdunkelte den Blick für das Wesentliche.

Und Heinz dachte erblassend: Vielleicht wäre auch ihm und Maria das so Menschliche geschehen, wenn ihr Schicksal sie nicht der Stadt entrissen hätte? Vielleicht hätte dann auch ihre Liebe das Los so mancher erfahren, die einst groß und heilig gewesen? Denn die Menschen

Digitized by Google

der Städte hatten ja keine Zeit für ein tieferes Besinnen auf Wesentliches, sie kamen nie so zu sich, daß sie hätten dafür kämpfen können!

O, man entglitt sich so leicht im Ghetto der Städte! Seinem Gotte, seinem liebsten Menschen und sich selbst! Auch er und Maria hätten sich vielleicht dort in jenem Riesenlärm verloren wie tausend andere. Langsam hätten sie die Tore zu einander geschlossen und wären beide in Fremdes oder in leere Trostlosigkeit getaumelt, obwohl sie für einander bestimmt waren. Und niemals hätten sie dann gewußt, was sie aneinander verloren.

Und Heinz erkannte es tief, was sie Beide dem Alleinsein in dieser Landschaft dankten, dieser Landschaft, die nur Unentrinnbarkeit jedes Schicksals kannte. Sie hatte sie versucht mit ihrem Bösensten, aber sie hatte doch nur Böses über sie vermocht, weil sie beide schwach geworden und ungeduldig. Aber sie hatte ihnen auch das Größte gegeben, das Größte, was Natur zu geben vermochte: den Zwang, ihre Möglichkeiten ganz zu erleben in jedem Sinne. Kein Ausbiegen gab es hier und keine Flucht. Hier mußte sich erweisen, was ganz war und klar, alles andere zerbrach an seiner eigenen Lüge.

Und Heinz ritt mit leuchtenden Augen in eine Ferne hinein, die er Maria nannte.

Digitized by Google

XL.

Ringsum atmete das Land erlöst unter den segnenden Händen des Monsums. Kein Leben war, das unerquickt verglühte, jeder kleinsten Wurzelfaser tastete der köstliche, erlösende Regen nach.

Und wieder lohten brennende Blüten in steinernen Schalen. Silber flammte kühl und warf stolze Lichter auf die Weiße des Damastes. Und roter Wein glühte in kristallener Karaffe und leuchtete in glitzernden Schalen, die aneinanderklangen in herrlichem Läuten.

Zwei Hände lagen ineinander, fest, und in fast schmerzhaftem Druck. Und zwei Blicke erkannten einander und tranken das Wissen um junge Liebe. Eine schmiegte sich an einen Mann, eine, deren Stolz zerbrochen im wehesten Sturme der Liebe. Maria schämte sich dieses Stolzes, der sie in Masken und Verwirrung getrieben, der sie in Lügen gezwungen.

Und Heinz trank das Bild dieser Frau, deren Gebärden ihm so edel und erlöst schienen, wie er sie nie gekannt. Wie schön, wie vollkommen alles Schenkende war: die Landschaft, der flutende Regen, die geliebteste Frau!

Digitized by Google

Einige Briefe lagen zwischen Heinz und Mari... Heinz schob sie beiseite, stand auf und bot die breite Brust dem feuchten, köstlichen Regenwind.

„Nun ist mehr geworden, als ich gewollt!" sagte Heinz nach einem tiefen Atemholen. „Mister Sinther schreibt mir, daß der Vertrag zwischen seiner Finanzgruppe und meiner Fabrik in Köln vollendet ist. Große gemeinsame Arbeit gilt es, das ist eine neue Verheißung, Maria! Das ist jene Zukunft, welche die politischen Schwärmer vergebens zu erschreiben versuchen!

Im Frühjahr sollen die ersten Schiffe mit den Arbeitern kommen, — deutsche Auswanderer, du! Dann werden hier die Fabriken erstehen, von denen ich träumte!

„Und noch etwas schreibt mir Mister Sinther," sagte Heinz mit einem forschenden Blick auf Maria. — „Er hat Friedl sehr lieb gewonnen und nennt ihn seinen wichtigsten Mitarbeiter. Wenn die Fabriken hier erstehen werden, so soll Friedl eine leitende Stellung erhalten. Das freut mich herzlich für unseren Friedl!"

„Ich hatte ihn immer schon sehr lieb!" antwortete Maria leise, ... „aber ich war damals selbst zu wirr und verstört.."

„Ich weiß!" sagte Heinz still. „Ich wußte damals mehr, als Friedl erraten durfte. In solchen Dingen muß jeder allein sein — da entscheidet sich, wer man ist. Und Friedl — — ja, er ist ein tapferer Junge! Ich verstehe, was Mister Sinther so an ihm gefällt!"

Digitized by Google

PRINCETON U.





Digitized by Google



Digitized by Google